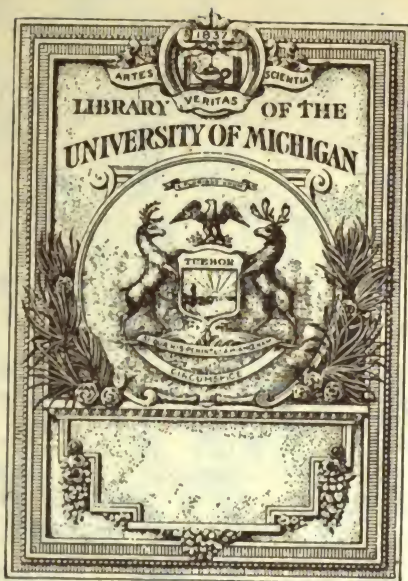
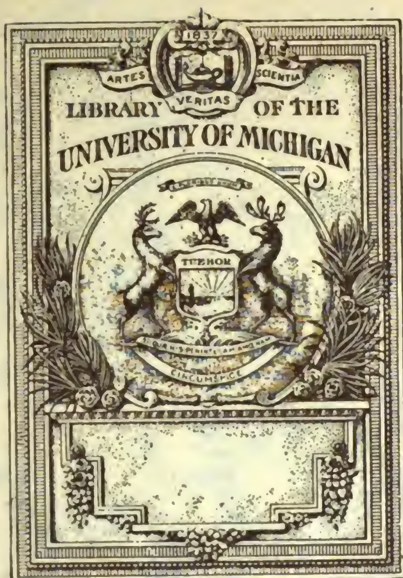
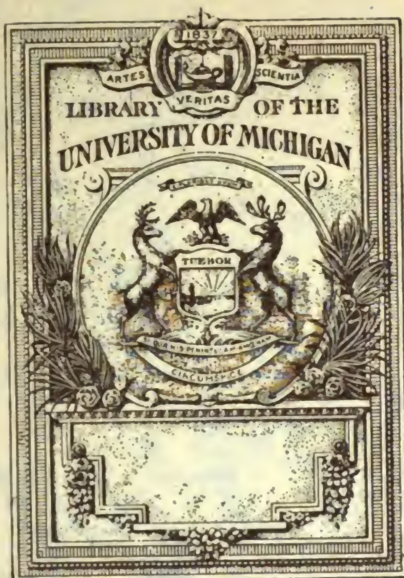



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

Neueste
Länder- und Völkerkunde.

Ein
geographisches Lesebuch
für alle Stände.

Eilfter Band.

Asien.



Mit Charten und Kupfern.

Weimar,
im Verlage des geographischen Instituts.
1811.

Neueste Kunde von Asien.

Herausgegeben
von
Theophil Friedrich Ehrmann,
fortgesetzt
von
Dr. Friedrich Ludwig Lindner.

Zweiter Band.

Süd-Asien.

Mit Charten und Kupfern.

Weimar,
im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs.
1811.

Vorrede.

Der Herausgeber des zweiten Theils der Kunde von Asien glaubt dem Publikum einige Auskunft über die Art der Entstehung dieses Bandes geben zu müssen.

Der vorige Redacteur, Herr Professor Ehrmann, hatte die Zeitschrift: Neueste Länder- und Völkerkunde, von welcher der Kunde von Asien drei Bände gewidmet sind, bis zum vierten Heft des II. Bandes der Kunde von Asien herausgegeben, als ihn der Tod überraschte. Die Verlagshandlung übertrug dem Unterzeichneten die Fortsetzung ihres Journals. Er fand von dem genannten IV. Hefte bereits zwei Bogen abgedruckt und vorräthiges Manuscript zu ungefähr noch zwei folgenden. Dieser Umstand macht die Ungleichheit des Styls und der Ansicht in den verschiedenen Abschnitten des Werks erklärlich.

Vorrede.

Andringender wünscht der Herausgeber sich darüber zu entschuldigen, daß er auf die Beschreibung der Halbinsel jenseits des Ganges weniger Zeit hat verwenden können, als der Gegenstand erfordert hätte, um mit derjenigen Würde dargestellt zu werden, deren er allerdings fähig gewesen wäre. Eine Zeitschrift aber, die an einem bestimmten Tage erscheinen soll, gestattet dem Schriftsteller nicht immer, seiner Arbeit die gehörige Rundung und Präcision zu geben. Gleichwohl hat der Geograph eben so strenge Forderungen zu erfüllen, als der Geschichtschreiber, und die Länderbeschreibung ist einer Vollendung fähig, welche ihr gleichen Rang mit der Geschichte sichern soll, wenn schon derselbe nicht immer anerkannt wurde, selbst nicht von denjenigen, welche sich mit den geographischen Wissenschaften abgegeben haben.

Bei dieser Ueberzeugung kann der Herausgeber nur mit Schüchternheit und indem er auf Nachsicht rechnet, diesen Band der Beurtheilung der Kenner ausgesetzt sehen.

Weimar, im Junius 1811.

Dr. Lindner.

Asien.

Siebente Abtheilung.

Beschreibung der einzelnen Länder.

C. Süd-Asien.

Hindustan, Vorder- und Hinter-Indien, Ostindische Inseln.

C. Süd = Asien.

Blick auf Süd = Asien überhaupt.

Was wir hier unter Süd = Asien verstehen, ist der südliche Landstrich Asien's, der zwischen dem 85sten und 150sten Grade der Länge, dem 10ten Gr. südl. und dem 35sten Grade nördl. Breite am und im großen Indischen Meere bis zum Chinesischen Meere hinliegt.

Dieser ungeheure, über 1300 geographische Meilen lange und 600 breite Landstrich umfaßt einen Theil der schönsten, fruchtbarsten und reichsten Länder unserer ganzen Erde, die als die Geburtsländer der köstlichsten Spezereien und der vortrefflichsten Produkte aus allen drei Naturreichen, der edelsten Metalle, so wie der kostbarsten Edelsteine und der schönsten Perlen, und tausend anderer herrlicher Naturgüter, unter dem unbestimmten, schwankenden Namen Indien schon in den ältesten Zeiten berühmt war. — Wunderdinge wurden von einem Lande erzählt, das so unvergleichliche Waaren in den Handel lieferte, und da man keinen leichten Zugang zu demselben finden konnte, weil die Seeschiffahrt noch in ihrer Kindheit war, da man den Kompaß noch nicht kannte — die Reise zu Lande war auch noch mit zu vielen Schwierigkeiten verbunden — so stand es den wenigen Reisenden, denen es vergönnt ward, in dieses Wunderland zu dringen, völlig frei, die albernsten

Mährchen von demselben zu erzählen, und sie thaten es auch nicht selten nach Herzenslust.

So wurde auch die vorher schon dürftige und schwankende Kunde von Indien im finstern Mittelalter vollends in den Morast des Aberglaubens und der Fabelwelt vergraben; bis endlich bei wieder auflebender Betriebsamkeit, die aufkeimende Aufklärung, die wieder erwachte Liebe zu den Künsten und Wissenschaften die Habsucht der Europäer begünstigten, welche die durch so viele wahre und halbwahre Sagen, als Fundgruben aller Schätze berühmten Länder mit unlöschbarem Golddurste aufzusuchen sich eifrigst bemühten. Da stand dann Indien oben an. Es war das berühmteste der Länder, welches die geldgierigen Europäer zur nähern Bekanntschaft anlockte, und da der Kompaß jetzt bekannt und sein Gebrauch bei der Schiffahrt schon eingeführt war, so wurden jetzt ziemlich häufige Entdeckungsreisen gemacht, und alle hatten den Zweck, das berühmte, überreiche, als Mutterland ungeheurer Schätze so hoch gepriesene Indien, dessen Zugang zu Lande so schwer war, zur See aufzusuchen. — In dieser Absicht machten Mehrere Entdekkungsreisen, und besonders Christoph Colombo seine Forschungsfahrt gegen Westen, weil man damals noch wähnte, auf diesem Wege zu dem hintern Theile von Indien geradezu gelangen zu können. Er fand das ersehnte eigentliche Indien nicht; dafür aber entdeckte er die Vor-Inseln eines neuen Erdtheils, die sodann Westindien genannt wurden.

Erst der berühmte Portugiesische Seefahrer Vasco de Gama entdeckte im Jahre 1699 den Wasserweg um die Südspitze von Afrika (daher das Vorgebirge der guten Hoffnung genannt) nach dem ersehnten Wunderlande Indien, nun zum Unterschiede Ostindien genannt, wohin jetzt, bei eröffnetem Wege, zahllose Abentheurer aller Nationen strömten, um sich in einem so reich gepriesenen Lande auf Ko-

sten seiner Einwohner zu bereichern. Es giengen aber mit der Zeit auch Männer in edleren Absichten dahin, welche gute Nachrichten zur Kunde dieser Erdgegend und ihrer einzelnen Theile einsammelten; auch ließen sich nun Europäer von mehrern Nationen, um nahe genug an der Schatzkammer zu sitzen, in sehr vielen Gegenden dieses Landstriches nieder, nachdem ihr Goldburst sie angespornt hatte, alle nur immer zugänglichen Winkel sammt allen Inseln des sogenannten Indiens möglichst genau zu erforschen.

Da nun auch europäische Gelehrte und Künstler aller Arten, theils als Beamte, theils als Forscher, oder um Brod zu verdienen, nach Indien kamen, so wurde, besonders in unseren Zeiten, die Kunde dieses Landes, wenigstens eines großen Theils desselben, sehr ansehnlich erweitert, doch ist sie zur Zeit nur noch unbefriedigendes Bruchstück.

Zu Süd-Asien, oder Indien, im weitesten Verstande, rechnet man die hiernach zu beschreibenden Länder:

1. Vorder-Indien, oder Hindustan und Dekan, nebst Bengalen und der ganzen westlichen Halbinsel diesseits des Ganges.

2. Hinter-Indien, oder die östliche Halbinsel jenseits des Ganges.

3. Die Ostindischen oder Süd- und Südostasiatischen Inseln.

I.

Hindustan und Dekan.

I.

Name. — Allgemeine Ansicht und Geschichte. — Lage. Gränzen. Größe.

Das Land, das man nach morgenländischer Art Hindustan und Dekan, auch Mogulistan nennt, ist dasselbe, das man sonst, wiewohl unrichtig, das Mogulische Reich oder das Reich des großen Moguls, auch nicht minder uneigentlich Ostindien überhaupt im engern Verstande, nannte, begreift Vorder-Indien, mit Einschluß der Halbinsel diesseits oder westwärts des Ganges, zwischen den Flüssen Sind (Hindus) und Ganges, oder eigentlich dem Burramputer; *) das eigentliche Vaterland der Hinduer, daher der Name Hindustan, der von dem Gränzgebirge Hind hergeleitet wird.

Indien war ein uraltes Reich, dessen Urgeschichte sich in dem undurchdringlichen Dunkel der grauen Vorzeit verliert.

Was wir mit Gewißheit von der Geschichte Hindustan's aus den früheren Zeiten wissen, besteht darin, daß dieses reiche, seiner vortrefflichen Produkte wegen schon sehr frühe bekannte Land, bereits vor Alters mehrere feindliche Anfälle auszustehen gehabt hat, und zu verschiedenen Malen erobert worden ist.

*) Der eigentliche Name des Landes ist Hind, welches auch die Benennung des nördlichen Gränzgebirges ist.

So wissen wir, daß der König von Persien, Darius, Sohn des Hystaspes, im 35sten Jahrhunderte der Welt einen Eroberungszug nach Indien unternahm, auf welchem er aber nicht sehr weit vordrang. Nicht viel glücklicher war nach ihm der Welteroberer Alexander, der Macedonier, dem man unrechtmäßiger Weise den Beinamen der Große gegeben hat. Er drang zwar über den Indus vor, aber den Ganges konnte er nicht erreichen; denn seine Truppen wollten durchaus nicht weiter vorwärts gehen, da die Witterung — es war die Regenzeit — zu schlecht war. Er kam nur bis an den Fluß Hyphasis (jetzt Bejah), und mußte da wieder umkehren und seinen Rückzug unter großen Beschwerlichkeiten machen. Seine in Indien gemachten Eroberungen waren nicht von großer Bedeutung. — Sein General Seleukus erhielt nach des Eroberers frühzeitigem Tode, wo die Feldherren sich in dessen hinterlassene Eroberungen theilten, zu seinem Antheile an der Beute außer Persien, auch die eroberten Indischen Länder jenseits des Indus, die er noch ansehnlich vermehrte; aber nach seinem Tode gieng Alles wieder verloren.

Derjenige Theil von Indien, welcher dem Seleukus unterworfen gewesen war, fiel dem Monarchen von Bactriana in die Hände, der hier ein ziemlich glänzendes Reich stiftete, das jedoch nur 150 Jahre dauerte, und dann von einer mächtigen Tatarischen Horde, die es unversehens überfiel, plötzlich über den Haufen gestürzt wurde.

Von dieser Zeit an ist nichts Bedeutendes von politischen Veränderungen in Indien bekannt.

Der erste Eroberer Indiens in neueren Zeiten war Mahmud, Sultan von Ghazna, dem alten Bactriana, welcher im J. 1000 unserer Zeitrechnung in Indien einfiel, 8 Jahre lang dieses Land bestürmte und feindselig behandelte, und doch nicht weiter, als bis Multan kam. —

Er eroberte jedoch einen Theil von West-Hindustan oder den Theil auf der Westseite des Ganges. Er war ein Wütherich, der die unglücklichen Hinduer aus Fanatismus hart drückte und, so weit er kam, alle ihre Tempel zerstörte. — Seine Abkömmlinge wurden im Jahre 1184 von der Familie der Goriden aus dem Lande vertrieben. Die Regenten dieses Stammes nahmen ihre Residenz zu Lahor. Einer derselben, Namens Muhammed Gori, dehnte durch Eroberungen seine Herrschaft weiter gegen Osten aus, und bemächtigte sich der Stadt Benares, wo er die abscheulichsten Grausamkeiten begieng. Nach seinem Tode im Jahre 1205 wurde das Reich, das er hinterließ, zertheilt; das Land am Indus fiel seinem Feldherrn Kutub zu, der die Dynastie der Patanen oder Afganen gründete, und seine Residenz zu Delhi nahm, wo auch seine meisten Nachfolger residirten. Diese blieben auf dem indischen Throne bis ins Jahr 1398, wo der Eroberer, Timur-Beg, oder Timur-Leng (gewöhnlich Tamerlan genannt), der Tollkopf, mit seinen wilden Barbarenhorden auch in Indien einbrach. Er ließ jedoch den damaligen Patanischen König Mahmud III. auf dem Throne, und zog nach einigen Monaten weiter gegen die Türken.

Dieser Mahmud starb im Jahre 1405, und sein Nachfolger auf dem Throne war ein sogenannter Seid oder Abkömmling des Propheten Muhammed, Namens Schasil, dessen Nachkommenschaft diesen Thron bis auf das Jahr 1450 behauptete, wo der Afgan Bellieli, von dem Stamme Lodi, ihn bestieg, dessen Sohn im Jahre 1501 die Stadt Agra zur Hauptstadt seines Reiches machte.

Unter der Regierung dieses Fürsten kamen zuerst die Portugiesen nach Indien, die den übrigen seefahrenden Nationen der Europäer den Weg in dieses gelobte Land bahnten, welche sich bald immer zahlreicher einfanden, um an den Reichthümern desselben Theil zu nehmen

und sich auf Kosten der zu gutmüthigen Eingebornen mit Hülfe ihres siegreichen Feuergeschosses Schätze zu sammeln. In Haufen zogen in dieser Absicht europäische Abentheurer von allen Völkern, Ständen, Gattungen und Altern herbei, und überschwemmten das reiche Land wie ein Schwarm von Heuschrecken; und so wie diese brachten sie den armen Hinduern nichts als Elend, Tod und Verderben mit. — Die Europäer ließen sich bald auch auf den Küsten Indiens nieder, wo sie sich zum Nachtheile der Hinduer einnisteten und vermittelst der festen Plätze, die sie erbaueten, die Dauer ihrer Niederlassungen wenigstens gegen die Eingebornen immer mehr sicherten. — Von da aus fraßen sie wie der Krebs immer weiter um sich, mischten sich in die Angelegenheiten der Landesfürsten, benutzten ihre Schwäche und Zwietracht, oder hetzten sie auch wohl gegen einander auf, brachten auf diese Weise außerordentliches Unglück über das schöne Land, und fischten dabei im Trüben, so daß sie ein Land nach dem andern an sich zogen, beinahe alle Königreiche und Fürstenthümer umstürzten, ja selbst Miturſachen der Zugrunderichtung des sogenannten großen Moguls wurden. Der meiste Vorwurf trifft hier die Britten, wie wir noch weiter in der Folge sehen werden.

Die Regenten von dem genannten Stamme Lodi brachten Unglück über das Land, das während ihrer Regierung von schrecklichen Gährungen und Unruhen zerrüttet wurde, so daß diese Dynastie am Ende dem Throne entsagen mußte.

Der Mogulische Sultan Baber, welcher die Länder zwischen dem Indusflusse und Samarkand beherrschte und dem die Usbeken den nördlichen Theil seines Staatsgebiets entrissen hatten, beschloß, sich durch Eroberungen in Hindustan dafür schadlos zu halten. Sein Entwurf gelang; er drang im Jahre 1525 in Hindustan ein, schlug den damaligen Indischen Kaiser Ibrahim II. auf's Haupt,

stürzte ihn vom Throne, bestieg diesen selbst, und nannte das eroberte Land, das seine Nachfolger noch imme mehr vergrößerten, das Mogulische Reich (Mogulistan) woher dann auch nachmals dem sehr mächtig gewordenen Beherrscher desselben der lächerliche Name des großen Moguls gegeben wurde, der in der Arabischen Sprache Sultan-el Hind, König von Indien, genannt ward.

Sultan Baber starb im Jahre 1530 und ihm folgte sein würdiger Sohn, Humajun, nach, den, troß seiner schönen Eigenschaften und Tugenden, seine Brüder mit Hülfe eines Großen, Namens Schir-Khan, der sich selbst im Jahre 1541 die Krone aufsetzte, vom Throne stürzten. — Da aber dieser Kronenräuber schon im Jahre 1545 bei der Belagerung von Scheitore ums Leben kam, so wurde der im Elende schmachtende Humajun im Jahre 1554 wieder auf den Thron zurückberufen; aber schon im folgenden Jahre starb er, und nun kam sein Sohn, der in der Geschichte so berühmte Akbar, einer der erlauchtesten Regenten von Hindustan, an die Regierung, die er sehr glorreich fünfzig Jahre lang, nämlich bis in sein Todesjahr 1605 führte. Er hatte sich eben so sehr durch seine Menschenliebe, durch seine großmüthige Duldung gegen die Hinduer, als durch seine Weisheit und Tapferkeit bekannt gemacht. Er gab seinem Reiche eine neue, regelmäßigere Gestalt, indem er es in Kantone oder Aemter (Purgunnas), Bezirke (Serkars) und Statthalterschaften (Subabies) abtheilte, und genaue statistische Verzeichnisse darüber ausfertigen ließ. Hier kannte man also damals schon das beliebte statistische Tabellenwerk. *)

*) Diese neuen Einrichtungen und Anstalten beschrieb der würdige Minister dieses Monarchen, Abul-Fazel, sein Rathgeber, in einem noch vorhandenen, sehr schätzbaren Werke, betitelt: Ajin Akbari (d. h. Akbar's Spiegel). Derselbe hat auch eine Lebensgeschichte seines Herrn unter dem Titel: Akbar-Namma, hinterlassen.

Unter seinem Sohne und Nachfolger, Jehangir, kam im Jahre 1615 die erste Englische Gesandtschaft nach Hindustan. Im Jahre 1627 starb dieser Monarch, dem gegen das Ende seiner Tage sein Sohn, Schach Jehan, das Leben vergällte, indem er sich gegen seinen Vater empörte, welchem er hierauf in der Regierung nachfolgte. Ihm selbst ward aber noch ein härteres Schicksal vorbehalten. Im Jahre 1658 empörten sich seine vier Söhne gegen ihn, und schlugen sich selbst mit einander herum. Endlich trug der jüngste Sohn, Aurung-Zeb im Jahre 1660 den Sieg davon, entsetzte seinen Vater des Thrones, den er selbst bestieg und räumte seine Brüder aus dem Wege.

Dieser gewaltige, in der Geschichte sehr berühmte Monarch, der die Landschaft Dekan vollends eroberte, und mehrere andere Länder unterjochte, erhob das Mogulische Reich auf den höchsten Gipfel seines Glanzes. Er starb mit Ruhm bedeckt im Jahre 1707 im 90sten Jahre seines Alters. — Man rechnet, daß dieser mächtige Kaiser ein Staatsgebiet von ungefähr 70,000 geogr. Quadratmeilen beherrschte, mit 64 Millionen Einwohnern (Andre geben die Zahl noch höher an) und mehr als 200 Millionen Thalern Einkünften. — O wie zerfiel diese Macht unter seinen schwachen Nachfolgern!

Aurung-Zeb hinterließ vier Söhne, von welchen sich die zwei ältesten mit einander um den verlassenen Thron schlugen. Jeder derselben hatte eine Armee von ungefähr 300,000 Mann zu seinen Befehlen. Eine Schlacht bei Agra entschied den Sieg und sprach den Thron dem ältesten Sohne zu, der den Namen Bahader-Schach angenommen hatte, dann aber den Namen Schach-Allum erhielt. Sein Bruder und Mitbewerber blieb auf dem Schlachtfelde. — Hierauf empörte sich der jüngste Bruder gegen ihn, wurde aber ebenfalls geschlagen.

Dieser Schach-Allum starb im Jahre 1713, nachdem die Seiks, eine neue Sekte Religionsschwärmer, die in die Landschaft Lahor eingefallen waren, ihm verzweifelt viel zu schaffen gemacht hatten.

Er hinterließ gleichfalls vier Söhne, die sich auch nach dem Tode ihres Vaters mit einander um den erledigten Thron herumschlugen. Drei derselben kamen zu verschiedenen Zeiten in diesem Kampfe ums Leben, und der vierte wurde von zwei mächtigen, angesehenen Fürsten (Omra's), Abkömmlingen Muhammeds (Seids) bald darauf vom Throne gestoßen, die seinem Neffen, Furukschir, dafür die Krone aufsetzten.

Aber auch diesen Furukschir entsetzten die beiden Fürsten im Jahre 1717 wieder des Thrones, erhoben einen Sohn des Schach-Allum auf denselben, den sie, so wie seinen Bruder, den sie ihm zum Nachfolger gegeben hatten, nach einander in Zeit von einem Jahre ermordeten. So mißbrauchten diese Großen ihre angemaßte Gewalt.

Hierauf setzten sie im Jahre 1720 den Muhammed-Schach, einen Enkel von Schach-Allum, auf den Thron. — Dieser kluge Regent, der bald einsah, daß die beiden Omra's alle ihm allein zukommende Gewalt in Händen hatten, und ihn gleich einem Gefangenen unter ihrer strengen Aufsicht hielten, verband sich mit drei der angesehensten Omra's gegen die beiden Seid's, seine Tyrannen, die selbst dazu Anlaß gaben. Der eine dieser beiden Brüder wurde in einem blutigen Gefechte von dem Kaiser selbst erschossen; der andre aber gefangen genommen und auf Lebenszeit eingesperrt.

Da sich nun Muhammed nach diesen Vorfällen im ruhigen Besitze seines Reiches sah, so überließ er sich ganz den Wollüsten und den Vergnügungen des Harem's, des Trunkes und der Jagd, wodurch Alles in Unordnung ge-

rieth, jeder Große den unbeschränkten Despoten spielte, und der Staat sich zusehends seinem Untergange näherte.

Nizam-al-Muluk, der dem Kaiser zur Besiegung der beiden Seids, die ihn tyrannisirten, so kräftigen Beistand geleistet hatte, machte sich nun in seiner Statthalterschaft Dekan möglichst unabhängig, und unterstützte selbst insgeheim die aufrühreriscḧen Maratten, ja, um seine verrätherischen Plane durchzusetzen, rief er sogar den berüchtigten Usurpator von Persien, den Eroberer Schach-Nadir, gewöhnlich Tahmas-Kuli-Khan genannt, herbei, um das Mogolische Reich anzufallen. Dieser kam auch im Jahre 1738, überschwemmte Hindustan mit seinen Truppen, schlug die des Indischen Kaisers, der sich auf den Rath des treulosen Nizam Muluk, welcher Alles über ihn vermochte, dem Sieger freiwillig unterwarf, und zog in die Hauptstadt Delhi ein, wo er teuflisch hauste, eine unzählige Menge Menschen mordete, und eine ungeheure Beute mit sich davon führte. Er saugte einen großen Theil des Landes aus, ließ sich die Indischen Landschaften auf der Westseite, oder dem rechten Ufer des Indusflusses, abtreten, und setzte nun den tief gedemüthigten Kaiser von Hindustan wieder in seine Regierung ein; aber diese war nun schon so sehr erschlafft und die Unordnung und Verwirrung in dem, seinem Untergange entgegen eilenden Reiche stiegen auf einen so hohen Grad, daß sich ein Statthalter oder Vasall nach dem andern, von der Obergewalt des schwachen Kaisers losriß, und sich unabhängig machte, worin ihnen der gedachte Nizam-Muluk mit seinem Beispiele vorangieng. — Auch die Maratten erhoben sich mit Kraft, und zwangen den tief herabgewürdigten Monarchen, ihnen ihre Einfälle und Verheerungen mit Gelde abzukaufen.

Muhammed-Schach, der so sehr herabgesunkene Kaiser von Hindustan, oder sogenannte große Mogul,

starb im Jahre 1747. Ihm folgte sein nicht minder schwacher Sohn, Ahmed-Schach, während dessen sechsjähriger Regierung das Reich vollends zerfiel, so daß den Kaisern sodann nicht viel mehr übrig blieb, als das Gebiet der Hauptstadt Delhi. — Die letzte kaiserliche Armee, die diesen Namen zu tragen verdiente, wurde im Jahre 1749 von den Rohilla's gänzlich geschlagen. Die Dschaten bemächtigten sich der Landschaft Agra. — Aliverdi, der Statthalter von Bengalen, bemächtigte sich dieses schönen Landes als seines Eigenthums; so machten es viele andere Statthalter, doch thaten sie es immer im Namen des Kaisers, dem am Ende nichts mehr, als der Name und die Ehre, übrig blieb, da er ein Gefangener einiger Großen ward, die unter seinem Namen Verordnungen und Befehle ertheilten. Auch fuhr man fort, Münzen mit seinem Namen zu schlagen.

Als der Nizam-Muluk in seinem 104ten Lebensjahre, im Jahre 1748, starb, entstand ein Krieg zwischen mehrern Thronbewerbern, an welchem die Engländer und Franzosen in Indien thätigen Antheil nahmen, und bei welchem Anlasse die erstern sich einen großen Einfluß in die Angelegenheiten von Karnate verschafften.

Im Jahre 1753 wurde der Kaiser Ahmed-Schach von seinem Wessir, Gazi, des Thrones entsetzt, welcher zum Scheine bloß den Prinzen Allumghir, Enkel des Schach-Allum, oder Bahader-Schach, zum Kaiser erklärte. Um sich von der Tyrannei, in welcher ihn der Minister Gazi hielt, zu befreien, rief dieser neue Kaiser den Abdallah, König der Afganen, zu Hülfe, der nun die dem Schach-Nadir abgetretenen, vormals indischen Landschaften auf der Westseite des Indus nebst Kandahar und West-Persien besaß. — Dieser Wütherich kam und durchstreifte ganz Hindustan, aber nur, um das Land auszuplündern und zu verheeren.

Diesem Unfuge ein Ende zu machen, verbanden sich die Maratten, die jetzt schon sehr mächtig geworden waren, mit den Dschaten und anderen Völkerschaften vom Hinduischen Volksstamme, und stellten eine Armee von 200,000 Mann auf, in der Absicht, den Abdallah aus dem Lande zu jagen, und ein neues Hinduisches Kaiserthum zu gründen. Abdallah hatte die Rohilla's und andere muhammedanische Völkerschaften in Nordwest-Hindustan zu Bundesgenossen, und mit diesen zusammen genommen stellte er eine Armee von 150,000 Mann ins Feld.

In den Ebenen bei Karnaul und Pannipat kam es zwischen diesen beiden Theilen zu einer äußerst blutigen und hartnäckigen Schlacht, in welcher die Maratten, troz der glänzendsten Beweise ihrer Tapferkeit, unterliegen mußten, weil die Dschaten sie im Gefechte im Stiche ließen. — Von dieser Zeit an nahm die Macht der Maratten sehr merklich ab.

Abdallah, der durch diesen Sieg seine Gewalt über Hindustan ziemlich gesichert hatte, und in Delhi unumschränkt herrschte, sich auch in diesem Zeitpunkte leicht hätte zum Kaiser von Hindustan machen können, begnügte sich mit der Gewalt, und ließ den Schein der Herrschaft einem Andern. Er wollte zu diesem Ende den Prinzen Schach-Allum, Sohn des vorgenannten Allumghir, zum Kaiser von Hindustan erklären, und berief ihn demnach zu sich nach Delhi. Dieser aber traute ihm nicht; er blieb. Das Schicksal seines Vaters schreckte ihn, der im vorhergehenden Jahre von dem Minister Gazi abgesetzt und ermordet war.

Abdallah setzte daher den jungen Jehan-Baut, Sohn von Schach-Allum, der noch unter Vormundschaft stand, auf den Thron, und so war er wirklicher Beherrscher von Hindustan, wenigstens von einem Theile desselben, und

der gedachte Prinz führte nur den Titel des Kaisers und stand unter seiner Aufsicht. Vermuthlich wollte er noch warten, ehe er sich selbst zum Kaiser machte, wozu es jedoch nicht kam.

Schach-Allum, der rechtmäßige Kaiser, mußte, nachdem er mancherlei Schicksale ausgestanden hatte, sich nothgedrungen in den Schutz der Britten begeben, die inzwischen ihr Gebiet sehr erweitert, und ihre Macht ansehnlich vergrößert hatten. — Dieselben bedienten sich seines Namens und Ansehens, um ihre Ansprüche auf die vom Obersten Lord Clive eroberten Länder rechtskräftig bestätigen zu lassen. Diesen bedeutenden Zuwachs ihrer Macht in Indien haben die Engländer besonders der siegreichen Schlacht von Plassey zu danken, die der genannte Lord Clive im Junius 1757 über die Indier, nämlich den Suschah-Dulah und seine Bundesgenossen, erfocht. Auch trug der Oberst Sir Hektor Munro im Jahre 1764 bei Burar einen andern Sieg über den Suschah-Dulah und den Kossim-Ali, Nabob von Bengalen, davon. In beiden Schlachten waren die Engländer weit schwächer, als die Indier.

Der unglückliche Schach-Allum II., der es endlich müde ward, bloß den Namen eines Kaisers zu führen, und dabei der Sklave von Fremdlingen zu seyn, entfloh und warf sich in die Arme der Maratten. Diese hielten ihn jedoch auch gefangen. Nachher erhielt er aber das Gebiet und die Stadt Delhi, wiewohl seit dem Jahre 1803 unter Brittischer Oberherrschaft.

Anm. Notizen von der Geschichte einzelner Staaten und Landschaften, so wie der Europäischen Niederlassungen folgen noch bei der Beschreibung der einzelnen Theile dieses großen Landstrichs, so weit es der Plan und Raum gestatten.

Die Lage von Hindustan nebst Dekan ist in jeder Hinsicht sehr vortheilhaft; seine heutige Ausdehnung — denn es hat dieselbe in den Kriegszeiten oft verändert — ist folgende. Dieser große Landstrich liegt zwischen dem 85sten und 110ten Gr. und 10 Min. der Länge und zwischen dem 7ten Gr. 56 Min. und dem 33sten Gr. nördl. Br. (Ohne die Malediven.)

Die Gränzen sind: Gegen Westen Westpersien und die Bucharei; gegen Norden Tibet und Nepal; gegen Osten Ascham und Arrakan, und gegen Süden der Bengalische Meerbusen und das Indische Meer.

Die Größe dieses Landes beträgt, nach seiner Ausdehnung in die Länge von Westen nach Osten, etwa 240 und in die Breite von Norden nach Süden 300 geogr. Meilen. Nach ungefährer Berechnung wird der Flächenraum auf 70,000 Quadratmeilen geschätzt.

Weitere Notizen über alle diese Gegenstände werden wir noch in der Beschreibung der einzelnen Länder anzubringen Gelegenheit finden.

2.

Naturbeschaffenheit überhaupt. — Klima und Witterung.

Indien, oder Hindustan, nebst Dekan ist ein ungemein schönes, reizendes, unter dem glücklichsten Himmelsstriche liegendes, fruchtbares und sehr reiches Land, das nicht mit Unrecht von Vielen für das sogenannte Paradies, für die Wiege des Menschengeschlechts gehalten wird. Die Natur hat dieses Land besonders verschwenderisch ausgestattet und reichlich mit seinen schönsten Geschenken ge-

segnet, so daß schon in den frühesten Zeiten die Nachbaren es seines Reichthums wegen beneideten.

Was das Klima betrifft, so ist dasselbe, im Durchschnitte genommen, sehr warm, wie sich schon daraus ersehen läßt daß der größte Theil dieses Landes in dem heißen Erdgürtel innerhalb der Wendekreise, und der kleinere nördliche in der untern Hälfte des nördlichen gemäßigten Erdgürtels liegt; es läßt sich auch sehr leicht zum Voraus schließen, daß das Klima in den einzelnen Theilen eines so ungeheuer großen, sich so weit gegen Norden und Süden ausdehnenden, theils mehr, theils weniger bewässerten Landes, das auf drei Seiten vom Meere umflossen, theils sehr bergig, theils aber auch wieder hügelig oder flach mit sandigem oder sumpfigem Boden ist, sehr verschieden seyn müsse. Nach allen diesen besondern Umständen modificirt sich die Beschaffenheit des Klima's, und daraus läßt sich dann die große Verschiedenheit desselben in diesem Lande erklären.

Der nördliche Theil von Vorder-Indien, welcher nordwärts des Wendekreises liegt, und den Haupttheil von dem eigentlichen Hindustan ausmacht, hat seiner Lage zu Folge ein meist sehr gemäßigtes und mildes Klima; in den Gebirgsgegenden, wo sich Schneegebirge hinziehen, wird es jedoch im Winter ziemlich kalt, und in einigen flachen Gegenden erreicht die Hitze im Sommer einen nicht unbeträchtlich hohen Grad; doch wird sie nie unerträglich groß, wie in einigen Gegenden des südlichern Theils, der innerhalb der Wendekreise liegt. In diesem größeren Theile herrscht das Klima der Tropikländer, nämlich ziemlich beträchtliche Hitze in verschiedenen Maßen, doch ohne wirkliche Kälte. In einigen Theilen der Halbinsel wird die Sommerhitze zu bestimmten Zeiten wirklich unausstehlich, besonders wenn der heiße Landwind weht, wie wir weiter unten sehen werden. Der mittlere Theil von Hindustan hat ein sehr schönes, gemäßigtes, mildes und gesundes

Klima. Weiter gegen Süden theilt sich das Jahr, wie in allen Ländern zwischen den Wendekreisen oder Tropikländern, in die trockne und die nasse Jahreszeit (oder Regenzeit), welche die Europäer sehr uneigentlich Sommer und Winter nennen; denn einen eigentlichen Winter giebt es hier nicht.

Der südliche Theil der Halbinsel ist überhaupt genommen sehr warm, doch ist die Westküste, zwischen welcher die Ghalgebirge die Gränze bilden, meist kälter, als die Ostküste, wo sechs Wochen lang in den Monaten April und Mai der heiße Landwind weht, welcher eine unaussprechliche, unerträgliche Hitze erzeugt, wie z. B. zu Masulipatnam auf der Küste Koromandel, von wo uns ein neuerer Reisender *) Folgendes berichtet, das wir hier in gedrängtem Auszuge mittheilen wollen:

„In der ersten Woche ist diese Hitze noch einiger Maßen erträglich; dann nimmt sie aber von Tage zu Tage so „sehr zu, daß man vor Beklemmung am Ende nicht weiß, „wohin man sich wenden soll, um nur einige Erleichte„rung zu erhalten. Das Blut kocht in den aufgeschwol„lenen Adern; der Athem wird kurz und schwer; das Ge„sicht und die Hände werden von der glühenden Luft ver„sengt; die Haut wird dürre und trocken, wie Pergament; „alle Ausdünstung stockt, und kein Mittel kann sie wieder „herstellen; ein heftiger Kopfschmerz von einer Halskrankheit „begleitet, befällt den Unglücklichen, der sich nicht hinreichend „dafür sichern kann, und er verliert beinahe ganz die

*) Jakob Haafner, ein Holländer, dessen ungemein interessante und anziehend unterhaltende Beschreibung seiner Landreise längs der Küste Orixa und Koromandel, im Jahre 1809, in teutscher Uebersetzung in 2 Theilen zu Weimar, in dem XXXIX. Bande der Sprengel-Ehrmann'schen Bibliothek der Reisebeschreibungen erschienen ist. (M. s. I. Thl. S. 104 ꝛc.)

„Kraft zum Schlucken, da ihn doch unablässig ein unlösch„barer Durst quält. Hier hilft kein Kühlmittel; denn alle „sonst nach ihrer Eigenschaft kalten Körper sind jetzt warm, „und werden wirklich heiß, wenn man sie der freien Luft „aussetzt. — Das einzige Hülfsmittel ist noch dieses, daß „man den größten Theil des Tages in einem luftigen Zim„mer in einer mit Wasser gefüllten Badewanne zubringt."

„Zu dieser Zeit wird der Dunstkreis, der sonst unter „diesem Himmelsstriche so rein und hell ist, dunkel, dü„ster, und mit einem unsichtbaren Nebel umhüllt, der dem „ganzen Horizonte eine trübe, blaue Farbe giebt. Die „Sonne verliert ihren Goldglanz, und steht in Gestalt „einer violetten Scheibe am Himmel. Eine allgemeine „Dürre verbreitet sich über das Land. Teiche und Süm„pfe trocknen aus; alle grünen Pflanzen werden entfärbt „und versengt; die Blätter der Bäume schrumpfen zusam„men und fallen wie Schneeflocken auf die Erde herab. „Die Vögel verbergen sich in das dunkelste Dickicht, und „die wilden Thiere verkriechen sich in ihre Höhlen. Alles „flieht und sucht sich vor der erstickenden Sonnenglut und „dem entsetzlich wirkenden Landwinde zu retten. Bei „hellem Mittage herrscht überall eine Todesstille, wie um „finstre Mitternacht." —

„Zu dieser Zeit ist es, besonders um die Mittags„stunden, gefährlich, aus dem Hause zu gehen; denn die „Luft ist so sehr mit Feuertheilchen geschwängert, daß man „sie sogar nahe an der Erde in Strahlen aufschießen sieht. „Wer das Unglück hat, solche Feuerluft einzuathmen, ist „auf der Stelle todt, und sein Körper schwillt auf, und „wird über und über blau gefleckt, als ob er Gift bekom„men hätte." —

„Dabei wirbelt auch zuweilen der Sturm den Sand „so sehr auf, daß es dadurch auch bei Tage Nacht wird."

„Der in der heißen Jahreszeit über Moräste und san„dige Heiden her wehende Landwind, der eine schreckliche „Glut mitbringt, die er über das Land verbreitet, er„hebt sich gewöhnlich Morgens um 10 Uhr, und hält bis „4 Uhr Abends an, wo dann endlich meistens der kühle „Seewind durchbricht, und die nach Luft schnappenden „Geschöpfe mit seinem erfrischenden Hauche erquickt. — „Geschieht es aber, wie jedoch nur selten der Fall ist, daß „der Seewind von dem Landwinde zurückgetrieben wird, „so folgt auf den glühenden Tag noch eine weit heißere „Nacht, zu deren beinahe unausstehlichen Leiden auch „noch die wütenden Moskiten und anderes Ungeziefer „kommen, welche zu dieser Jahreszeit Menschen und Thie„ren gar keine Ruhe lassen. — Viele Menschen fallen jähr„lich als Opfer dieses giftigen, dem arabischen Samiel „ähnlichen heißen Landwindes, und der durch ihn herbeige„führten Höllenglut!“ —

Die Winde, welche in Ostindien wehen, sind theils Land- oder Seewinde, theils ordentliche oder Zeitwinde. Die Passatwinde sind ordentliche Winde, die regelmäßig auf dem Lande und auf dem Meere abwechseln. Sie wehen abwechselnd zu bestimmten Jahreszeiten und werden auch Mussons oder Monsun genannt, welchen Namen auch die Jahreszeit erhält, während welcher sie wehen. — Die abwechselnden Mussons auf der westlichen Indischen Halbinsel sind meist, und zwar regelmäßig, obgleich mit einiger Abweichung in einigen Strichen, der Nordost- und der Südostwind. — Der Passatwind, der als heißer Landwind auf der Küste von Koromandel erscheint, ist ein Westwind. — Die Küstenwinde wehen regelmäßig zu bestimmten Zeiten, nur nicht in der Regenzeit, wo sie selten sich erheben. — Sturm- und Wirbelwinde sind hier sowohl auf dem Lande, als auf dem Meere gar nicht selten. — Die heißen Landwinde, von welchen wir bereits

gesprochen haben, sind besonders beschwerlich, weil sie zugleich auch Sturm- und Wirbelwinde sind. — Im nordwestlichen Theile von Vorder-Indien hausen auch heiße Gift- oder Schwefelwinde, die ohne Zweifel nahe Verwandte des berüchtigten Samiel's oder Samun's sind, der in den Aegyptischen und Arabischen Wüsten oft so übel wirthschaftet und bei den Reisenden mehr verrufen ist, als er es verdient.

In vielen Gegenden wird die Sommerhitze allein und am meisten durch Winde abgekühlt.

In der trocknen Jahreszeit verdorren beinahe alle Pflanzen, wenn der Regen zu lange ausbleibt oder der nächtliche Thau zu spärlich fällt, so daß das Land ein ganz versengtes Ansehen erhält. Die Bäume verlieren jedoch ihr Laub nicht ganz; denn selten bleibt der Regen aus, und so wie dieser auch außer der nassen Jahreszeit fällt, so zieht die Natur wieder ihr grünes Gewand an. — Im Sommer steigt die Hitze gewöhnlich auf 90 Grad des Fahrenheit'schen Thermometers, und wird ziemlich lästig, ja oft sehr ermattend und der Gesundheit schwächlicher Personen nachtheilig; doch in dem größten Theile des Landes ist sie nicht unerträglich und auch nicht ungesund.

Die Regenzeit ist in dem zu den Tropikländern gehörigen Theile dieses großen Landes von verschiedener Dauer, und trifft in den verschiedenen Landstrichen auch nicht zu gleicher Zeit ein. Sie fängt im mittlern und östlichen Theile von Vorder-Indien im April oder Mai an und dauert abwechselnd bis zu Ende des Oktobers. — In Bengalen regnet es nur im December und Januar nicht. — Auf der Küste Koromandel beginnt die Regenzeit später, weil das Scheidegebirge, der Ghat, die Wolken aufhält, die von dem Südwestwinde herbeigeführt werden. — In dieser Regenzeit ist der Himmel beinahe immer umwölkt, und da die Sonnenstrahlen nicht durch die dicken Dünste zu dringen vermö-

gen, so ist dann auch die Hitze nicht groß. Es regnet oft einige Tage ununterbrochen fort. Die Flüsse schwellen sodann gewaltig an, treten aus, und überschwemmen die nicht durch Dämme dagegen geschützten Felder. In dieser Jahreszeit wüten auch die heftigsten Stürme und Donnerwetter sehr häufig; und doch ist dieselbe für das ganze Land sehr wohlthätig, weil es dadurch bewässert und befruchtet wird. — Denn bleibt der Regen zu lange aus, oder fällt er nicht in erforderlicher Menge, so folgt eine schlechte Aerndte, und diese erzeugt nicht selten eine Hungersnoth, die oft, wie wir mehrere Beispiele aus dem vorigen Jahrhunderte haben, ganze Landschaften verheert. *) — Es regnet gewöhnlich mehr bei Nacht, als bei Tage. — Auf der Ostküste der Halbinsel beginnen und endigen die Regen einen Monat früher, als auf der Westküste. Auch fangen dieselben früher in Süden, als in Norden an. — Ferner bewirkt das Ghatgebirge, das die westliche Halbinsel der Länge nach durchstreicht, eine große Verschiedenheit in den Jahreszeiten der Küsten auf jeder derselben. — Die Gewitter sind hier meist ungemein heftig, und wahrhaft fürchterlich.

Die Luft ist in diesem Lande großen Theils gesund; nur einzelne, nicht große Strecken, besonders von Sumpfgegenden, haben eine ungesunde Luft. Lebensart, Lebensmittel, Ausschweifungen und Unvorsichtigkeit im Genusse hitziger Getränke bestimmen hier hauptsächlich die Lebens-

*) Die in Indien zuweilen eintretenden Trübsale der Hungersnoth rühren größten Theils auch von Fehlern der Regierung und Polizei her, die keine Vorsichtsmaßregeln trifft. So versichert Haafner in seiner Landreise (S. 110. u. f. des II. Thls.), daß die Hungersnoth, die zu Anfang der achtziger Jahre unter der Regierung des Lord Macartney zu Madras und in der Gegend Statt gehabt, und so viele Menschen weggerafft hat, eine Folge des Wuchers der Britten gewesen sey.

dauer der Einwohner. — Die Mäßigkeit und Nüchternheit der guten Hinduer giebt ihnen eine dauerhafte Gesundheit und verschafft ihnen ein ziemlich hohes Alter.

3.

Boden. — Gebirge und Vorgebirge. — Gewässer.

Da dieses Land eine so große Ausdehnung hat, daß es sich in verschiedene Zonen und Klimate und, wie wir schon gesehen haben, von dem gemäßigten nördlichen Erdgürtel, von welchem es einen ziemlichen Strich einnimmt, bis tief in den heißen hinein erstreckt, und da es eine so verschiedene Lage, theils am Meere, theils im Innern hat, so ist es auch ganz natürlich, daß der Boden desselben in den einzelnen Theilen nach obigen Umständen sehr verschieden seyn müsse, und dies ist er auch.

Er ist theils eben, theils bergig, oder hügelig; schöne, zum Theil weit ausgedehnte Ebenen, Sumpfgegenden, Wüsten und fette Thäler wechseln mit grünen Hügeln, waldigen Bergen, nackten Felsen, schauerlichen Abgründen und wilden Gegenden ab. Der Boden ist auch theils sandig, theils steinig, theils sumpfig, theils thonig. Ein großer Theil des Landes ist mit einer bis 6 Fuß tiefen Schicht von fetter, schwarzer, vegetabilischer oder Gartenerde bedeckt, die ungemein ergiebig ist. Ueberhaupt ist der Boden dieses ganzen Landes im Durchschnitte genommen, bei dem trefflichen warmen Klima, und so weit es ihm nicht an Bewässerung entweder durch Flüsse oder durch Regen fehlt, unbeschreiblich fruchtbar; die Vegetation ist äußerst üppig — In den meisten Gegenden kann man zwei Male, ja in einigen sogar drei Male des Jahrs ärndten. Die Obstbäume

tragen meistens zwei Male Früchte. (Das nähere Detail folgt, so weit es der Raum gestattet, bei der Beschreibung der einzelnen Landschaften.)

Vorder-Indien ist ein ziemlich gebirgiges Land; besonders gilt dies von dem nördlichen und nordwestlichen Theile von Hindustan, so wie von einigen nördlichen, östlichen und westlichen Theilen der Halbinsel diesseits des Ganges. In Nordwesten ist auf der Gränze das Gebirge Hindu-Koh (d. h. Mondsgebirge) und in Norden zieht sich auf der Gränze das Schneegebirge Mustag (bei den Alten Imaus) von Westen nach Osten hin, und breitet seine Aeste über mehrere Gegenden aus; doch ist der südliche Strich des südöstlichen Theils von dem eigentlichen Hindustan mehr eben, als bergig. Durch die Halbinsel diesseits des Ganges zieht sich der Länge nach von Norden nach Süden das Ghat- oder Gautsgebirge hin, das seine Zweige über einen großen Theil der Halbinsel ausbreitet, und die Wetterscheidung zwischen der Westküste bildet.

Anm. Von den übrigen merkwürdigen Gebirgen und einzelnen Bergen Vorder-Indiens wird das Nöthigste noch in den Beschreibungen der einzelnen Landschaften beigebracht.

Die vorzüglichsten Vorgebirge, in welche die Gebirgreihen dieses Landes auslaufen, sind:

a) Auf der Westseite von Norden nach Süden: — Die Spitze Joggat, Diu, Diego Ribero, Schigat, Kap Groatnaught, Kap Johann, Kap Ramas, Deli, das Kap Komorin, die Südspitze der Halbinsel, wo der Busen Manar und die Adamsbrücke mit dem Canale zwischen der Küste Karnatik und der Insel Ceilan.

b) Auf der Ostseite von Süden nach Norden: Kap Kalymere, die Spitze Divi, die Spitze Godaverri, die Spitze Palmiras.

Die Küste von Bengalen hat keine Vorgebirge; sie ist zu flach dazu. —

Von Gewässern haben wir hier zu bemerken:

a) Das Meer, das die Südseite dieses Landstriches benetzt und begränzt, ist ein Theil des großen Indischen Oceans und bildet auf der Westseite die kleineren Meerbusen von Sindi und von Kambaja, und auf der Ostseite den weiten Busen von Bengalen. — Nur wenige und meist kleine Inseln liegen an den Küsten von Vorder-Indien.

b) Die Flüsse, deren Anzahl, sowohl größerer, als kleinerer, in Vorder-Indien sehr beträchtlich ist; denn nur wenige Gegenden haben wirklichen Mangel an Bewässerung — sind vorzüglich, von Nordwesten bis Süden folgende:

1) Sind oder Indus, der westliche Gränzfluß, ein Hauptfluß, der weit in Norden, jenseits des 36sten Grades nördl. Br. in den Gebirgen der Tatarei entspringt, durch Klein-Tibet, wo er den Namen Nilab führt, nach Indien (oder vielmehr Ost-Persien) fließt; weiter hin erhält er von einer gleichnamigen Stadt den Namen Attok, hierauf wird er auf seinem weitern Lauf gegen das Meer Sind genannt. In einer Entfernung von etwa 35 geogr. Meilen vom Meere theilt er sich in zwei Arme, und fällt dann durch vier Hauptmündungen in das Indische Meer. —

Die beträchtlicheren Nebenflüsse, die in den Sind fallen, sind:

a) Auf der Westseite: Der Kanneh mit dem Sewab, der Penschkeh mit dem Baran, der Dilem oder Kau, der Lukka und einige andere.

b) Von Nordosten her: Der Behut oder Hydaspes, mit seinen Nebenflüssen, dem kleinen Sind, dem

Kischengonga und Rainsuk, vereinigt sich bei der Stadt Mahassan mit dem Chenab (Acesines), der unterhalb Multan in den Sind fällt. — Der Beiah (Hyphasis) mit dem Setledge.

2) Der Ganges, ein berühmter, bei den Hinduern heiliger Hauptfluß, auch in dem Lande, und besonders bei seinem ersten Laufe Padda und Burra-Gonga genannt. Er entspringt in Groß-Tibet auf der Westseite des Gebirges Kentaisse, und läuft von Nordwesten nach Südosten durch Bengalen *), wo er, nach einem Laufe von etwa 220 geogr. Meilen, in mehreren Mündungen ins Meer oder eigentlich in den Bengalischen Meerbusen fällt. Er hat mehrere Wasserfälle, auch Inseln. In Bengalen hat er eine Breite von einer bis anderthalb Stunden. Er nimmt eine Menge größerer und kleinerer Flüsse auf, worunter die beträchtlichsten sind:

Der Jumna, der Soane, der Ramgonga oder Gambarka, der Gogra, der Gunduck, der Kosa u. s. w.

Bei Luckipor vereinigt sich der Ganges mit dem noch größeren in Tibet entspringenden Hauptflusse Burramputer, der zum Theil die Ostgränze von Vorder-Indien oder Hindustan bildet. Durch ihren vereinigten Ausfluß ins Meer wird ein großer Busen mit vielen Inseln gebildet, und der Ganges ergießt sich mit dem genannten Flusse durch mehrere Mündungen und Arme, von welchen der Megna und Hugly die größten sind, in den Bengalischen Meerbusen.

*) M. s. Colebrooke über den Lauf des Ganges durch Bengalen. Mit einer Charte. A. d. E. im 1sten B. der Beiträge zur Kunde von Indien (XXX der Sprengel-Ehrmannschen Bibliothek) S. 251 f.

Ferner sind von Flüssen im nördlichen **Hindustan** zu bemerken:

3) Der **Kaggar**, der in der Landschaft **Delhi** aus der Vereinigung mehrerer Bergströme entsteht, fließt gegen Südwesten, und fällt in den Meerbusen von **Kutch** oder von **Sinde**. Er ist noch wenig bekannt.

4) Der **Pudder** fällt in denselben Busen, und soll ein ziemlich ansehnlicher Küstenfluß seyn.

5) Der **Mihie**, ein kleinerer Küstenfluß, hat seinen Lauf von Osten her, und ergießt sich in den Busen von **Kambaja**.

6) Der **Nerbudda**, ein beträchtlicher Küstenfluß, läuft von Osten nach Westen ebenfalls in den Busen von **Kambaja**.

7) Der **Topti**, ein von Osten her kommender Küstenfluß, welcher bei **Surate** ins Meer fällt.

Die vorzüglichsten Flüsse der Halbinsel **Dekan** — lauter Küstenflüsse, sind von Norden nach Süden:

a) Auf der Ostseite:

8) Der **Mahanudi** oder **Kuttak**, der in den **Bengalischen Meerbusen** unterhalb der Stadt **Kuttak** fällt.

9) Der **Godaverri** oder **Gonga-Godowri**, der, wie der vorige, aus dem Ghatgebirge kömmt, die Nebenflüsse **Mansora** und **Bain-Gonga** aufnimmt, und dann nach einem Laufe von etwa 100 geograph. Meilen oberhalb **Masulipatnam** in den **Bengalischen Meerbusen** fließt.

10) Der **Kistna**, mit dem **Bihma**, und den Nebenflüssen **Hutpurba**, **Malpurba**, **Tombudra**, ein

großer Küstenfluß, ergießt sich südwestlich von Masulipatnam in denselben Busen.

11) Der Caveri, der aus dem Gebirge Korga kömmt, und von Nordwesten nach Südosten fließt, fällt in mehreren Armen in Tanschour, oberhalb Trankebar, ins Meer.

12) Der Koleram, ein Hauptarm des vorgenannten Caveri, theilt sich in eine Menge Flüßchen oder Arme, die das Land bewässern, und sich dann in das Meer ergießen.

Auf der Westseite der Halbinsel ergießen sich lauter kleine, unbedeutende Küstenflüßchen ins Meer, weil die Gebirgskette, aus welcher sie kommen, zu nahe am Meere hinstreicht.

Seen von einiger Bedeutung finden wir in diesem Lande nicht; die kleineren, die noch einiger Bemerkung werth sind, werden bei der Beschreibung der einzelnen Länder erwähnt, so wie z. B. der See Kolin u. s. w.

Die Topographie wird über alle diese Gegenstände noch manches Anmerkenswürdige nachtragen.

4.

Naturproducte.

Dieses unter einem so warmen Himmelsstriche liegende, mit einem so fruchtbaren Boden begabte, meist wohl bewässerte, meist sehr huldreich gesegnete, im Durchschnitte genommen wahrhaft paradiesische große Land hat auch (wie sich schon aus dem Gesagten schließen läßt) ei-

nen großen Reichthum an den nützlichsten, herrlichsten, kostbarsten Producten von den mannichfaltigsten, auch von ganz eigenen, auswärts unbekannten, diesem Lande eigenthümlichen Arten, und meist in großer Menge.

Von diesen zahlreichen Producten können wir hier nur, um uns nicht selbst den Raum allzusehr zu verengen, die vorzüglichsten, wichtigsten und bemerkenswerthesten aufzählen, und, wo es nöthig ist, mit kurzen Notizen begleiten *).

1) Von Mineralien findet man hier hauptsächlich: 1) Gold in beträchtlicher Menge, sowohl in mehreren Erzgebirgen, als im Sande vieler Flüsse; es wird häufig aus Bergwerken gegraben, und aus Flußsande gewaschen. Silber liefern die Erzgebirge mehrerer Gegenden in ziemlicher Menge. An Kupfer, Eisen, Stahl und Magnet ist durchaus kein Mangel. Man findet dieselben in reichen Gruben. So auch fehlt es nicht an Zinn, Blei, Zink, Quecksilber, Spießglanz, Wißmuth und Arsenik. — An Edelsteinen von mancherlei Arten ist dieses Land ungemein reich, besonders an den vortrefflichsten Diamanten; ferner giebt es hier: Bergkrystall, Zeolith, Turmalin, Peridot, Lasur, Chalcedon, Sard, Karneol, Onyx, Opal, Katzenauge, Weltauge, Agat, Schwalbenstein, Granat, Hyacinth, Amethyst, Zirkon, Rubin, Sapphir, Topas, Smaragd, Beryll, Aquamarin, Chrysolith, Diamantspath u. s. w. Auch wollen wir hier von dem Ambra und den Perlen sprechen, die an den Küsten gefischt werden. — Salz, in

*) Spezielle Abhandlungen über die Naturgeschichte von Indien findet man in der Allg. Historie der Reisen XII B. In Voyage de *Sonnerat*, Neue Aufl. IV. B. In *Le Goux de Flaix* Tableau de l'Indoustan T. I et II. In Voyage de *Perrin*, T. II u. s. w.

reicher Menge in sehr vielen Gegenden, sowohl Stein-, Quell- als Seesalz; ferner Salpeter, Natron in verschiedenen kleinen Landseen, Borax, Schwefel, Steinkohlen, Bergpech, Naphtha u. dergl. Ferner von Steinarten: trefflichen Marmor, Alabaster, Serpentinsteine, auch mancherlei Bruch- und Bausteine, Kalk- und Gypssteine, mehrere Spatharten, verschiedene Erdarten u. s. w. Auch findet man Mineralquellen.

2) An Pflanzen von allen Klassen, Geschlechtern und Arten, besonders von den köstlichsten und nutzbarsten, ist dieses gesegnete Land ungemein reich, worunter theils in Europa bekannte, theils eigene und noch völlig unbekannte Pflanzengattungen. — Beinahe überall herrscht hier die üppigste Vegetation. Besonders in der nassen Jahreszeit sind alle Gärten, Anpflanzungen, Felder, Fluren, Wiesen, Berge und Thäler, beinahe jedes Fleckchen Erde mit reichlich wuchernden Pflanzen und Gewächsen aller Art, fetten, hohen Gräsern, Kräutern, Blumen, Zwiebel- und Staudengewächsen, Gebüschen und Bäumen von zahllosen Arten bedeckt, die großen Theils ganz ohne Pflege wild wachsen. —

Wir bemerken hier vorzüglich und zwar zuerst, die Getraidearten, unter welchen der Reis, von verschiedenen Arten, die erste Stelle einnimmt, da er das Hauptnahrungsmittel der Einwohner ausmacht, und daher auch am stärksten gebaut wird; ferner ganz vortrefflichen Weizen, Roggen, Gerste, Mais, verschiedene Arten Hirse, Sorgosamen, Durra, Hafer; mancherlei Arten von Hülsenfrüchten, Erbsen, Bohnen, Linsen, Wicken u. dergl. von verschiedenen Gattungen, auch vielerlei Zugemüse, Gartengewächse und eßbare Wurzeln, als: Ananas, eine Art Melde, Skorzoneren, Erdnüsse, Lotuspflanzen, eine Art schwarzer Kartoffeln, Bataten, Jamswurzeln u. s. w. u. s. w. Die Blumen sind ebenfalls sehr zahlreich, besonders die Rosen. — Es giebt auch viele schöne Blumengesträuche

aus der Gattung der Mimosen, der Ixoren, die Tschampoka u. s. w.

Von officinellen Pflanzen, Fabrikgewächsen, Farbekräutern u. dergl. findet man in diesem Lande: Flachs, Hanf, Ingwer, Kardamomen, Mohn woraus Opium bereitet wird, Koriander, Kümmel, Pfeffer, Saffran, Sesam, Tabak, Zuckerrohr und Wein; ferner Kalmus und andere nutzbare Rohrarten, besonders auch Bambusrohr. Ferner wird hier sehr viele Baumwolle gewonnen, sodann Saffran, Safflor, Indigo, Coschenillensträuche, Alhenna und andere Farbekräuter. Von Apotheker-, Material- und Spezereipflanzen noch weiter: Aloe, Bang, Betel, Sassaparill, Assa fötida, Jalappe, Zittwer, Amomen, Narden u. s. w.

Von nutzbaren Palmen und Bäumen haben wir hier vorzüglich anzumerken: die gemeine wilde und die zahme Dattelpalme, die Dom- und Fächerpalme, die Schirmpalme, die Weinpalme, die Brennpalme, die Sagopalme, die Kohlpalme, die so nützliche Kokospalme, von welcher alle Theile zu verschiedenen Zwecken sehr brauchbar sind, die Arekapalme.

Von eigentlichen Bäumen findet man hier verschiedene Arten von Feigenbäumen, Pisang- oder Bananasbäume von verschiedenen Abarten; Banianen- oder Pagodenbäume, Gottes- oder Pipalbäume, Aepfel-, Birn-, Pflaumen-, Aprikosen-, Pfirsich-, Nuß-, Pistazien-, Mandel-, Maulbeer-, Kirsch-, Apfelsinen-, Citronen-, Limonien-, Pomeranzen-, Granatäpfel-Bäume u. dergl. Endlich auch Weiden, Tannen, Fichten, Lerchenbäume, Cypressen, Eichen, Pappeln, Eschen, Eiben, Tamarinden, Myrten, Wunderbäume, Wegedorn, Akazien, Zimmetbäume, Kassien, Kaffeebäume (doch nur auf der Insel Ceilan), Brodbäume, Schleimäpfelbäume, Ebenholzbäume, Platanen, Gummibäume, Akaschubäume, Guajavabirnbäume, Kustardapfel-

bäume, Adamsäpfelbäume, Mangobäume, Moringabäume, Eisenbäume, Fieberrindenbäume, Papaja-, Ponnabäume, Robinien, Drachenblut-, Sandel-, Seifen-, Thekbäume, und viele andere dem Lande eigene Bäume, die jetzt nicht alle aufgezählt werden können. — Es giebt hier sehr ansehnliche Waldungen.

An guten Grasarten und allerlei Futterkräutern fehlt es diesem Lande nicht, das sehr viele natürliche, aber beinahe gar keine künstlichen Wiesen hat; es hat deren von mancherlei Gattungen, besonders auch Klee.

3) Von Thieren sehr mannichfaltiger Arten, an welchen dieses Land ebenfalls sehr reich ist, bemerken wir vorzüglich folgende, wovon mehrere Gattungen in großem Ueberflusse vorhanden sind: Pferde, deren werden im Lande selbst nicht viele gezogen; die indischen Pferde sind auch weder groß noch schön, man führt daher meist fremde Pferde, besonders arabische, persische, tatarische u. a. ein; die Zahl ist aber überhaupt nicht groß, da man zu den Feldarbeiten und zum Zuge gewöhnlich Ochsen oder Büffel gebraucht. Es giebt auch Esel und Maulesel, doch nicht in großer Zahl; denn der Hinduer schämt sich, diese Thiere zu reiten. — Elephanten giebt es zahme und wilde in großer Menge; die ersteren sind sehr gewöhnliche Hausthiere, die meist zum Lasttragen gebraucht werden; sie sind aber so theuer, daß nur Vornehme und Reiche sich derselben bedienen können. — Kameele und Dromedare sind als Haus- und Lastthiere, die auch zum Reiten gebraucht werden, in Indien überhaupt, doch nicht in allen Landschaften, ziemlich häufig. — Das Rindvieh, bei den eigentlichen Hinduern ein heiliges Thier, ist in Vorder-Indien sehr zahlreich; es zeichnet sich besonders durch eine Fleischerhöhung oder einen Buckel aus, den Ochsen und Kühe zwischen den Schultern haben. Die größeren dieser Buckelochsen werden Bison's genannt. Es giebt mehrere Arten von Rind-

vieh, worunter ungemein schöne sind. Auch findet man hier eine sehr kleine Art von Rindvieh. Die indischen Ochsen zeichnen sich besonders durch ihre Stärke, ihre anhaltende Ausdauer und ihre Schnelligkeit im Laufen aus, weswegen sie auch den Pferden vorgezogen werden. Noch beliebter sind die weit stärkeren und muthigeren, aber deswegen auch gefährlicheren Büffel, die man in ganz Indien ziemlich häufig, theils wild, theils gezähmt findet. — In den Wäldern giebt es auch Auerochsen, die ein sehr schmackhaftes Fleisch haben, und sogenannte tibetische Ochsen oder Bergkühe. Diese Thiere taugen nicht, wenn sie gezähmt werden, zum Pfluge, wohl aber zum Lasttragen: ihr Fleisch ist auch sehr schmackhaft: sie liefern vortreffliche Milch und Butter, die man weit verführt, und ihre langen Haare können zu groben Zeugen und Stricken, so wie ihr Fell zu Kleidungsstücken gebraucht werden. — Zahme Schweine sind in diesem Lande nicht häufig, werden verachtet und nur von den niedrigsten Volksklassen gegessen. Desto zahlreicher sind aber die wilden Schweine, von welchen die meisten Waldungen wimmeln; sie sind hier sehr groß, grimmig, wüthend, furchtbar und richten großen Schaden an: deswegen wird sehr eifrig auf sie Jagd gemacht, auch sind sie wohlfeil, obgleich ihr Fleisch bei der trefflichen Weide ungemein schmackhaft ist und sehr häufig gegessen wird. — Schafe von verschiedenen Abarten sind hier in sehr großen Heerden zu finden. Die indischen Schafe sind von vorzüglicher Größe und Güte, und zum Theile sehr feinwollig; auch giebt es fettschwänzige. — So auch die Ziegen, deren es zahme und wilde giebt, worunter man welche trifft, die sehr feines, und daher sehr brauchbares Haar haben. — Die Hunde sind theils groß, theils klein, meist sehr mürrisch und beißig. — Man findet hier ebenfalls viele Bisam- oder Bezoarziegen, Kämelziegen, Steinböcke und Gemsen. — Ferner hat dieses Land von jagdbarem Wilde eine große Menge von sehr mancherlei Arten, als: Hirsche, Rehe, Elenthiere, Antilopen von vie-

lerlei Abarten, z. B. die Bezoarantilopen, die gemeinen Antilopen, die schönen Gazellen, die Ziegenantilopen, die sinesischen Antilopen, die weißfüßigen Antilopen, die Nilgau u. a. m., Hasen, Kaninchen u. dergl. Ferner Affen von sehr vielerlei Arten und in Menge, Ameisenbären, Waschbären, Igel, doch häufiger Stachelschweine, sogenannte formosanische Teufelchen, Fledermäuse von mancherlei Arten, so auch mehrerlei Eichhörnchen, mancherlei Thiere aus dem Mäusegeschlechte, Bisamratten, Marder, Iltisse, Wiesel, Fossane, Moschuswiesel, Zibethkatzen, Ichneumons, Manguste, Mungo's, Bären, Wölfe, Füchse, Hyänen, Schakals, wilde (auch zahme) Katzen, Serwal, Luchse, Karakal, Tiger — besonders merkwürdig ist der große, blutdürstige, höchstgefährliche Königstiger, das wütendste Ungeheuer; dann giebt es gemeine Tiger, Panther, Leoparden, Unzen, auch Löwen, doch nicht mehr häufig, Rhinocerosse, Flußpferde, Dugung, Ottern, Wallrosse, Seekühe, Wallfische, Braunfische, Finnfische u. s. w.

Von Amphibien giebt es hauptsächlich: Rochen, Haifische von mehrerlei Arten, Schildkröten, Frösche und Kröten in unbeschreiblicher Menge, fliegende und ungeflügelte Eidechsen von mancherlei Arten, Salamander, Leguane, Gecko, Chamäleone, Krokodille u. s. w., sehr viele und vielerlei Schlangen, als z. B. Wasserschlangen, Waldschlangen, Palmira, Brillenschlangen, Peitschenschlangen, Grasschlangen, Seeschlangen, zweiköpfige Schlangen, Klapperschlangen, Königs- oder Riesenschlangen, Felsenschlangen u. s. w., von welchen die meisten giftig, oder sonst schädlich sind.

An Fischen von mancherlei Arten sind die sämmtlichen Gewässer Indien's, das Meer an den Küsten, die Flüsse, Bäche und Seen sehr reich, so daß man in manchen Gegenden das Hausvieh (Hunde, Schweine, Enten u. s. w.) mit Fischen zu füttern pflegt. Vorzüglich sind hier zu bemerken: die Aale, Karpfen, Lachse, Sardellen, Schleien,

Hechte, Makreelen, Fluß- und Meerbrassen, Weißfische, Schollen, Plattfische, Welse, Barben, Zitterfische, Mangofische, Goldfische, Thunfische, fliegende Fische und viele andere Arten.

Von Insecten haben wir hier vorzüglich zu bemerken: sehr mancherlei Arten von Käfern, zu welchen auch der eßbare Palmbohrer, Heuschrecken, Coschenillinsecten, Gallwespen, Raupentödter, Wespen, Hornisse, Bienen, Ameisen von verschiedenen Arten, Stechfliegen, Spinnen, Skorpionen, Asseln, Krebse, Termiten, mancherlei, zum Theil sehr schöne Schmetterlinge, Seidenwürmer, der Nervenwurm u. s. w. zu rechnen sind: ferner mancherlei Gewürme Weich- nnd Schalthiere, Austern, Muscheln, auch Perlmuscheln u. s. w. Ebenfalls verschiedene Pflanzenthiere u. dergl.

Mit Vögeln ist das Land sehr reichlich gesegnet; denn ihre Mannichfaltigkeit und Anzahl ist hier ungemein groß: darunter sind auch Zugvögel. — Von Raubvögeln giebt es: Adler, Geier, Falken, Habichte, Weiher, Sperber, Eulen, Würger, kurz, von allen Arten, auch seltnere Gattungen, z. B. Konture oder Greifgeier, Geierfalken, Fleischervögel, Kampfnachtigallen (Bulbul). Von Waldvögeln: Papagaien, Kakadu's, Nashornvögel, Spechte, Bienenspechte, Honigsauger, Wiedehopfe; mancherlei Raben und Krähen, Holzhäher, Nußhäher, Mandelkrähen, Kukuke, Honigweiser, Golddrosseln, Paradiesvögel u. s. w. — Von Wasser- und Sumpfvögeln: wilde und zahme Gänse, Enten von verschiedenen Abarten, Kropfgänse, Löffelgänse, Anhinga's, Kraniche und Reiher von verschiedenen Arten; Trappen, Flamingos, Rohrdommeln, Schnepfen, Taucher, Wasserhühner, Regenvögel, Schnerze, Kibitze, Ibisse, Sperrschnäbel, gemeine Hühner, zum Theil von besonderer Größe, Pfauen von besonders schöner Art, Truthühner, zum Theil wild, Fasane, Auerhähne, Rebhühner von mancherlei Spielarten, Tauben, ebenfalls von vielerlei Gattun-

gen. — Von Singvögeln und sperlingsartigen Vögeln giebt es hier hauptsächlich mancherlei Arten von Lerchen, Staare, Drosseln, Amseln, Finken, Sperlinge, Ammern, Nachtigallen, Meisen, Schwalben, Ziegenmelker u. s. w. Besonders sind zu bemerken: die Pagodendrossel, ein sehr angenehmer Sangvogel; der Philippinische Dickschnabel (Loxia philippina), von den Hinduern Baja genannt, ist besonders darum merkwürdig, weil er sehr gern unter den Menschen lebt, nicht nur gar leicht gezähmt, sondern auch zu allerlei Spielereien und Possen abgerichtet wird, so daß ihn die Hinduer sehr häufig in ihren Häusern halten. In der Freiheit macht sich dieser Vogel ein künstliches hängendes Nest. — Der Bulbul oder die melodische persische Nachtigall, wegen ihres trefflichen Gesanges geschätzt, ist auch im nördlichen Indien zu Hause. Besonders merkwürdig ist auch der sogenannte Schneidervogel (Motacilla sartoria), einer der allerkleinsten Vögel, der seinen Namen davon hat, weil er, um sich ein sicheres Nest zu verschaffen, das er aus einem abgefallenen Blatte bildet, welches er künstlich an ein noch stehendes frisches Blatt nähet, dabei sein Schnäbelchen statt der Nadel und Pflanzenfasern statt des Zwirns gebraucht. Dieses Vögelchen ist von gelber Farbe und nicht über drei Zoll lang. — Ein sehr kleines Vögelchen ist auch das rothköpfige Schwälbchen. Anderer Vögel von mancherlei Arten und Geschlechtern nicht zu gedenken.

Von den übrigen Naturproducten fehlt es uns an bestimmten Nachrichten. *)

---

*) Le Goux de Flaix zählt in seinem Tableau de l'Indoustan oder Essai géogr. etc. T. I. p. 243 u. f. mehrere sehr vorzügliche Arten von Pflanzen und Thieren auf, die er nach Europa verpflanzt zu sehen wünschte, worunter mehrere sehr seltene sind.

5.

Die Einwohner von Indien überhaupt. Ihre Anzahl. — Die einzelnen Völkerschaften, aus welchen sie bestehen. Die verschiedenen Sprachen.

Da Indien ein so großes, so schönes, so reiches Land ist, so ist es kein Wunder, daß dasselbe nicht nur größten Theils ziemlich gut, ja in einigen Theilen wirklich stark bevölkert ist, ob es gleich durch blutige Kriege, so wie auch durch Hungersnoth von Zeit zu Zeit große Verminderungen seiner Volksmenge erlitten hat; sondern auch von vielen und sehr vielerlei eingewanderten Fremdlingen, die der Eigennutz und die Gewinnsucht hieher gezogen haben, bewohnt wird, die zum Theil ganze Völkerschaften für sich bilden, und auch in vielen Ländern als Eroberer Herrscher sind.

Genaue Angaben von der Anzahl der Bewohner von Hindustan und Dekan oder Vorder-Indien, fehlen, oder diejenigen, die wir haben, sind sehr schwankend. Einer der neuesten Reisenden *) schätzt die Volksmenge dieses Landes auf 184 Millionen Seelen, indem er für das eigentliche Hindustan oder Mogulistan 89, und für Dekan 95 Millionen annimmt. Dies scheint etwas zu viel zu seyn, wenn schon bei dieser Angabe nicht viel mehr als 2600 Einwohner auf jede Quadratmeile kommen. Dieser Maaßstab kann nicht wohl für das ganze Land angenommen werden, das neben Bezirken, die von Menschen wimmeln, auch weit minder gut bevölkerte Landschaften hat. — Bestimmtere Angaben rechnen für die sämmtlichen brittischen Besitzungen in Vorder-Indien etwa 40 Millionen Einwohner; da nun diese Länder nicht den dritten Theil des ganzen Landstrichs ausmachen, so möchte eine Totalsumme

*) *Le Goux de Flaix* T. I. p. 112.

von 120 Millionen Einwohnern für ganz Vorder-Indien wohl nicht zu viel seyn, weil dann nur etwas über 1714 Menschen auf die Quadratmeile kommen. — Doch, wie gesagt, Bestimmtes läßt sich hierüber im Allgemeinen nichts angeben.

Die Einwohner bestehen aus sehr verschiedenen, außer den Ureinwohnern, eingewanderten Völkerschaften, welche in mehreren Zeiten einen Theil des Landes erobert, und die Bewohner desselben unterjocht haben.

Die Ureinwohner sind die Hinduer, die wieder in mehrere Zweige vertheilt sind, und von welchen insbesondere noch in den folgenden Abschnitten gesprochen wird.

Die zu verschiedenen Zeiten eingewanderten und hier jetzt ansässigen Fremden sind: *)

1) Tataren und Munglen oder Mogolen (von den Hinduern Tuluker genannt). Die letzteren stifteten den jetzt wieder zertrümmerten sogenannten großmogolischen Staat, und sind in dem ganzen Lande sehr zahlreich. Sie sind Muhammedaner.

2) Die Patanen (indisch) oder Afganen (Aghwanen, persisch) sind aus Persien nach Indien herüber gekommen, stammen aber aus Kaukasien ab. Sie haben die Muhammedanische Religion angenommen, deren eifrigste Anhänger sie gar nicht sind. — Die Rohillas sind ein Zweig der Afganen.

3) Die Ballutschen oder Kutsch, ein rohes, nomadisirendes und räuberisches Volk, soll von Arabern abstammen, und ist muhammedanisch.

*) Sie werden insgesammt von den Hinduern Militsch, d. h. Ausländer — oder Barbaren (wie bei den Griechen) genannt.

4) Die Araber (gewöhnlich hier Mauren oder Mohren genannt, so wie überhaupt die Muhammedaner in Indien) sind theils Abkömmlinge schon in den frühesten Zeiten eingewanderter arabischer Kaufleute und ihrer Angehörigen, theils Nachkommen derjenigen Araber, die im 8ten Jahrhunderte unter dem Kalifen Walid als Eroberer auf die westliche Halbinsel gekommen sind, wo Viele sich angesiedelt haben. — Zu denselben gehören auch die sogenannten Mapulets, die von Arabern abstammen, welche sich mit Hinduerinnen verheirathet haben, und meist so wie die Araber, Muhammedaner sind.

5) Die Parsen (Alt-Perser), gewöhnlich Gebern oder Gauern (d. h. Ungläubige) genannt, sind Sabäer oder Feueranbeter, die ihrer Religion wegen, deren Grundsätze in ihrem heiligen Buche Zend-Avesta aus einander gesetzt sind, im 7ten Jahrhunderte aus ihrem Vaterlande Persien von den Muhammedanern vertrieben wurden, und die sich nach Vorder-Indien flüchteten, wo sie sich in dem westlichen Theile niederließen.

6) Perser, Armenier und Otmanli oder Türken, meist nur als Handelsleute.

7) Habessiner und andere Afrikaner von verschiedenen Völkerschaften, theils als Handelsleute, theils als Sklaven.

8) Tibetaner, theils in einigen nordhindustanischen Ländern unter den Hinduern ansässig, theils in mehreren Gegenden vorzüglich des Handels wegen einzeln umher zerstreut.

9) Sineser, als Handelsleute.

10) Die Lakediver und Malediver, welche zwar mit den Hinduern verwandt zu seyn scheinen, aber doch nicht eigentlich zu dem Hauptstamme derselben gehören.

11) Birmaner, Siamer, Fremdlinge von anderen Hinterindischen Völkerschaften, so wie auch von mehreren Ostindischen Inseln; Malayen, nicht in großer Anzahl und meist nur als Kaufleute.

12) Die Wedaher oder Battaer, wilde Ureinwohner auf der Insel Ceilan, auch auf einigen anderen Ostindischen Inseln. — Die Singalesen, herrschende Nation auf der Insel Ceilan, gehören zum Hauptstamme der Hinduer: von denselben weiter unten.

13) Die Juden, worunter auch schwarze, jedoch abgesondert.

14) Die Thomas-Christen (von welchen noch in der Folge) sind ältere christliche Proselyten, vorzüglich auf der Küste Malabar.

15) Topassis, eine Art Mulatten, meist von Portugiesen abstammend, daher sie sich selbst auch Portugiesen nennen, im Lande umher zerstreut.

16) Europäer von allen Nationen, hauptsächlich aber Britten, Franzosen, Holländer, Portugiesen und Dänen, als Handelsleute, Schiffer, Soldaten, Beamte, Künstler, Abenteurer und Glücksjäger u. s. w.; mit mehr oder minder ansehnlichen Besitzungen, die jedoch jetzt größten Theils in den Händen der Britten sind. (Darüber noch Einiges unten.)

Der Stamm der Hinduer insbesondere faßt folgende einzelne Völkerschaften in sich:

(1) Die eigentlichen Hinduer vom Hauptstamme, zu welchem folgende einzelne, nach den Landschaften benannte Zweige gehören:

Die Bidschoren, Sawadiner, Pendschaber, Kaschmirer (jetzt zu Ostpersien gehörig), Multaner, Sindrier, Badrikaßrier, Nepaler, Murangier, Dekaner, Konkaner, Canariner, Tevirganer, Malabaren, Maraven, Tamulen, Karnater oder Oressier, Beraeer u. s. w.

(2) Die Dschaten, ein Hinduischer Volkszweig, der zum Theil die Muhammedanische Religion angenommen hat, und jetzt ziemlich unbedeutend geworden ist. — Zu demselben gehören die Ahyrier, ein Theil der Dschudis, und mehrere rohe Stämme. — Vermuthlich gehören auch die Gudschirs, die theils aus rohen, wilden Räubern, theils aus arbeitsamen, streitbaren Ackersleuten bestehen, zu denselben.

(3) Kaller (auch unrichtig Polygaren genannt, weil ihre Häuptlinge Polyaren heißen), ein rohes Volk, das zum Theil aus wilden räuberischen Landstreichern besteht.

(4) Die Maratten oder Mahratten (von Maha-Raja oder Radscha, d. h. Großfürst), ein Hauptzweig des Stammes der Hinduer, kriegerisch und mächtig; unter eigenen, von fremder Gewalt unabhängigen Hinduischen Fürsten. Religiös und doch tolerant. Zu denselben gehören die jetzt ziemlich gebändigten Seeräuberhorden auf der Westküste der diesseitigen indischen Halbinsel.

(5) Die Rasbutten, ein ziemlich ansehnliches Volk, dessen Besitzungen jedoch unter der Oberherrlichkeit der Maratten stehen. Zu denselben gehören die Baghelen in Baghilkund, die Bathen oder Battier, eine rohe Völkerschaft, die jetzt muhammedanisch ist; die Bundelen, daher Bundelkund, Name einer Landschaft; die räuberischen Gohands oder Tschohans u. a.

(6) Die Seik's oder Sieks, auch Naneker genannt, bilden eigentlich eine aus mancherlei Stämmen

zusammengelaufene religiöse Secte, die sich ein politisches Ansehen erworben, und zu einem eigenen Volke gemacht hat.

(7) Die Singalesen auf der Insel Ceilan.

(8) Die Tamulen auf den Küsten Koromandel und Malabar; zu denselben gehören auch die Malabaren.

(9) Die Wadtuger auf der Küste Karnatik. —

Die kleineren Völkerschaften, vorzüglich unter den meist noch ziemlich rohen, und kaum dem Namen nach bekannten Bergbewohnern können hier nicht aufgezählt werden, was sich aber von denselben bei unsern Berichtgebern Wissenswerthes aufgezeichnet findet, soll, so weit es der Raum verstattet, bei der Schilderung der einzelnen Districte nachgetragen werden.

Die meisten dieser verschiedenen Völkerschaften sprechen auch ihre eigenen Sprachen, welche auf folgende Weise klassifizirt werden können:

1) Die Haupt-Landessprache, die Sprache der Ureinwohner, ist die Hinduische, welche heut zu Tage in mehreren Dialekten weit umher gesprochen wird. Die Mutter aller dieser, zum Theil sehr verschiedenen Zweige ist das Samskrit oder Samskrutan, die heilige Sprache der Hinduer, in welcher ihre heiligen Bücher geschrieben sind, wie wir noch in der Folge sehen werden. Diese Wurzelsprache aller indischen Hauptsprachen und ihrer Nebendialekte ist jetzt ausgestorben, in soweit, daß sie nicht mehr gesprochen, und nur von den Gelehrten, die allein die heiligen Bücher lesen dürfen, verstanden wird. Sie lebt nur noch in der Braminen- oder Gelehrten-Sprache, die aus jener gebildet worden, und deren weicherer Dialekt, Prakrit genannt, die Sprache der Frauenzimmer aus den höheren Kasten ist.

Die übrigen heute noch lebenden Dialekte der Hinduischen Sprache sind:

(1) Die Kaschemirsche Sprache, die von der Landschaft, von welcher sie genannt wird, ihren Namen hat, ist derjenige hinduische Dialekt, welcher dem Samskrit noch am nächsten kömmt; auch wird sie mit der alten Samskritschrift geschrieben.

(2) Die Hindustanische Sprache oder Nagari, nach der Schrift benannt, mit welcher sie geschrieben wird, hat mehrere Dialekte.

(3) Die Maraschda- oder Mahratten-Sprache, die nach dem Volkszweige benannt wird, der sie vorzüglich spricht.

(4) Die Talenga- oder Talinga-Sprache in Golkonda.

(5) Die Kanara-Sprache in dem Landstriche Kanara.

(6) Die Tamulische auf der Küste Koromandel.

(7) Die Malabarische, auf der Küste, von welcher sie den Namen hat.

(8) Die Singalesische Sprache auf der Insel Ceilan.

Alle diese Hauptdialekte der Hinduischen Hauptsprache haben wieder mehr oder weniger Nebendialekte.

2) Die Neu-Persische Sprache, die bei den Muhammedanischen Fürsten in Indien Hofsprache, auch Sprache der eleganten Welt ist, für die sie einen Artikel der Erziehung ausmacht.

3) Die Alt-Persische unter den Parsen oder Gebern.

4) Die Patanische oder Afganische Sprache, Paschto genannt, unter den Afganischen Völkerschaften, stark mit persischen und hinduischen Wörtern vermischt.

5) Die Arabische — vorzüglich auf den Malediven.

6) Die Malajische Sprache, auf einigen Theilen der Küsten von Dekan, auf Ceilan und anderen Inseln.

7) Einige Tatarische und Munglische Dialekte in verschiedenen Gegenden von Nordhindustan.

8) Die sogenannte Portugiesische Sprache, eigentlich nur ein mit Wörtern aus inländischen Sprachen verdorbener Dialekt, der durch die Portugiesen in den verschiedenen Gegenden Indiens, wohin sie gekommen sind, eingeführt worden ist.

Anm. Die Europäer, die hier eingewandert sind, so wie andere Fremdlinge, auch die Juden, sprechen unter sich ihre eigenen Sprachen, die aber deswegen hier nicht als Landessprachen aufgeführt werden können.

Alle hier genannten Völker sind auch, nach Maaßgabe ihrer Abstammung, in Rücksicht ihrer Leibesfarbe und Gestalt, ihres sittlichen Charakters, ihrer Lebensart, Sitten, Gebräuche, Kultur und religiösen Meinungen, ziemlich von einander verschieden; doch ist es nicht nöthig, uns hier lange bei diesen Verschiedenheiten aufzuhalten, als in soweit sie charakteristisch sind, und demnach werden sie bei der Schilderung der Länder, die von ihnen in größerer Anzahl, vorzüglich als Eingebornen, bewohnt werden, eine Stelle finden. Hier kann nur einiges Weniges davon noch in den folgenden Abschnitten, besonders in der Topographie, so weit es zweckdienlich seyn kann, angemerkt werden.

Nur müssen wir hier noch im Vorbeigehen erwähnen daß manche eingewanderte Völkerschaften sich ziemlich an das Klima gewöhnt, und zum Theile Landessitten und Lebensart angenommen haben.

6.

Die Hinduer insbesondere. — Ihre Leibesfarbe und Gestalt. — Sittlicher Charakter und Geistesfähigkeiten, Kultur und Abtheilung in abgesonderte Stämme.

Die Hinduer oder die Ureinwohner des großen und schönen Landstrichs, den wir (wie oben) Indien oder bestimmter Vorder-Indien nennen, sind eine große, in jeder Rücksicht sehr merkwürdige, uralte asiatische Nation. Besonders merkwürdig sind sie wegen ihres hohen Alterthums, ihrer sehr abwechselnden Schicksale, ihrer frühen Kultur, ihrer Eintheilung, ihrer Religionsmeinungen, Sitten und Gebräuche, so wie wegen so mancher Eigenheiten, durch welche sie sich auszeichnen. Alle diese Gegenstände sollen hier so ausführlich, als es Raum und Plan erlauben, abgehandelt werden.

Einer Hauptmerkwürdigkeit müssen wir hier noch vor allen anderen gedenken, nämlich des sehr merkwürdigen Umstandes, daß diese Nation ihre Abtheilung, ihr Religionssystem, ihre Meinungen, Sitten und Gebräuche seit den allerältesten Zeiten, seit mehr als einigen tausend Jahren, beinahe unverändert beibehalten hat, ob sie gleich, in politischem Betrachte, so mancherlei Veränderungen und widrige Schicksale erdulden mußte. Diese Beharrlichkeit und Anhänglichkeit ist ein sehr charakteristischer Zug dieser Hinduer! —

Was ihre Leibesfarbe und Gestalt betrifft, so sind die Hinduer im Ganzen genommen ein hübsches, ein wohlgebildetes Volk *), dessen Leibesfarbe zwar über-

*) Nach *Perrin* (Voyage dans l'Indoustan T. I. p. 247 f.), womit auch *Le Gentil* (Voyage T. I. p. 144) und Andere, z. B. Papi und Haafner übereinstimmen.

haupt ziemlich gelbbraun, ja! zuweilen wirklich olivenbraun, aber nicht die eigentlich natürliche Farbe ist, denn diese ist unter den höheren Volksclassen und reicheren Ständen beinahe so weiß, wie die der Europäer, und da sie dabei auch den europäischen ziemlich ähnliche Gesichtszüge haben, so ist es leicht, wann die Kleidung sie nicht besonders auszeichnet, sie mit wirklichen Europäern zu verwechseln. — Der Stamm der Braminen, die als Geistliche zugleich den Adel vorstellen, enthält die schönsten Männer und Weiber mit den regelmäßigsten Gesichtsbildungen, wahre Schönheiten; und Kinder sind in ihrer ersten Jugend beinahe eben so weiß, wie die in Mittel-Europa; aber so wie sie heranwachsen, werden sie auch in diesem heißen Klima brauner. — Unter dem schönen Geschlechte giebt es hier überhaupt sehr reizende Personen, die mit den schönsten europäischen Brunetten verglichen werden dürfen.

Bei den niedrigeren Stämmen wird die Leibesfarbe immer dunkler und geht in ein schmutziges Kupferbraun oder Olivenbraun über, ja bei dem untersten ist sie schwarzbraun, oder auch wirklich schmutzig schwarz. Die Verschiedenheit des Klima's der einzelnen von Hinduern bewohnten Länder, so wie die ihrer Lebensart trägt ebenfalls viel zur Erzeugung der mancherlei Nuancen in der Leibesfarbe dieses Volkes bei.

Uebrigens sind die Hinduer, überhaupt genommen, von etwas mehr als mittlerer Statur, doch ohne deswegen Riesen zu seyn. Ihr Körper ist regelmäßig gewachsen, gut gebaut, und besonders sehr geschmeidig und gelenk. Sie zeichnen sich hauptsächlich durch ihre kleinen Hände aus. — Verwachsene, mißgestaltete Menschen, besonders Bucklichte, sind hier äußerst selten, und der Einäugigen und Hinkenden giebt es nur wenige.

Die Hinduer halten jedoch nicht sehr viel auf körperliche Schönheit; sie ziehen solidere Eigenschaften vor.

Der sittliche Charakter der Hinduer, überhaupt betrachtet, wird von aufgeklärten und unparteiischen Europäern gar sehr gerühmt. Sie sind sehr gutartige, menschenfreundliche, redliche, biedere Leute, ohne heftige Leidenschaften, wozu der häufige Genuß des Reises und die Vermeidung der Fleischspeisen nicht wenig beitragen mag; sie sind dabei nüchtern, mäßig, sparsam, mit sehr Wenigem vergnügt, gastfrei, ungemein dienstfertig, große Liebhaber der Ruhe, und daher in allen ihren Arbeiten sehr langsam, doch nicht unthätig, sondern ziemlich gewerbfleißig, so weit es die Befriedigung ihrer Bedürfnisse nöthig macht: ihre Wünsche sind äußerst beschränkt. Sie sind nicht im mindesten blutdürstig, noch rachsüchtig, sondern vielmehr nachgiebig, doch giebt es auch sehr kriegerische Völkerschaften unter ihnen, wie z. B. die Maratten, Rasbuten, Rohillas, Poligaren, Marawaer. Der Despotism hat die Thatkraft mehrerer anderer hinduischer Völker so sehr erschlafft, daß sie sich jetzt geduldig wie Schafe von ihren europäischen Tyrannen scheeren und wohl auch schinden lassen. — Doch gährt die höchste Unzufriedenheit in einem großen Theile des unterjochten Indien's, und Hinduer hegen in den meisten Gegenden einen unauslöschlichen Haß und Abscheu gegen die Europäer, die sie gewaltsam ihrer Tyrannei unterworfen haben. Doch wenn sie die Besseren unter denselben als rechtschaffene Leute kennen gelernt haben, so sind sie ihnen mit ganzer Seele zugethan, und werden ihre treuesten Freunde.

Nicht mit Unrecht wirft man den Hinduern schmuzzigen Geiz vor; aber bringt sie nicht ihre gepreßte Lage und die Habsucht der sie aussaugenden Europäer dazu? — Auch sind sie äußerst langsam und bedächtlich in ihren Entschlüssen, so daß sie mit ihren Berathschlagungen oft Tage

lang zubringen. — Sie sind überhaupt große Liebhaber vom Zaudern und Zögern, und schieben gar gern die Erfüllung ihres gegebenen Versprechens auf: auch suchen sie sich sehr oft durch Lügen zu helfen; wozu sie jedoch nicht selten die Noth treibt.

Im Ganzen genommen sind die Hinduer ein sehr gutartiges, menschenfreundliches, sanftes Volk, das jedoch durch mancherlei widrige Schicksale, und besonders durch den Despotendruck der früheren Eroberer ihres Landes, und dann auch der hier angesiedelten Europäer sehr verdorben worden ist, und wenn es so fortdauert, immer mehr verdorben und herabgewürdigt wird.

Die Hinduer haben eben so viele Geistesfähigkeiten, als andere nicht ganz rohe Völker, nur fehlt es denselben heut zu Tage an der nöthigen Entwickelung derselben. Daß sie ehemals, ja in den frühesten Zeiten schon auf einer hohen Stufe der Kultur standen, und daß in ihrem gesegneten Lande die Wiege aller Künste und Wissenschaften zu suchen ist, dies ist anerkannt, und wird nicht nur durch noch vorhandene architektonische Denkmäler, deren Ursprung sich in den dunkelsten Zeiten der Vorwelt verliert, sondern selbst durch das nicht minder uralte Religionssystem, das noch jetzt in voller Kraft ist, und durch die heiligen Bücher bewiesen, die auch noch zu unseren Zeiten bei den hinduischen Gelehrten und in ihren Tempeln gefunden werden, und das höchste Alterthum verrathen, wovon wir noch in der Folge sprechen werden. Beweise genug von den Talenten und Geistesfähigkeiten der Hinduer, ob sie gleich auf derselben Stufe der Kultur stehen geblieben sind, welche sie einmal erreicht hatten, ja sogar wieder zurück getreten sind, woran der Druck der Umstände und die so nachtheilige Eintheilung in Kasten oder Stämme hauptsächlich Schuld sind. — Die widrigen Schicksale, welche das Land seit vielen Jahrhunderten erlitten hat, mußte natürlicher

Weise die Ausartung der Einwohner mit sich bringen. — (Ein Weiteres in dem Abschnitte von den Künsten und Wissenschaften der Hinduer.) —

Hier möchte es wohl schicklich seyn, einige charakteristische Skizzen von den Hinduern aus einem der neuesten Berichtgeber über Indien, Herrn Jouy, beizufügen:

„Ich kann nicht bestimmen, wie weit die Eindrücke der „Jugend noch im reiferen Alter Gewicht haben können; „aber wenn die Rückerinnerung an die acht Jahre, die ich in „Indien verlebt habe, nicht mein Herz und meinen Kopf „irre führt, so sind die Bewohner dieses Landes — ich spre„che jedoch nur von den Hinduern — dasjenige Volk, „dessen Tugenden dem Menschengeschlechte die meiste Ehre „bringen. *) — Religion und Sitten scheiden die Hinduer „von den übrigen Menschen, so wie der Weise sich von der „Gesellschaft entfernt, deren Laster er kennt, ohne jedoch auf„zuhören, diejenigen zu lieben, die er verläßt, und für ihr „Wohl zu arbeiten."

„Die Moral ist bei einem Volke immer in thätiger Aus„übung, das nur den guten Handlungen die Achtung „schenkt, die man anderwärts auch den schönen Reden zollt."

„Um sich von dieser Wahrheit zu überzeugen, darf man „nur eine Stunde Wegs in diesen herrlichen Gegenden zu„rücklegen, und man wird sogleich sprechende Beweise da„für finden."

„Mit welcher Rührung las ich, als ich im J. 1788 „die weite Strecke Landes zwischen unseren Niederlassun„gen von Pondichery (auf der Küste Koromandel) „und von Chandernagor (in Bengalen) durchreisete,

*) Haafner (in seiner Landreise längs der Küste Koromandel) wird nicht müde, den guten Charakter der Hinduer zu loben, und sein Lob mit beweisenden Beispielen zu belegen.

„wo ich mich in einer dürren, von der Sonne durchglühten „Ebene in den Schatten einer Gruppe von Bäumen nieder„setzte, um auszuruhen, folgende Worte in einen einfa„chen Stein ausgegraben:

„„Saabhewa-Mothjam war in Gefahr, „„vor Ermattung und Hitze umzukommen, „„als er diese Ebene durchwanderte. Um „„Anderen die Leiden zu ersparen, die er „„selbst erdulden mußte, hat er diese Bäu„„me pflanzen lassen.““

„In der Landschaft Kattek liest man auf einem Pfahle „mitten in einem ungeheuern Sumpfe, durch welchen jetzt „eine schmale Dammstraße führt, folgende merkwürdige „Worte:

„„Diese Dammstraße ist von Darmira„„Koti erbaut worden, welcher seine Ka„„meele in diesem Sumpfe verloren hat.““—

„Die Prachttrümmer in Aegypten und zu Athen „verkündigen bloß die Macht der Regenten; die Denkmäler „in Indien zeugen bloß für die Tugenden eines Volks!“—

„In welchem anderen Lande kann ein Mensch, er sey „auch wer er wolle, ohne Geld, ohne einiges Hülfsmittel „eine Landreise von 5 bis 600 Stunden Wegs unterneh„men, und dabei gewiß seyn, das Ziel seiner Wanderschaft „zu erreichen, ohne an den unentbehrlichsten Bedürfnissen „Mangel zu leiden, noch das Benöthigte erbetteln zu „müssen? — Wohl zwanzig Male habe ich in Indien das „selbst gesehen, was ich hier erzähle.“

„Ein Reisender, der ganz von Allem entblößt ist, mel„det sich in dem Dorfe, in welchem er anlangt, bei dem „Kottwal oder Schulzen; von diesem erhält er einen Weg„weiser, der zugleich sein Päckchen bis zum nächsten Dorfe

„trägt, ohne daß im Mindesten Etwas dafür bezahlt werden „darf. So erhält der Reisende in jedem Dorfe, in das er „kömmt, unentgeldlich einen Führer und Träger. — Kömmt „derselbe an einem Orte an, wo er ausruhen will, so weist „man ihn in die öffentliche Herberge (Tschultri *), wo „er jedoch, wenn kein frommer Einsiedler die Aufsicht dar„über führt, der die hier einkehrenden Fremden bedient, „nichts als sicheres Obdach findet. Der Kottwal reicht „ihm jedoch eine Portion Reis zur Speise, liefert ihm das „Holz und borgt ihm die Geschirre zum Kochen, und eine „Matte, um darauf zu ruhen, und dieses Alles unent„geldlich!" —

„Am folgenden Morgen begiebt sich der Fremde wieder „auf die Reise, und auf diese Weise erreicht er das Ziel der„selben, ohne irgend einige Kosten gehabt zu haben, und er„mangelt gewiß nicht, von Herzen zu wünschen, daß das „gutartigste gastfreieste aller Völker doch nicht länger mehr „das unglücklichste derselben seyn möge!" —

„Die Höflichkeit ist auch immer noch eine von den Tu„genden, in welcher die Hinduer ihres Gleichen nicht ha„ben; denn der gebildete Europäer ist bloß höflich, weil „er weiß, daß dieses ihm nicht nur Ehre bringt, sondern „auch ihn beliebt macht; der Hinduer aber (hier ist bloß „von den oberen Kasten oder Stämmen die Rede) ist höflich, „weil er die Höflichkeit für eine Pflicht hält. Er ist dem„nach höflich, weil er Andre ehrt; der Europäer aber „ist es, weil er sich selbst ehrt!" —

So viel zum Lobe der Hinduer überhaupt!

---

*) Von diesen öffentlichen Herbergen sprechen wir noch in der Folge.

Eine besondere Bemerkung verdient die Eintheilung der Hinduer in Kasten oder eigentliche Stämme und Klassen. *)

Schon in den ältesten Zeiten, wohin unsere Geschichtskunde nicht mehr reicht, sind, wie die Ueberlieferung sagt, und wie es auch mit der Wahrscheinlichkeit ganz übereinstimmt, die Hinduer vermöge ihrer ältesten und noch jetzt geltenden Religions- und Reichsgrundgesetze in mehrere, von einander ganz abgesonderte Stämme oder Classen getheilt, jetzt von den Europäern insgemein Kasten (die Hinduer selbst nennen diese Abtheilungen Dschabi oder Warna) genannt, die nur in gewissen Fällen sich unter einander verheirathen durften, und welche Kasten jede ihre eigenen Vorrechte, Sitten und Gebräuche hatte, die sie von einander auszeichneten. So ist es noch jetzt. In alten Zeiten waren dieser Kasten sieben, jetzt zählt man derselben nur fünf, nämlich vier edle und eine unedle. Diese Classen haben auch ihre Unterabtheilungen.

Die vier edeln Kasten sind nach ihrer Rangordnung folgende:

1. Die Kaste der Braminen (Bramanen) ist die erste und edelste; die Glieder derselben sind diejenigen, welche diese Kastenabtheilung zu einem Glaubensartikel zu machen gewußt haben. Sie sind Priester, Gelehrte, Lehrer an den Schulen und Akademien, Gesetzverständige und Staatsbeamte. Sie unterscheiden sich durch eine eigene gesetzliche Kleidungstracht, besonders durch eine Baumwollenschnur, die sie selbst verfertigen müssen, und die ihnen wie ein Degengehänge über die linke Schulter quer über Brust und Rücken fällt; durch ihre strenge Ent altsamkeit und gänzliche Vermeidung aller Speisen von Thieren aller Art,

*) Die Benennung Kaste (Caste) ist Portugiesischen Ursprungs, so wie Mandarin u. a., die jetzt von allen Europäern angenommen sind.

kurz von allen mit thierischem Leben versehenen Geschöpfen. Nur bei gottesdienstlichen Opfern wird hiervon eine kleine Ausnahme gemacht; und durch ihre großen Vorrechte, die hauptsächlich darin bestehen, daß ihnen die Aufbewahrung, Lesung der heiligen Bücher, die Auslegung derselben und Entscheidung nach denselben, so wie die Religionslehre ausschließlich überlassen ist, und sie auch nicht am Leben gestraft, sondern nur von ihren Stammsgenossen aus der Kaste gestoßen, und ihres Standes verlustig erklärt werden können. Auch sind sie in den Ländern, wo Hinduische Fürsten regieren, die Räthe der Regenten und die einzigen Regierungsbeamten. Man unterscheidet daher auch geistliche und weltliche Braminen. Sie haben ferner vier verschiedene Stufen der Würde, nämlich:

1) Die unterste Stufe nehmen die Bramatschari oder jungen Braminen von ihrem 7ten bis zum 12ten Jahre ein, wo sie in dem ersten Grade der Enthaltsamkeit und Prüfung sich befinden.

2) Auf der zweiten Stufe stehen: die Grahasta oder Wahaprasta, heirathsfähige junge Braminen, vom 12ten Jahre an, die sich dem Mönchs- oder Einsiedlerleben widmen.

3) Auf der dritten: die Samanåer, vom 40sten oder 50sten Lebensjahre an, die als nackte Büßer leben, und endlich

4) Auf der vierten und letzten stehen: die Saniassi oder Binschu, Braminen, die aus Heiligkeit von ihrem 72sten Lebensjahre an Alles verlassen, und vom Almosen lebend im Lande umher ziehen. Diese Lebensart wird für den Beweis des höchsten Grades der vollkommensten Weisheit gehalten.

Doch nicht alle Braminen unternehmen es, diese Stufen hinanzusteigen, deren jede wieder ihre Eigenheiten

und Vorrechte hat. Um Tempelpriester oder in die heiligsten Religionsgeheimnisse eingeweihter Gottesgelehrter zu werden, muß ein Bramin auch ein Grahasta und von guter Familie seyn.

Die Kaste der Braminen begreift die 3 Unterabtheilungen der Waidiger, der Siwebramnal's und der Striwaischenewal's.

Als niedere Kasten der Braminen werden von dem Volke, aber nicht von den Braminen selbst angesehen: die Tatuvadiels, Gutschelier's und Maratia-Popars.

(Ein Mehreres von den Braminen, ihrem Glauben, ihren Secten, ihrem Ansehen und Einflusse, ihren Sitten, ihren Verrichtungen u. s. w. wird noch in der Folge bei der Religion der Hinduer gesprochen werden.)

2. Die Kaste der Kschattries, Tschetteries, Schattries, auch Radschas genannt, ist die zweite dem Range nach; zu ihr gehören bloß die Kriegsleute und Fürsten. Ein anderes als das Kriegshandwerk darf ein Glied dieses Stammes nicht treiben; sie sind demnach alle Soldaten, außer denen von fürstlichen Familien, welche in der Regierungskunst erzogen werden. Doch dürfen sie auch Großhandel treiben. Unter diesem Stamme findet man keine ordentliche Ehe, wohl aber Kebsweiber. — Sie dürfen das heilige Religionsgesetzbuch Wedam nicht selbst lesen, wohl aber haben sie das Vorrecht, es sich vorlesen zu lassen.

Diese Kaste hat drei Unterabtheilungen, den Stamm der Bondillier's, die bis auf eine einzige Familie auf der Küste Koromandel ausgestorben sind; den Stamm der Radschaputers (dies heißt: Fürstenkinder), woraus der heut zu Tage gewöhnlichere Name der Rasbuten entstanden ist; und den Stamm der Mahratten. — Zu dieser Kaste der Kschettrier gehören auch die vornehmeren Klassen der Naïren (von welchen noch in der Folge). —

3. Die dritte Kaste ist die der Waischias (Waischies, Wassiers), welche die Kaufleute (Banjanen, eigentlich Wanija genannt) und die Landleute, welche Acker- und Gartenbau und Viehzucht treiben, in sich begreift *). — Dies sind diejenigen Unterthanen, welche dem Staate den meisten Vortheil bringen.

4. Die vierte Kaste, die noch zu den edeln Stämmen gerechnet wird, ist die Schudra, oder die Kaste der Schudder (Sudder, Tschudrie u. s. w.), die zahlreichste unter allen, zu welcher vorzüglich die Künstler und Handwerker gehören, die wieder ihre besonderen Zünfte unter sich ausmachen. Diese Kaste wird in die von der rechten und in die von der linken Hand abgetheilt, und beide sind wieder sehr von einander verschieden und abgesondert; sie begreift folgende Nebenstämme:

1) Die Welager, Ackers- und Handelsleute und andere Arbeiter, begreifen:

(1) Die Schodscha-Welager, Ackersleute.

(2) Die Karekatu-Welager, andere Arbeiter.

(3) Die Nirupuschis-Welager, Krämer und dergleichen.

(4) Die Duluwa-Welager, auch Dobaschi genannt, Commissionaire, Haushofmeister, Kammerdiener, Oberbediente u. dergl.

2) Die Karavers und

3) Die Kamuwars, Glashändler u. s. w.

4) Die Koaladier, Talinga-Kaste.

5) Die Kometis, Kaufleute.

6) Die Natamadier.

7) Die Kakillier oder Weber.

*) Nach Perrin.

8) Die Putscharis, eine Art Mönche, die bloß von Almosen leben, und sich besonders in den Tempeln der Mariatale aufhalten.

9) Die Amaters oder Barbierer.

10) Die Panischewer's, die Diener der Welager.

11) Die Wanars oder Wäscher und Bleicher.

12) Die Kondumier's oder Schlangenärzte.

13) Die Devedaschi's (Tänzerinnen, gewöhnlich mit einem aus dem Portugiesischen abstammenden Worte: Bajaderen genannt). Eine geringere Classe bilden die Sutrebaries.

Zwischen dieser und der nachfolgenden verächtlichen Kaste giebt es noch mehrere Nebenabtheilungen, die durch Mißheirathen zwischen den oberen Kasten entstanden sind; sie werden zwar nicht so verächtlich behandelt, wie die Glieder der unreinen Kaste, doch sind sie von den vier edeln Classen ausgeschlossen, und überhaupt mehr beschränkt, als dieselben.

5. Die unedle und niedrigste Kaste, die jedoch eigentlich nicht einmal zu den Kasten gerechnet, sondern für einen Auswurf der vier oberen oder edeln Kasten gehalten wird, bilden die Parejer (Paria's, Plejas, Mischa's, Tschandolas u. s. w.), und diese, die den Pöbel der Hinduer ausmachen, werden für eine unreine, schlechte, verächtliche, unedle, ja verabscheuungswürdige Menschenclasse gehalten. Ihrer wird in öffentlichen Schriften nie unter den Kasten gedacht, denn sie werden für Verworfene angesehen, die nicht nur an sich unrein sind, sondern auch Andere durch ihre Annäherung verunreinigen. Deswegen sind sie auch beinahe aus aller menschlichen Gesellschaft verbannt, müssen in abgesonderten Gegenden wohnen, so weit von anderen Wohnörtern entfernt, daß der Wind ihre für unrein gehaltenen Ausdünstungen nicht dahin führen kann. — Ihre Wohnungen sind armselige Hütten, in die ein auf-

recht gehender Mann kaum hineinkommen kann. Die elenden kleinen Dörfchen, welche aus diesen Hütten gebildet werden, nennt man Paretscheris. — Die Bewohner derselben dürfen kein Wasser aus den Brunnen der anderen Kasten schöpfen, sondern müssen ihre eigenen Brunnen halten, und dieselben zum Unterschiede mit Thierknochen bezeichnen, damit jeder Andere sich hüte, aus denselben zu schöpfen.

Diese Pareier sind zu den ekelhaftesten und verächtlichsten Arbeiten und Dienstleistungen verdammt, und daher auch verabscheut. — Wenn ein Hinduer aus einer edeln Kaste einem Pareier großmüthig erlaubt, mit ihm zu sprechen, so muß dieser Unglückliche eine Hand vor den Mund halten, damit sein Athem denselben nicht verunreinige. Begegnet ein Pareier einem vornehmeren Hinduer auf der Landstraße, so muß er ihm den Rücken zuwenden, bis er vorüber ist. — Wenn ein Hinduer der besseren Classen, sey er auch nur ein Schudder, unversehens einen Pareier berührt, so muß er sich durch ein Bad reinigen. — Die Braminen dürfen keinen Pareier ansehen, und die Pareier sind verpflichtet, zu entfliehen, sobald sie einen Braminen erblicken.

Die Pareier gehören zu keiner Hinduischen Religionssecte; sie sind von allen religiösen Versammlungen ausgeschlossen und dürfen in keinen Tempel treten. Sie sind darum auch von allen Gebeten und Opfern frei.

Die Verachtung dieser Elenden und der Abscheu der Hinduer gegen dieselben geht so weit, daß sie sich wohl hüten, Etwas zu genießen, was ein Pareier zubereitet hat, oder aus einem Gefäße zu trinken, aus dem er getrunken hat. Ein Pareier darf nicht durch die gewöhnliche Thür in das Haus eines Hinduers von einer höheren Kaste treten. Bedarf man in dem Hause aber durchaus der Dienste des Unglücklichen, so wird für ihn eine besondere Thür durchgebrochen, durch die er nicht anders, als mit

niedergeschlagenen Augen gehen darf, damit er nicht in die Küche blickt, denn dadurch würde die Hausfrau genöthigt, alle ihre dadurch entweihten Küchengeschirre zu zerstören.

Uebrigens ist auch die Anzahl der Parejer, die neben anderen schweren Arbeiten noch den Welagern als Acker- und Hirtenknechte dienen, sehr groß, ja so groß, daß sie leicht das Joch ihrer schmählichen Knechtschaft abschütteln und sich in eine bessere Lage versetzen könnten, wenn sie Kraft genug dazu in sich fühlten. — Da sie keinen Religionsgesetzen unterworfen sind, so genießen sie alle Speisen, selbst die ekelhaftesten, die ihnen vorkommen, lieben alle hitzigen Getränke, und überlassen sich dem Trunke, wenn sie dazu kommen können. Diese Unmäßigkeit, die bei einem Volke in der geschilderten Lage gar nichts Außerordentliches ist, und dann ihre Unreinlichkeit und ihre Verrichtung der schmutzigsten, ekelhaftesten Arbeiten muß natürlich den so sehr die Reinlichkeit liebenden Hinduern einen Abscheu gegen diese, ohnehin verworfene Classe, einflößen.

Da die Europäer auch das Fleisch aller genießbaren Thiere essen, welches den Hinduern ein Gräuel ist, und manche andere, den Gewohnheiten dieses so einfach sittlichen Volks ganz entgegenlaufende Sitten haben, so werden auch jene von ihnen in die Klasse der Parejer versetzt.

Die hier aus einander gesetzte Abtheilung der Hinduer in Kasten oder Stämme hat ihren Ursprung, wie die Mythologie sagt, daher, daß der Weltschöpfer Brama aus seinem Kopfe die Braminen oder Geistlichen und Gelehrten, aus seinen Armen die Kschattris oder Kriegsleute und Regenten; aus seinen Lenden die Waischias, die Ackers- und Kaufleute, und endlich aus seinen Füßen die Subders, nämlich die Handwerks- und Arbeitsleute aller Arten und Klassen habe herausgehen lassen.

Man sieht, daß das Mährchen hübsch allegorisch ist. Ein Mehreres darüber in der Folge, wenn es der Raum gestattet.

Wie nachtheilig eine solche, schon seit Jahrtausenden bestehende, höchst unpolitische Einrichtung ist, fällt Jedem in die Augen. Denn, wie kann es anders seyn, als daß bei einer solchen Zwangsbeschränkung die Unterthanen eines Staates in der Cultur zurückbleiben, und theils übermüthig, theils sklavisch gesinnt werden müssen, da den Einen alle Vorzüge begünstigen, und der Andere gleichsam in Sklavenfesseln seufzet, ja in Fesseln, die noch schwerer drücken, als andere, da sie den Geist gewaltsam beschränken?

7.

Eigenthümlichkeiten der Hinduer in ihrer Lebensart. — Nahrung, Wohnung, Kleidung.

Die Hinduer haben, wie wir bereits aus dem Vorhergesagten schließen können, sehr viel Eigenthümliches in Lebensart, Sitten und Gebräuchen, die jedoch im Ganzen genommen sehr einfach sind, wie aus der hier folgenden kurzen Schilderung zu ersehen seyn wird.

Es muß jedem aufmerksamen Beobachter auffallen, daß dieses uralte Volk der Hinduer, während beinahe alle Völker der Erde mehr oder weniger sich verändert haben, noch immer an der Lebensart, den Sitten, Gebräuchen und Meinungen seiner Urältern so fest klebt, daß in Jahrtausenden nur sehr wenig daran geändert oder gebessert worden ist. Daran ist eben die in dem vorhergehenden Abschnitte dargestellte Kastenabtheilung und dann auch die ganz damit übereinstimmende, den Verstand in enge Leisten zwingende Braminen-Religion Schuld, die vollends den Geist, besonders des gemeinen Volks, in Fesseln schlägt! —

Was die Nahrung betrifft, so ist dieselbe bei den Hinduern, die ohnehin, so wie es auch das Klima durchaus erfordert, sehr nüchtern und mäßig leben, meist sehr einfach. Ihr vorzüglichstes, gewöhnlichstes, ja gar oft einziges Nahrungsmittel ist der hier zu Lande so häufige Reis, der auf verschiedene Arten zubereitet wird, und in diesem Lande bei jeder Mahlzeit eben so unentbehrlich ist, als bei uns das Brod. Sie genießen auch Milch und Milchspeisen, einige mit Gewürzen zugerichtete Küchenkräuter und Zugemüse; und dann eine Brühe (Kari genannt), mit Safran, Piment und Gewürznelken zubereitet. Darauf beschränkt sich gewöhnlich die Kochkunst der Hinduer.

Doch richtet sich die Art der Speisen auch besonders nach der Verschiedenheit der Kasten; denn die Braminen dürfen nichts genießen, was thierisches Leben gehabt hat u. s. w., wie wir schon gesehen haben. Den Rasbuten und Banianen ist der Genuß der Fische und des Geflügels erlaubt. Ziegen- und Schöpsenfleisch dürfen nur die unteren Klassen essen. Die Parejer essen hingegen Alles, was ihnen gefällt, sogar Fleisch von gefallenen Thieren, um das sie sich mit den Raubvögeln herumschlagen.

Die Hinduer essen beinahe alle ihre Speisen mit bloßen Fingern; doch gehen sie sehr reinlich damit um, und waschen sich häufig. — Ihr gewöhnlichstes Getränke ist Wasser; doch haben sie noch verschiedene andere Getränke, wie z. B. Reiswasser; selbst Arack und andere starke Getränke werden von den Vornehmen und Reichen nicht verschmäht, die überhaupt, ohne jedoch allzusehr von der Regel der Einfachheit abzuweichen, bequemer und luxuriöser leben, als der übrige große Haufe. — Wie sehr übrigens in Rücksicht der Nahrungsmittel Kochkunst und Getränke die Völker von verschiedener Abkunft und Religion, so wie in Rücksicht der übrigen Lebensweise, Kleidung und Sitten von einander verschieden seyn müssen, läßt sich leicht schließen. —

Dabei ist im Allgemeinen anzumerken, daß die auffallendste Verschiedenheit sich in allen diesen Puncten zwischen den Hinduischen Volksstämmen und den in Indien jetzt ansässigen muhammedanischen Völkerschaften darstellt, da diese letzteren noch größten Theils die Sitten ihres Stammlandes, die man gewöhnlich die morgenländischen nennt, beibehalten haben.

Dies ist auch der Fall mit der Kleidung, die bei den Muhammedanern meist nach morgenländischer Art, bei den Hinduern aber nach ihrer uralten Landessitte ganz einfach ist. — Der gewöhnlichste Kleidungsstoff ist Kattun von mancherlei Sorten, und nächst diesem sind es Seidenzeuge. Die Lieblingsfarbe zu Kleidungen ist weiß, auch abwechselnd mit Roth. — Den Wechsel der Moden kennt man hier nicht; denn die Hinduer hängen allzufest an den Sitten ihrer Voraltern, als daß sie davon abweichen sollten.

Die ganze Kleidung ist dem warmen Klima angemessen, das heißt, leicht. Die Mannspersonen tragen lange Hosen und Westen von Kattun oder Seide, oder wickeln sich auch den ganzen Körper in ein weites Stück Kattun. Die gemeinsten und ärmsten Leute wickeln bloß ein Stück Kattun zur Schambedeckung um die Lenden, und gehen übrigens ganz unbekleidet. Der obere Theil des Körpers wird selten bedeckt. Das Haar wird gewöhnlich in eine Rolle aufgewickelt und verschiedentlich ausgeschmückt. Der größte Theil der Hinduer geht barfuß; der übrige trägt Sandalen oder eine Art von Pantoffeln. Weiber und Töchter der Braminen und anderer Vornehmen verhüllen auch den Oberleib mit feinen indischen Tüchern. Der Putz ist solid und besteht in Schmuck von Gold, Silber und Edelsteinen, auch Perlen, zu Fingerringen, Ohrenringen, Nasenringen, Armbändern, Fußspangen, Halsgeschmeide, Aigretten und anderem Schmuck in die Haare angewandt.

Das Tättauiren oder Punctiren und Bemalen mehrerer Theile des Körpers ist hier bei Vielen, besonders in den höheren Stämmen, Sitte. Einige Sectirer zeichnen sich auch durch Figuren aus, die sie sich im Gesichte malen. — Von Zeit zu Zeit salben sich die Hinduer den Leib, besonders den Kopf mit Oel, um sich bei der großen Hitze gesund zu erhalten. Die Frauenzimmer parfumiren sich. — Das religiöse tägliche Baden Morgens und Abends in einem Teiche, zu welchem Gebrauche jedes Dorf wenigstens einen hat, oder in einem fließenden Wasser, erhält überdies Gesundheit und Reinlichkeit. — Aus Religiosität machen sich fromme Hinduer auch Zeichen mit pulverisirtem Kuhmiste auf die Stirne.

Die Kleidung und der Putz ist bei den einzelnen Klassen und Ständen der Hinduer, besonders unter den Hinduerinnen, gar sehr verschieden. Am meisten zeichnen sich hierin die öffentlichen Tänzerinnen aus, von welchen wir noch weiter unten sprechen werden.

So einfach, wie die Kleidung, ist auch die Wohnung und das gewöhnliche Hausgeräthe der Hinduer. — Die Wohnungen der Armen und der Landleute sind meistens armselige Hütten, von Pfählen, Zweigen, Lehm, Stroh, Palmblättern und dergleichen errichtet. Einen höheren Rang nehmen schon die Bürgershäuser ein, die sehr niedrig und finster von an der Sonne getrockneten Backsteinen erbaut sind. Die meisten Landhäuser sind mit einer hölzernen Verzäunung umgeben. Die etwas beträchtlicheren Gebäude haben rings umher vor dem Erdgeschosse bedeckte Säulengänge oder offene Hallen, Waranda oder Weranda genannt, wo die Bewohner des Hauses frische Luft einathmen, ausruhen und ihre Besuche und Gesellschaften empfangen. Es ist der Gesellschaftssaal. — — Die Dächer sind hier alle flach, und das Innere der gemeinen, selten mehr als ein Stockwerk hohen Häuser, meist einfach, und nicht sehr bequem.

Man findet jedoch hier auch sehr ansehnliche Gebäude, besonders aus den älteren und ältesten Zeiten, die zwei, drei und mehrere Stockwerke hoch sind. Ja es giebt sogar fürstliche Schlösser und Paläste, die bis sieben Stockwerke hoch und mit den schönsten Gemächern versehen sind, und auch andere geschmackvolle Gebäude, theils von Holz, theils von Stein erbaut, deren Inneres dem Aeußeren vollkommen entspricht. Solche ansehnlichere Wohnhäuser sind gewöhnlich nach orientalischer Sitte ins Quadrat aufgeführt, mit einem Hofe oder Garten in der Mitte. — Ein besonderer schöner Gypsüberzug, Tschunam genannt, giebt den meisten Gebäuden der Reicheren ein sehr gefälliges Ansehen. — Viele große Gebäude, besonders Tempel, zeichnen sich durch ihre pyramidalische Gestalt aus. Unter den Tempeln oder Pagoden giebt es mehrere, die aus den ältesten Zeiten herstammen, und sich noch jetzt ungemein auszeichnen und höchst merkwürdig sind.

Anm. In der Topographie sollen die merkwürdigsten Hinduischen Alterthümer, und somit auch die noch jetzt sich auszeichnenden Denkmäler der alten Baukunst gehörig aufgeführt werden.

Das Hausgeräthe ist selbst bei den Vornehmeren und Reicheren höchst einfach; es besteht bloß in einigen Matten, die zu Sitzen, Decken und Betten dienen, auf welchen sie sitzen, essen und schlafen; einigen kupfernen Töpfen und Schalen, welche die Stelle aller Küchen- und Tischgeschirre vertreten, und in einer oder ein Paar Kisten, worin sie ihre Kleider, Geld und Kostbarkeiten aufbewahren. — In den Handelsstädten findet man hier und da einige reiche Hinduische Häuser, in welchen zum Staate bloß ein Zimmer ganz nach europäischer Art ausmeublirt ist, aber nicht weiter, als um es zur Schau darzustellen, benutzt wird. Die Muhamedaner haben auch hierin ihre Sitten beibehalten. — In ihrem Hauswesen sind die Hinduer durchgehends sehr reinlich. —

8.

Lebensart. — Beschäftigungen. — Ackerbau. — Viehzucht. — Fischerei. — Jagd u. s. w. — Handarbeiten. —

Die Hinduer nehmen, troß der ziemlich niedrigen Stufe der Cultur, auf welcher sie, durch widrige Schicksale gebannt, stehen geblieben sind, dennoch vermöge der Fortschritte, die sie schon in den frühesten Zeiten gethan haben, einen nicht unbedeutenden Rang unter den cultivirten Völkern ein; denn sie treiben nicht nur Ackerbau, Viehzucht und andere Theile der Landwirthschaft, Fischerei und Jagd, sondern auch Berg- und Hüttenbau, Forstwirthschaft, Künste, Handwerke und Fabriken, Handel und Schiffahrt; auch sind hier die Wissenschaften nicht ganz fremd.

Die meisten Hinduer nähren sich vom Ackerbaue, der Viehzucht und allerlei Handarbeiten, vorzüglich der Weberei.

Der Ackerbau wird stark und mit ziemlichem Fleiße und Einsicht von den Hinduern betrieben; aber er schmachtet gar sehr unter dem harten Drucke des eisernen Despotismus, und würde unter demselben ganz daniederliegen, wenn nicht der Boden im Durchschnitte genommen so ungemein fruchtbar, und diese Fruchtbarkeit von dem herrlichen warmen Klima so trefflich begünstigt wäre.

Die Hinduer bauen vorzüglich mehrere Getraidearten, so wie mancherlei Handelspflanzen, Indigo, Tabak, Betel, Baumwolle, verschiedene Gewürzarten, Opium, Zucker u. s. w., auch mancherlei Obstarten.

Eines der vorzüglichsten landwirthschaftlichen Gewerbe ist der Reisbau, der den größten Theil der Landleute in Indien beschäftigt, weil der Reis, wie bereits gesagt, das Hauptnahrungsmittel der Einwohner aller indi-

schen Länder ist. — Diese hier einheimische Getraideart gedeiht in diesen Gegenden unvergleichlich; man kann jedes Jahr auf zwei Aernten derselben rechnen; ja es giebt Gegenden auf der westlichen indischen Halbinsel zwischen dem Gatengebirge wo man jährlich vier Reisärnten zählt *).

Der Reisbau ist demnach in Indien ungemein wichtig und sehr einträglich; er ist auch in diesen Ländern nicht im mindesten ungesund, wie in den meisten europäischen, wo er eingeführt ist, und wo die sumpfigen Reisfelder bei fehlerhaftem Anbaue giftige Dünste erzeugen, welche gefährliche Epidemieen veranlassen, wovon man seit vielen Jahrhunderten her in Hindustan nichts weiß.

Die Bewohner Indien's geben dem Resie wegen seiner vorstechenden nahrhaften und gesunden Eigenschaften den Vorzug vor allen anderen Getraidearten, und pflanzen ihn daher so häufig; nicht als ob Klima und Boden, die seinen Anbau so sehr begünstigen, die Hauptursachen davon wären; denn in Europa findet man eine große Anzahl von Landstrichen, die zu dem Reisbaue nicht minder tauglich sind.

Gewöhnlich theilt man den Reis in zwei Sorten, in den trocknen und den Wasserreis. — Aber unser Berichtgeber (der glaubwürdige Herr Le Goux de Flaix) versichert aus eigener Erfahrung, diese Eintheilung sey unrichtig und ungegründet, indem er sagt: „Die Meinung „von diesem Unterschiede der genannten zweierlei Arten von „Reise widerspricht sowohl allen Erfahrungen der Hindue, als auch meinen eigenen Beobachtungen. Die Hinduischen Reisbauer unterscheiden zwar in Rücksicht der „Güte mehrere Sorten von Reis, die jedoch alle nicht aus-

*) M. s. Essai historique, géographique sur l' *Indoustan* etc., par M. *Le Goux de Flaix* etc. T. II. p. 210 ff., wo man eine ausführliche, sehr befriedigende Beschreibung des Reisbaues findet, die nachgelesen zu werden verdient. Es konnte hier nur die Quintessenz daraus gezogen werden.

„schließend weder einen trocknen, noch einen feuchten Boden „erfordern, sondern jede dieser Sorten kann mit gehöriger „Sorgfalt eben sowohl auf trockenen Anhöhen, ja sogar auf „Bergen, als in feuchten Thälern oder in sumpfigen Reis„feldern ohne Unterschied mit glücklichem Erfolge gebaut „werden.“ *)

Der Reis, der in Europa gebaut wird, hat sehr viele Aehnlichkeit mit dem Indischen. Von diesem letzteren rechnet man 2 Hauptsorten und 6 Untergattungen, nämlich:

Erste Hauptsorte: Feiner Reis, dessen drei erste Untergattungen keinen sogenannten Bart haben.

Untergattungen:

1) Benafuleh, die köstlichste Sorte Reis, von ungemein weißer Farbe, vortrefflichem Geschmacke und besonders, wann er gekocht ist, herrlichem Ambrageruche. Man baut diese Gattung hauptsächlich häufig in Bengalen.

2) Schemba.

3) Gundeli.

4) Pareschi.

Zweite Hauptsorte: Gemeiner Reis. Von folgenden zwei Untergattungen:

5) Karei und

6) Caleri.

Der Reis ist in Indien wegen des sorgfältigen Baues nicht nur sehr schmackhaft, gesund und nahrhaft, sondern auch äußerst ergiebig; denn man hat im Durch-

*) Die Herren Cossigny und Commerson versichern, daß der sogenannte trockne Reis, der auf der Insel Madagaskar und in Kotschinsina auf Anhöhen und Bergen gebaut wird, von demjenigen, welcher in denselben Ländern im Wasser gepflanzt wird, wirklich verschieden sey.

Le Goux de Flaix.

schnitte gerechnet, daß in jeder Aernte jedes Samenkorn gewöhnlich einen 600fältigen Ertrag, nämlich 600 Körner für Eines giebt. — Der Weizen, der in der Landschaft Nagpur so vortrefflich gebaut wird, ist lange nicht so ergiebig, denn er trägt nur das 400ste Korn. — Ueberhaupt hat der Reis noch mehrere andere Vorzüge vor allen übrigen Getraidearten u. s. w.

Die Hinduer wenden weit mehr Fleiß und Sorgfalt auf den Reisbau, als andere gebildetere Nationen, wobei sie auch sehr viel Einsicht zeigen. — Ehe sie den Acker besäen, brennen sie zuerst alles Unkraut von demselben ab. Sie düngen das Feld nicht, oder nur selten; aber sie bestreuen es mit Salz oder begießen es mit Meerwasser. Sie pflügen ihre Aecker nicht über 4 bis 5 Zoll tief und nicht zu wiederholten Malen. Die Reisfelder werden ins Viereck angelegt, mit Gräben zur Bewässerung, und mit einer Art von Damme oder Erdaufwurfe umgeben. — Die Ackerwerkzeuge sind überhaupt und insbesondere der Pflug, welcher keine Räder hat, sehr einfach und doch ganz zu ihrem Zwecke dienlich ist. Das Saatkorn wird in starkes Salzwasser eingeweicht, und dann auf das bereits ein Paar Zoll hoch mit Wasser bedeckte Feld ausgestreut. Funfzehn bis zwanzig Tage nach der Aussaat wird der Reis verpflanzt, ohne welche Verpflanzung er nicht recht gedeiht. — Der Wasserreis bleibt nur zwei bis drei Monate in der Erde stehen; der im Trocknen oder auf Anhöhen gepflanzte Reis hingegen kann erst vier bis fünf Monate nach der Aussaat eingeärntet werden. — Der Reis wird oft mehrere Jahre meist in unterirdischen Gruben oder in einer Art großer thönerner Gefäße aufbewahrt.

Nicht minder sorgfältig, aber minder häufig bauen die Hinduer, aus oben angeführten Gründen, auch Weizen, mehrere Arten von Hirse, besonders die in Europa unbekannte, welche Schuari genannt wird, und von vortrefflicher Qualität ist u. a. m.

Außer den Getraidearten werden in diesem Lande noch viele andere nutzbare Pflanzen, Zugemüse und Küchenkräuter, auch Fruchtbäume gezogen. Wir gedenken hier aber nur der Pflanzen, welche Gegenstände einer großen Cultur sind, und Materialien in den Handel liefern, als z. B.:

Der Betel, von welchem es in den wärmern Gegenden wegen des häufigen Verbrauchs seiner Blätter, die allgemein in Indien gekäuet werden, um den Athem wohlriechend zu machen, zahlreiche Pflanzungen giebt, ist eine Art von Pfefferpflanze.

Die Indigopflanze (Nil oder Anil) wird auch im Großen gebaut. — Eben so Tabak, der vortrefflich ist.

Es giebt hier mehrere Arten von Baumwolle; in Bengalen allein unterscheidet man deren sieben. Man findet nämlich in Indien Baumwollensträuche, welche eine weiße, andere, welche eine rothe, und wieder andere, welche eine gelblichte Wolle tragen. Es giebt auch Baumwollenstauden, welche Baumhöhe erreichen. — Der Baumwollenbau wird, besonders wegen der so ungemein zahlreichen Fabriken sehr stark und sorgfältig betrieben. —

Auch Pfeffer, Kardamomen, Zimmt gehören zu den Erzeugnissen der Hinduischen Landesindustrie. Ferner werden gewonnen: mancherlei Spezerei- und Materialwaaren, Farbehölzer und dergleichen, wie z. B. Sandel- und Rothholz, nebst anderen Arten, Opium, Borax, Gummilak, Weihrauch, Benzoe u. s. w.

Zucker wird hier, besonders in Bengalen, in ziemlicher Menge, und von meist guter Qualität gebaut. Schon in den frühesten Zeiten war hier der Zuckerbau eingeführt, und die Waare, die er lieferte, gieng damals sehr häufig nach Europa; auch jetzt führen die Britten wieder vielen aus. — Eine Hauptarbeit der indischen Ackersleute und Gärtner besteht in der Besorgung der Bewässerung ihrer

Feldstücke, auf die sie sich auch sehr gut verstehen. Die Feldbauer werden Ryots genannt.

Die zahme Baumzucht wird ziemlich gut betrieben; die Forstwirthschaft ist aber meist vernachlässigt. Doch fehlt es, im Durchschnitte genommen, weder an schönen Waldungen, noch an trefflichen, sehr nutzbaren Waldbäumen von mancherlei Arten. In manchen Gegenden mangelt es an Holz zum Brennen, und da bedient man sich dann des getrockneten Viehmistes zur Feuerung. — Von mancherlei zum Theil sehr heilsamen und beinahe Wunder wirkenden, in Europa noch meist unbekannten Medicinalpflanzen findet man hier sehr viele. (M. s. unten bei der Arzneikunde der Hinduer.)

Die Viehzucht ist ziemlich beträchtlich, obgleich nicht immer mit gehörigem Fleiße besorgt; es fehlt auch gänzlich an künstlichen Wiesen, obgleich der wilde Wiesewachs vortrefflich ist. Das Gras erhält in manchen Gegenden verhältnißmäßig eine ungeheure Höhe. Heu wird nicht gemacht. Wann das Vieh im Stalle gefüttert wird, so gehen die Wärter desselben täglich hinaus ins Feld oder in den nächsten Wald, um Gras und andere Futterkräuter für dasselbe einzusammeln.

Die Jagd wird sehr stark getrieben, theils bloß zum Vergnügen, von den Großen, Vornehmen und Reichen, theils wegen des Erwerbs, theils wegen der Verminderung der überlästigen Anzahl der schädlichen, wilden und reißenden Thiere. Man hat hier vortreffliche Jagdhunde, die schon in den frühesten Zeiten berühmt und selbst im Auslande beliebt waren. Doch bedient man sich zur Jagd auch einer Art Leoparden und verschiedener Raubvögel.

Der Siaigost (d. h. Schwarzohr), ein dem Fuchse ähnliches Thier, das hier einheimisch ist, wird zur

Tigerhetze gebraucht. *) Er ist gewöhnlich 14 bis 16 Zoll hoch, hat einen Balg mit langen seidenartigen Haaren, dem des Zobels ähnlich; seine behenden, lebhaften Bewegungen und starken Muskeln zeigen seine innere Kraft an, und seine großen, feurigen, glänzenden Augen kündigen an, daß er listig und verschmitzt ist. Er ist ein geschworner Feind der Tiger und Wölfe, und überhaupt aller fleischfressenden vierfüßigen Raubthiere, die er hitzig aufsucht, mit Wuth anfällt und mit höchster Erbitterung bekämpft. Es ist der Mühe werth, einem solchen äußerst interessanten Kampfe als Zuschauer beizuwohnen. Denn dasselbe Thier, das sich ganz sanft und gutartig gegen Menschen und friedliche Thiere beträgt, ist rasend und wild gegen Raubthiere; es fürchtet die größten und stärksten derselben, Tiger und Hyänen nicht, und fordert sie noch durch sein Geschrei zum Kampfe heraus. Der flinke, behende Siaigost geht dem furchtbaren Tiger unerschrocken entgegen, der in höchster Wuth, laut brüllend, mit einigen Sprüngen auf seinen tollkühnen kleinen Feind loseilt. Dieser aber, ohne einen Schritt zu weichen, legt sich der Länge nach gestreckt mit dem Bauche auf die Erde hin, so daß der Tiger durchaus über ihn wegspringen muß. Der Siaigost benützt diesen Augenblick, um sich umzudrehen, und mit seinen beiden Vorderfüßen den Schwanz des Tigers zu fassen, der, indem er denselben emporhebt, seinem flinken Feinde beisteht, auf seinen Rücken zu kommen, wo derselbe dann sich mit seinen langen, scharfen Klauen fest einklammert, und nun mit seinen Zähnen das Halsgenick des Tigers zerfleischt, welcher, an seinem empfindlichsten Theile angegriffen, unvermögend, sich mit seinen Tatzen zu helfen, sich nicht anders zu helfen weiß, als daß er sich auf der Erde herumwälzt, um seinen hartnäckigen Feind los zu werden.

*) Diese Nachricht verdanken wir dem Herrn Le Gour de Flair im 1. Bde. seines Werks über Indien, S. 317 f. Er spricht hier als Augenzeuge, der den Tigerhetzen des Sultans Hyder-Ali beigewohnt hat. —

Dieser weicht dann auch, aber nur auf kurze Zeit; denn sobald er sich durch einige behende Sprünge in Sicherheit gesetzt hat, wagt er schon wieder einen neuen Angriff, und diesen wiederholt er vier bis fünf Male, bis der Tiger, vom Blutverluste entkräftet, todt oder sterbend auf dem Kampfplatze liegen bleibt. Der Siaigost, der gewöhnlich bei diesem Kampfe nur wenige Quetschungen erhalten hat, bleibt bei demselben, bis er sich überzeugt hat, daß er sich nicht mehr erholen werde, und verläßt ihn dann, ohne ihn weiter zu berühren; denn dieses heldenmüthige Thier frißt kein Fleisch, ob es gleich alle reißenden Thiere wüthend anfällt. Es ist demnach eine schätzbare Wohlthat der Natur!

Die Fischerei ist sehr beträchtlich; besonders nähren sich von derselben eine Menge Hinduer, welche an großen Flüssen oder an den Meeresufern wohnen. Die Gewässer sind überhaupt sehr fischreich, und unter den Fischen derselben giebt es sehr schmackhafte. Sie werden meistens, weil sie sich bei der großen Hitze sonst nicht halten würden, gesalzen und gedörrt verschickt und verkauft. An Ort und Stelle sind sie sehr wohlfeil. Man fängt sie meist mit Netzen, auch mit Angeln u. s. w.

Der Bergbau wird in neueren Zeiten gar sehr vernachlässigt; blühend war er nie; denn es fehlte den Hinduern von jeher an gründlichen Kenntnissen in diesem Fache; doch wurde er vor Zeiten mit weit mehrerm Eifer und Fleiße betrieben, als jetzt, wo er unter dem Drucke des Despotism beinahe ganz daniederliegt.

Was die Handarbeiten der Hinduer betrifft, so beweisen dieselben, trotz ihrer theils natürlichen, klimatischen, theils durch den Despotism erzeugten und genährten Trägheit, dennoch sehr viele Anlagen, Fertigkeiten und Geschicklichkeiten, wie wir weiter unten bei dem Artikel von den Künsten und Fabriken sehen werden. — Hier ist bloß von den gemeinen mechanischen Künsten und Handwerken die

Rede, von welchen man bei den Hinduern beinahe alle Arten findet. Mit den einfachsten und schlechtesten Werkzeugen werden hier mancherlei zum Theil sehr hübsche Arbeiten verfertigt. Die Schuster, die gewöhnlich zugleich auch Gärber sind und für unehrlich gehalten werden, weil sie Rindleder, die Hülle der heiligen Kühe, frecher Weise verarbeiten, liefern ziemlich gute Waare. Metallarbeiter aller Arten sind ziemlich zahlreich und auch geschickt. Man findet hier ebenfalls Uhrmacher und andere mechanische Künstler. — Die meisten Handwerksleute arbeiten im Freien, und zwar sitzend, mit den einfachsten, elendesten Instrumenten. (Von den Fabriken in der Folge.)

9.

Häusliches Leben. — Ehestand. Hochzeiten. Kinder-Erziehung. Häusliche Sitten und Gebräuche. Genuß des Betels, Opiums und Tabaks. Belustigungen. Tänzerinnen.

Das häusliche Leben der Hinduer hat bei seiner Einfachheit im Allgemeinen, da es beinahe ganz der Natur gemäß ist, sehr wenig, oder eigentlich im Durchschnitte gar nichts Ausgezeichnetes. Die Familien des Mittelstandes leben meist in Ruhe und Frieden beisammen, die nicht leicht durch Zufälle gestört werden, da die Hinduer, überhaupt genommen, einen so sanften, verträglichen, menschenfreundlichen Gemüths-Charakter haben.

Die Ehe wird bei den feierlich ernsthaften Hinduern, besonders den Mittelklassen, für einen heiligen Stand gehalten, in den Jeder treten muß, wenn er seine ganze Menschenpflicht erfüllen will; und das Heirathen wird hier noch

mehr, als anderwärts, für die wichtigste Handlung im ganzen menschlichen Leben gehalten. Sie sehen die Unfruchtbarkeit einer Ehe als die Folge eines Fluchs an, der auf derselben liegt. Wer in dem Falle ist, in seinem Ehestande keine Kinder zu haben, und auch nicht im Stande ist, auf irgend eine Art die Vaterschaft zu erlangen, der nimmt wenigstens einen Jungen aus seiner Verwandtschaft an Kindes Statt an, damit doch Jemand da sey, der nach dem Tode des Familienvaters sein Leichenbegängniß besorge.

Man kann denken, wie viel dieses Vorurtheil zu Gunsten der Bevölkerung wirke! — Die Braminen sorgen besonders dafür, daß ihre Kinder sich frühzeitig verheirathen.

Auch heirathen die vornehmeren Hinduer gerne Mädchen, die noch nicht mannbar sind, um von ihrer unbefleckten Jungfrauschaft desto gewisser versichert zu seyn; denn sie halten überhaupt sehr viel von jungfräulicher Keuschheit. Man will sagen, sie heurathen auch darum so junge Mädchen, damit der Bramine, der die Ehe geschlossen hat, um die erste Nacht betrogen werde, die ihm von Rechtswegen gehöre.

In den oberen Kasten dürfen die Wittwen sich nicht wieder regelmäßig verheirathen. Sie müssen entweder bei ihren Kindern bleiben, oder wenn sie keine haben, fallen sie den Erben ihres Mannes zu. Wer eine Wittwe heirathete, würde sich verächtlich und verhaßt machen. Daher ziehen viele Weiber den Tod einem verachteten Wittwenstande vor, und lassen sich lieber mit den Leichen ihrer Männer verbrennen *), als daß sie sich dem Schimpfe aussetzen, aus ihrer Kaste gestoßen, und dem größten Elende Preis gegeben zu werden. Viele, die dem Scheiterhaufen entgehen und noch jung und hübsch sind, werden dann Priesterinnen der Be-

*) Von der Sitte, die Wittwen lebendig mit den Leichen ihrer Männer zu verbrennen, sprechen wir in einem folgenden Abschnitte noch etwas ausführlicher.

nus vulgivaga, oder öffentliche Tänzerinnen, oder Maitressen von Europäern.

Das Mädchen, das ein Hinduer heirathen will, muß in der Regel nicht nur von gleicher Kaste sondern gewöhnlich auch von derselben Familie mit ihrem Bräutigam seyn; sonst entsteht eine Mißheirath daraus; daß aber die Mißheirathen in einem anderen Sinne unter den Hinduern darum nicht desto minder häufig sind, läßt sich schon daraus schließen, daß oft alte Männer und wirkliche Greise Kinder und ganz junge Mädchen heirathen, und daß nicht wechselseitige Zuneigung oder Harmonie, sondern bloß Konvenienz und Nebenabsichten die Ehen stiften.

Man hat unter den Hinduern zweierlei Arten von Ehestiftungen, deren eine mit dem Pariam, die andere mit dem Kannigadanam vollzogen wird.

Pariam nennt man eine Summe von 21 bis 31 Ponnen (1 Ponne = 10 Fanon, 1 Fanon = 3 Gr. sächs., folglich 21 Ponnen = 26 Rthlr. 6 Gr. und 31 = 35 Rthlr.), welche der Vater des Bräutigams oder das Oberhaupt seiner Familie dem Vater der Braut einige Tage vor der Hochzeit als den Kaufpreis, auszahlt. Indem er das Geld übergiebt, sagt er mit lauter Stimme: „Das Gold ist „Dein, und die Tochter ist mein!" — Der Brautvater antwortet eben so laut: „Das Gold ist mein und die Toch„ter ist Dein!" — Ist der Vater reich und liebt er seine Tochter, so schenkt er ihr entweder das Pariam selbst, oder giebt ihr allerlei Schmuck dafür; stirbt sie aber, ohne Kinder zu hinterlassen, so fordert er mit Recht das Geschenk zurück; auch ist es bloß sein freier Wille, wenn er sich dazu versteht, Etwas zur Bestreitung der Kosten der Hochzeitfeier beizutragen, welche dem Herkommen nach allein der Familie des Bräutigams zur Last fallen.

Die Uebergabe des Pariam stellt gleichsam das Verlöbniß vor. Der Braut Vater theilt zum Anfange den an-

wesenden Verwandten und Freunden des Bräutigams Betel aus, welches Geschenk von dem Bräutigam und den Seinigen erwiedert wird. Dann erklärt der Braut Vater, er verheirathe seine Tochter mit dem und dem, dessen Namen er nennt, aus der Familie, die er namentlich anzeigt.

Die Hochzeit wird dann, sobald der Augenblick günstig ist, gefeiert und vollzogen. Dabei ist der Bräutigam genöthigt, seiner Braut das Pariekure zu übergeben, nämlich eine Leibbinde, die sogar bei den ärmsten Leuten von Seide seyn muß, und bloß zum Schmucke am Hochzeittage bestimmt ist. — Der Bräutigam muß auch den Tali liefern, der in einem kleinen Anhängsel von Golde besteht, das er seiner Braut um den Hals hängt, und damit ist sodann die ganze Heiraths-Ceremonie geschlossen und das Band der Ehe unauflöslich festgeknüpft.

Wenn ein Mann stirbt, ohne männliche Leibeserben zu hinterlassen, so fällt die Verlassenschaft auf seine nächsten Verwandten von väterlicher Seite. Wittwe und Töchter erben nicht; aber die wirklichen Erben sind verpflichtet, für ihren Unterhalt zu sorgen; ja wenn der Verstorbene auch nichts hinterlassen hat, so fällt diese Sorge auf seine natürlichen Erben, die auch, wenn nicht das väterliche Erbgut schon gänzlich getheilt ist, verpflichtet sind, die Schulden des Verblichenen zu bezahlen. — Hat aber ein Mann das väterliche Erbgut mit seinen Brüdern völlig abgetheilt und hinterläßt nur Töchter, so erben dieselben seine Verlassenschaft, an welche die Brüder wegen geschehener Theilung des väterlichen Vermögens keinen Anspruch mehr haben. Dies geschieht aber sehr selten, weil gewöhnlich Familienväter, die keine männlichen Leibeserben haben, einen Jungen aus ihrer Familie an Kindes Statt annehmen, um einen bestimmten Erben zu haben.

Kannigadanam, d. h. Geschenk einer Jungfrau; so wird die gute Handlung genannt, wenn ein reicher Sün-

der entweder einem armen Braminen eine hinreichende Summe giebt, um sich verheirathen zu können, oder einem armen Verwandten, der nicht im Stande ist, den Pariam zu bezahlen, seine Tochter mit einer hinreichenden Summe oder mit liegenden Gütern giebt, damit er mit derselben anständig leben kann; dafür muß aber der Empfänger in jedem Falle die sämmtlichen Sünden des Geschenkgebers übernehmen; dieser muß dann oft seine milde Hand sehr weit aufthun, und manche Geschenke und Vergünstigungen seinem Schwiegersohne zugestehen; weil sich nicht leicht Einer entschließt, die Sünden eines Andern zu übernehmen.

Wer ein Kannigadanam erhält, wird von seiner väterlichen Erbschaft ausgeschlossen; aber auch seine Verwandten von väterlicher Seite können nicht von ihm erben. Stirbt er, ohne Kinder zu hinterlassen, so fällt sein nachgelassenes Vermögen auf seine Wittwe.

Bei den Freiereien kömmt selten die Liebe beider Theile mit in Anschlag; denn man heirathet hier nicht nur aus bloßer Konvenienz, oder um Kinder zu haben, sondern man freit auch, aus oben angegebenen Gründen, schon so frühe um die Mädchen, daß diese in dem Alter, in welchem sie zur Ehe gesucht werden, weder selbst einer wirklichen zärtlichen Leidenschaft fähig, noch eine einzuflößen vermögend sind. Wenn ein anständiger Mann um die noch nicht mannbare Tochter wirbt, so befragen die Aeltern zuerst einen Kalender-Wahrsager (Panschangankarer) über den Willen der Götter. Derselbe schlägt seine astrologischen Bücher darüber nach, und da er gewöhnlich reichlich belohnt wird, so ertheilt er auch meist einen günstigen Ausspruch.

Wann ein Hinduer seine Augen auf ein junges Mädchen seiner Verwandtschaft geworfen hat, das er passend für seinen unerwachsenen Sohn hält, so schickt er einen Dritten an den Vater ab, damit sein Sohn nicht Ursache habe, über eine abschlägige Antwort zu erröthen. Giebt der Brautvater

das Jawort, so müssen die Wahrsager den Tag und die Stunde bestimmen, wann der Vater des Bräutigams ten Ceremonienbesuch machen muß, um als Freiwerber die Braut für seinen Sohn feierlich von ihrem Vater zu erbitten. Er muß dabei zum wenigsten von einer verheiratheten Frau, von einem seiner Verwandten und von einem Braminen begleitet seyn, der im Stande ist, die Vorbedeutungen zu erklären. Begegnen ihnen Unglück weißagende Geschöpfe und Dinge unter Wegs, auf die der Bramin sehr aufmerksam ist, wie z. B. ein Oelhändler, ein Hund, der die Ohren schüttelt, ein Rabe, der über sie hinfliegt, und tausend ähnliche Dinge, so wird der Freiwerbersbesuch auf einen anderen Tag verschoben.

Geht Alles nach Wunsche, so macht der Brautvater doch noch immer einige Bedenklichkeiten, damit man nicht glaube, er sey froh, sein Töchterchen an den Mann zu bringen, wenn dies schon längst sein Wunsch war; er verlangt auch den jungen Bräutigam zu sehen, den er jedoch als seinen Verwandten bereits seit langer Zeit kennt. — Dies veranlaßt nun einen zweiten, nicht minder feierlichen Besuch, der ebenfalls nur an einem von den Wahrsagern gut geheißenen Tage unternommen wird. — Die Besuchenden werden mit Betel und Arekanüssen, auch mit Rosenwasser bewirthet. — Auf diese Besuche folgen sodann Schmausereien. Zuerst bewirthet der Vater der Braut den Vater des Bräutigams, der diese Bewirthung sodann erwiedert. Sind die beiderseitigen Väter reich, so machen sie und die Brautleute einander gegenseitig Geschenke. Endlich wird der Tag zum Pariam oder zur Vollziehung der ehelichen Verbindung bestimmt. An demselben versammeln sich die eingeladenen Verwandten und Freunde in dem Hause des Bräutigams, mit welchem und seinem Vater sie alsdann in das Brauthaus ziehen, wo die Ceremonie vollzogen wird. Der Vater des Bräutigams zieht hierauf mit denselben, und von einer Anzahl Packträger begleitet, welche die für die Braut bestimmten Hoch-

zeitgeschenke in besonders geformten Körben von Rottang oder sogenanntem - spanischem Rohre geflochten, tragen, die mit kostbaren Tüchern bedeckt sind. Solche Körbe werden Potagons genannt, und nur bei Hochzeiten und Leichenbegängnissen gebraucht. Die Träger, welche diese Körbe auf den Köpfen tragen, gehen in der Gänseordnung immer Einer hinter dem Andern Je länger diese Reihe ist, desto mehr Ehre macht es dem Bräutigam und seinem Vater; deswegen tragen zum Prunke auch mehrere von den dazu angestellten Leuten nur leere Körbe. In den übrigen findet man Arekanüsse und Betel, Kokosnüsse, Bananas oder Pisangfrüchte, gelbes und graues Pulver (Konschumon und Chindepode), womit sich die Hinduer die Stirne bezeichnen, und in einem von den Körben befindet sich das Parieküre oder seidne Leibtuch, das der Bräutigam seiner Braut zum Hochzeitschmucke giebt. Wird das Pariam in Gelde bezahlt, so wird dieses in einen Zipfel des Tuches eingeknüpft. Vornehme geben dafür einen Juweel oder ein Stück Schmuck, welches auf das Leibtuch gelegt wird. Dieser Korb wird in Gegenwart der ganzen Versammlung aufgedeckt, das Pariam dann mit den bereits gedachten Worten überreicht, und der Bramin erklärt die Ehe für geschlossen. indem er feierlich bei der Ueberreichung des Betels ausspricht:

„Dieser Betel diene zum Unterpfande, daß die . . . . . „genannt . . . . . ., Tochter des . . . . . ., Enkelin des „. . . . . . ., zur Ehefrau gegeben worden dem . . . ., „Sohne des . . . ., Enkel des . . . . !" (Wobei er die Namen nennt) Hierauf wünscht er dem neuen Ehepaare alles Glück und Heil.

Somit ist die Trauung geendigt. Es wird allen Anwesenden Betel, Areka und Rosenwasser ausgetheilt; aber

nur die nächsten Verwandten bleiben sodann als Gäste bei dem Hochzeitmale zurück.

Durch diese Ceremonie ist aber das Eheband noch nicht unauflöslich geknüpft, sondern wird es erst durch die Umhängung des Tali (wovon oben), die oft auf einen anderen Tag verschoben wird.

Bei den Vornehmen werden noch mancherlei andere Ceremonien bei Hochzeiten beobachtet. Man erbaut eine Hütte, unter welcher das Brautpaar sitzt, und wo der Bramin seine Gaukelpossen treibt, um Götter zum Beistande herbeizurufen, die er in große Töpfe bannt. Reiche Leute schlagen auch wohl eine sehr schöne Hütte für die Brautleute vor dem Hause auf der Straße auf, die aufs prächtigste verziert wird. — Wer seinen Luxus auskramen will, hält zur Zeit der Heirathsfeierlichkeiten jeden Abend mit den Brautleuten, allen den Seinigen, so wie mit allen Verwandten und Freunden einen feierlichen Umzug, theils in Staatswagen, theils in Palankinen, theils auf Elephanten, theils zu Pferde, theils auch zu Fuße und in Begleitung einer großen Menge von Musikanten und öffentlichen Tänzerinnen. — Bei solchen Umzügen herrscht ein außerordentlicher Luxus, und es wird ein großer Aufwand dazu erfordert, besonders wegen der Kosten der nächtlichen Beleuchtung.

Wenn ein sehr reicher, vornehmer Mann sich verheirathet, so laufen die hungrigen Braminen aus allen Ecken und Enden auf zwanzig Stunden im Umkreise herbei, um bei der Hochzeit zu schmarotzen; so daß man ihrer oft zu Tausenden zählt, die alle Tage, so lange die Hochzeitfeierlichkeiten dauern, welche oft 30 Tage wegnehmen, gefüttert und am Ende noch mit einem Pagne oder Leibtuche beschenkt seyn wollen: welches Alles zusammen nicht selten ungeheure Kosten verursacht.

Die eigentliche Trauung wird von den Braminen vollzogen, indem das Brautpaar in einer kostbar verzierten Hütte (Pondal genannt) sitzt, wohin, wie gedacht, die Götter eingeladen werden. Der Vater der Braut giebt dann die jungen Eheleute nach vollbrachten Gebeten unter allerlei Ceremonien mit einander zusammen, worauf der Bräutigam einen Eid der Treue bei dem Feuer schwört.

Diese solennen und kostspieligen Heirathsceremonien werden jedoch nur bei den Vornehmsten und Reichsten der oberen Stände und Classen beobachtet. Je geringer und ärmer die Leute sind, desto einfacher ist natürlich auch die Hochzeit. — Ueberhaupt sind die Heiraths-Gebräuche und Hochzeit-Ceremonien der einzelnen Kasten Classen und Stände der Hinduer so sehr von einander verschieden, daß man wohl ein ganzes Buch davon schreiben könnte. —

Wenn die als Kind verheirathete Braut oder Frau mannbar wird, so werden ungefähr dieselben Ceremonien wiederholt, und Schmausereien, nebst anderen Feierlichkeiten werden gegeben; dies nennt man dann die kleine oder zweite Heurath.

Noch müssen wir anmerken, daß es den Hinduern erlaubt ist, mehrere Weiber oder vielmehr Beischläferinnen zu nehmen; daß aber diese Vielweiberei meist nur bei den Reichsten und Vornehmsten üblich ist. Ein Weiberhaus oder Zimmer, was sonst bei den Orientalen Harem (nicht Serail) heißt, führt hier den Namen Zenanna. — Ehescheidungen sind ebenfalls nicht selten.

Bei der Erklärung der ersten Schwangerschaft der jungen Frau hat ein neues Fest Statt, um den Göttern für das Geschenk eines Kindes zu danken. Im siebenten Monate der Schwangerschaft wird den Göttern abermals dafür gedankt, daß sie das Kind in Mutterleibe bis dahin glücklich

gebracht haben. — Endlich ist der Geburtstag ein sehr feierlicher Tag, der mit lautem Jubel und Danksagungen begangen wird. — Nach der Niederkunft wird das ganze Haus gereinigt. — Am zehnten Tage nach der Geburt wird dem Kinde in einer Versammlung der Verwandten feierlich der Name gegeben, welcher gewöhnlich der einer Gottheit ist. — Sind an diesem Tage die Gestirne nicht günstig, welches jedes Mal ein Bramin untersuchen muß, so werden, um alles Unheil abzuwenden, Opfer gebracht, und allerlei Gaukeleien vorgenommen. — Das Fest endigt sich mit einer Schmauserei und anderen Lustbarkeiten. — Sechs Monate darauf werden die Verwandten eingeladen, um der Ceremonie beizuwohnen, die dabei beobachtet wird, wenn man dem Kinde zum ersten Male Reis mit Milch und Zucker zubereitet zu essen giebt. — Eine Frau, welche keine Kinder zur Welt bringt, hält sich deshalb für entehrt. —

Was die Erziehung der Kinder betrifft, so läßt sich hier nicht viel davon sagen; sie hat nichts besonderes, zu ihrem Vortheile Ausgezeichnetes, doch ist sie auch nicht so sehr vernachlässigt, als man leicht denken sollte. — Die Hinduer haben ihre Kinder sehr lieb, geben ihnen durch Lehren und Beispiel, so gut sie können, alle Anweisung zum Guten, unterrichten sie in Allem, was sie selbst wissen, und halten sie zur Schule an. Von diesen und anderen öffentlichen Lehr- und Bildungs-Anstalten wird in der Folge noch Einiges gesprochen werden.

Was weiter die häuslichen Sitten und Gebräuche und das gesellschaftliche Leben, das Reisen, die Vergnügungen und Belustigungen der Hinduer im Allgemeinen betrifft, so haben wir hauptsächlich Folgendes kurz darüber anzumerken.

Voraus muß hier gesagt werden, daß die Hinduer ganz andere Begriffe von dem Wohlstande haben, als wir

Europäer; weswegen wir uns hier vor schiefen Urtheilen sehr hüten müssen. *) Sie scheuen sich z. B. nicht, ihre Liebesgeschichten zu erzählen; auch wird der unerlaubte Umgang zwischen unverheiratheten Personen verschiedener Geschlechter, die einander nicht heirathen können, weil sie nicht zu einerlei Kaste gehören, nicht sehr verheimlicht. Doch sind die Muhammedaner in Indien weit unmäßiger in dem Genusse der Freuden der Liebe, als die Hinduer selbst.

Die Hinduer sind unter sich — man darf nicht von ihrem gar nicht grundlosen Widerwillen gegen die Europäer auf ihre Ungeselligkeit überhaupt schließen — sehr gesellschaftlich, gesprächig, umgänglich, und als ziemlich heitere Menschenkinder gar sehr zu den gesellschaftlichen Vergnügungen geneigt. — Sie sind gegen einander sehr nachgiebig: Streitigkeiten sind daher selten unter ihnen, und Prügeleien noch seltener.

Auch die Eheleute leben meist sehr friedlich mit einander. Die Ehefrau muß ihren Gatten sehr respectiren, indem sie ihn als ein höheres Wesen zu verehren genöthigt ist, ihn auch gewöhnlich sehr liebt, und ihn aufs Beste behandelt und verpflegt. Die Weiber der gemeineren Classen

*) Ein Beispielchen. Ein Brittischer Offizier ritt einst über Land Morgens mit Tages Anbruch von Madras aus, und sein Weg führte ihn über eine weite Wiese. Diese sah er mit weißen Figuren, gleich großen Vögeln, überdeckt, und ein unausstehlicher Gestank qualmte ihm entgegen. Er konnte Anfangs nicht begreifen, was dies seyn solle? Endlich sah er, daß es Hinduer aus Madras von allen Geschlechtern, Altern und Ständen waren, die in weiße Mäntel oder Tücher ganz verhüllt, familienweise in zirkelförmigen Gruppen beisammen saßen, die Köpfe gegen einander steckten, und nur die zur Verrichtung der Nothdürft entblößten Hintern in die Luft hinausreckten.

theilen gewöhnlich die mühseligsten Arbeiten mit ihren fleißigen Männern.

Ueberhaupt werden die Hinduerinnen gar sehr als gute Hausweiber, Gattinnen und Mütter gerühmt. —

Bei den Sitten und den eigenen Gebräuchen der Hinduer dürfen wir auch des Betels, der Arekanüsse, des Opiums, des Bangs und des Tabaks nicht vergessen.

Der Betel ist, wie schon oben angemerkt, eine Art schlanker, dem Weinstocke ziemlich gleichenden Pfefferpflanze, deren epheuähnliches Blatt saftig ist, und einen zusammenziehenden, bitteren, aromatischen Geschmack hat, um dessen willen dasselbe durchaus bei allen Indiern in beständigem Gebrauche ist; sie käuen es beinahe unablässig im Munde, und tragen immer einigen Vorrath davon in goldenen, silbernen, elfenbeinernen, hölzernen und anderen Schachteln oder Büchsen, je nachdem Einer das Vermögen dazu hat, bei sich. Diese Blätter sollen vorzüglich den Athem rein, lieblich und angenehm erhalten, das Zahnfleisch befestigen, den Schleim verdünnen, den Magen stärken, den Schlaf befördern u. s. w. u. s. w. Alle diese dem Betel zugeschriebenen Eigenschaften sind die natürlichen Ursachen, warum diese Pflanze in ganz Indien so außerordentlich geschätzt wird, daß selbst arme Leute das Blatt derselben immerfort käuen, und sich von dieser Gewohnheit nicht wieder losreißen können. Die Betelblätter werden aber nur von gemeinen oder armen Leuten allein in den Mund gethan: sonst sind dieselben auch mit mancherlei Gewürzen und dergleichen, vorzüglich mit zubereiteten Arekanüssen (Nüssen der Arekapalme) vermischt, deren Saft den Mund und Speichel roth färbt; ferner wird gewöhnlich etwas Muschelkalk, Kardamomen, Gewürznelken, Ambra u. s. w. hinzugefügt. Von

dieser Masse wird nichts hinunter geschluckt, sondern Hülsen und Saft werden wieder ausgespieen. — Bei allen Gelegenheiten, Zusammenkünften und Gesellschaften wird in Indien mit zubereitetem Betel aufgewartet. Jedes Geldgeschenk wird nebenbei mit Betel begleitet. Die Goldstücke werden damit umgeben.

Das Opium ist ebenfalls eine indische Leckerei. Es ist bekanntlich der Saft, der entweder aus den aufgeritzten halbreifen Köpfen, oder von geringerer Qualität durch Auspressen und Sieden der Stängel, Blätter und bereits abgezapften Köpfe einer Art von Mohn (Papaver orientale) gewonnen wird, welcher sich von dem europäischen durch eine ungleich größere betäubende Kraft unterscheidet. Dieser schädliche Mohnsaft wird auf mancherlei Weise zubereitet, auch häufig verfälscht; denn er ist, da er wegen seiner berauschenden und wollüstige Ideen erregenden Eigenschaft der Gesundheit zum Nachtheile nur allzuhäufig in einem großen Theile von Asien genossen wird, ein wichtiger Handelsartikel in diesen Gegenden.

Der Bang, dessen Same und Blätter ebenfalls als Berauschungsmittel in Indien und anderen Theilen von Asien gebraucht werden, ist eine Pflanze, die, den Naturhistorikern zu Folge, eine Art von wildem Hanf (Cannabis) ist. Sie ist eine kleine Staude, mit tabakähnlichen, doch kleineren Blättern, die, getrocknet und statt Tabaks geraucht, noch weit mehr berauschen, als das Opium. — Die Samenkörner des Bang werden von armen Leuten ohne weitere Vermischung gekauet; reiche Schwelger genießen ihn aber mit Opium, Arekanüssen und Zucker pulverisirt, oder auch auf verschiedene andere Weisen zubereitet.

Der Gebrauch des Tabaks, der hier sehr gut ist, ist nicht so häufig, als in den muhammedanischen Ländern.

Bei den übrigen Leckereien und Luxusartikeln der Hindu er können wir uns hier nicht weiter aufhalten. —

Von ihren Belustigungen, Vergnügungen und Zeitvertreiben und dergleichen können wir nur das Merkwürdigste und Auffallendste ausheben und kurz schildern, und das Uebrige bloß mit wenigen Worten anmerken. So besiehlt es der sich allzusehr verengende Raum.

Wir sprechen hier darum auch zu allererst von den so berühmten Indischen Tänzerinnen *) Diese öffentlichen Tänzerinnen und Lustdirnen werden gewöhnlich, aber nicht richtig, Bajaderen, auch Bailladeren genannt, welches Wort nicht hinduischen, sondern portugiesischen Ursprungs ist. Sie haben in Indien dreierlei Namen nach den Hauptclassen, die sie bilden, nämlich Devedaschis (d h. Gottessklavinnen), die bei den Tempeln angestellt sind; Daatscherie's, die nicht bei Tempeln angestellt sind, sondern für eigene Rechnung im Lande herumziehen; und die Sutredaries, welche die unterste Classe der öffentlichen Tänzerinnen ausmachen, ohne deswegen wirklich verächtliche Geschöpfe zu seyn.

Im Ganzen sind sich in Sitten und Benehmen diese Tänzerinnen alle ziemlich gleich; doch nicht in Rücksicht des Ranges und Ansehens.

Die Devedaschis werden auch in einigen Ländern Arambheh nach dem Namen der Tanzgöttin Rambheh genannt, welcher ihrer Schutzgöttin, so wie dem Gotte der Liebe, Kama, zu Ehren, sie alljährlich Feste feiern. — Die vorzüglichste Beschäftigung der eigentlichen Devedaschis besteht darin, daß sie in dem Tempel sowohl, zu welchem sie ge-

*) Vorzüglich nach Haafner's und Papi's Schilderungen bearbeitet. Eine Abbildung von ihnen liefern wir hier auf Taf. 2.

hören, als bei Processionen auf den Straßen, vor dem Götzenbilde, welchem sie dienen, tanzen und das Lob und die Thaten dieser Gottheit absingen.

Diese Devedaschis, besonders die der vornehmsten, dem Wischnu und Schiwen geweihten Tempel, unterscheiden sich sehr von den übrigen Tänzerinnen. Sie wohnen in dem Umfange der Tempel, zu welchen sie gehören, und wo sie von Kindheit auf erzogen, in Musik, Tanz und Gesang unterrichtet, auch, was anderen Frauenzimmern vom Privatstande verboten ist, lesen und schreiben lernen. Ohne bestimmte Erlaubniß des Oberpriesters dürfen die Devedaschis vom ersten Range nie anders, als bei Processionen, aus ihrem Tempel gehen. Eine solche darf sich auch nicht mit einem Manne von geringer Kaste fleischlich vermischen, ohne sich einer harten Strafe auszusetzen.

Die zu den Tempeln gehörigen Tänzerinnen sind nicht nur verpflichtet, vor ihren Götzenbildern zu singen und zu tanzen, alle ihre Feste verschönern zu helfen, die Tempel und Altäre rein zu halten und mit Blumen u. s. w. auszuschmücken, sondern überdies für die Reinlichkeit der Priesterzellen zu sorgen, und überhaupt den Braminen, deren Beischläferinnen sie auch sind, alle weiblichen Dienste zu leisten. —

Die Devedaschis der zweiten Classe, die in dem Dienste der unteren Götter sind, wohnen nicht in den ihnen geweihten Tempeln, sondern außerhalb derselben in einem selbstbeliebigen Hause, doch in derselben Ortschaft. Sie genießen einer vollständigen Freiheit, und treiben, was sie wollen; nur muß täglich eine bestimmte Anzahl derselben der Reihe nach den Dienst im Tempel versehen, und alle müssen bei großen Festen oder feierlichen Processionen ge-

genwärtig seyn; auch ist ihnen verboten, ihre Gunstbezeugungen an Männer von unreinen Kasten oder an Nichthinduer, Europäer, Muhammedaner u. s. w. auszuspenden. — Diese Devedaschis vom zweiten Range dienen jedoch nicht nur den Götzen, wofür sie eine Besoldung an Reis und Geld erhalten; sondern verdienen überdies vieles Geld damit, daß sie als Tänzerinnen und Sängerinnen zu allen Feierlichkeiten der Vornehmen und Reichen, zu Hochzeiten und allen Gastereien berufen, auch beauftragt werden, vornehmen Personen zu ihrem Empfange entgegen zu gehen, Geschenke zu überbringen und dergleichen. Noch mehr tragen ihnen jedoch ihre Buhlschaften ein. Diesen oft sehr ansehnlichen Gewinn verwenden sie meist auf Putz, und viele derselben tragen für große Summen Juwelen an sich.

Ueberhaupt sind die Devedaschi's, so wie auch die anderen Tänzerinnen, doch natürlich nach Maaßgabe ihres Verdienstes und Vermögens, sehr reizend gekleidet; denn diese Kleidung ist ganz dazu geeignet, eine hübsch geformte Gestalt und feine Bildung in dem vortheilhaftesten Lichte darzustellen. Ihre rabenschwarzen Haare glänzen wie Marmor von dem wohlriechenden Oele, mit welchem sie eingeschmiert sind, und fallen in einen langen dicken Zopf geflochten bis auf die Hüften hinab. In diesen Zopf sind in abgemessenen Zwischenräumen von einander entfernt, kleine runde Goldplättchen eingeflochten, und am Ende des Zopfes hängt eine seidene und goldfadene Quaste herab. — Oben auf dem Hinterkopfe glänzt der Tschorenka, eine goldene Scheibe von der Größe der Handfläche. Das Haar ist auf der Stirne zu beiden Seiten gleich abgetheilt, und von derselben aus laufen an den Schläfen hinter den Ohren hin einige sehr feine goldene Kettchen, die hinten in den Zopf mit verflochten sind. — Ein niedlicher Kopf-

pus! Auf der Stirne haben sie ein kleines, rundes Goldplättchen mit Harz angeklebt. —

In den Ohren, sowohl in den Läppchen, als in den Rändern derselben tragen sie mehrere Ringelchen und andern dergleichen Schmuck. — Das Stück Putz, das den Europäern Anfangs am meisten mißfällt, an den sie sich aber am Ende doch gewöhnen, ist der dünne, goldene Ring, in welchen zuweilen auch ein Edelstein oder eine Perle gefaßt ist, in der Nase der Tänzerinnen.

Gesicht und alle entblößten Theile ihres Körpers färben sie mit Kurkuma gelb; nur selten schminken sie ihre sehr blassen Wangen roth. — Der Rand der Augen wird schwarz angestrichen. — Statt der Schönpflästerchen wird in dem Gesichte hier und da ein blaues Fleckchen angebracht. — Die Nägelspitzen werden roth gefärbt. — Das Tättauiren ist auch Mode unter ihnen. —

Um den Hals tragen die Devedaschi's mehrere Schikols oder goldene Ketten. Arme und Beine, wie auch Finger und Fußzehen sind mit einer Menge goldener und silberner Ringe geschmückt.

Den Busen bedeckt auf bloßer Haut ein Leibchen mit ganz kurzen Aermeln, die etwa über dem Ellenbogen sich enden. Das Leibchen selbst ist bloß groß genug, um die Brüste einzuschließen; es ist aber vorn nicht zugeschnürt, sondern nur die beiden letzten Enden oder Zipfel desselben werden unter den Brüsten so zusammengeknüpft, daß sie dieselben einfassen und aufwärts heben, ohne sie zu drücken. Die Ursache dieser und noch weiterer Sorgfalt ist die große Vorliebe der Hinduer für schöne Brüste.

Vom Nabelgrübchen bis zum Nabel ist der Leib dieser Tänzerinnen ganz nackt. — Hierauf folgen dann die

langen, dicht anschließenden Beinkleider, welche bis auf die Fußknöchel hinabreichen, und von gestreiftem Seidenzeuge gemacht werden. Darüber tragen sie ein kurzes Röckchen von weißem Zitz, Musselin oder Seidenzeuge. Es besteht gewöhnlich aus einem 9 Ellen langen und etwa $1\frac{1}{2}$ bis 2 Ellen breiten Stücke Zeuges, welches verschiedene Male um den Unterleib gewickelt wird, und zwar so, daß es vorn viele Falten wirft, hinten aber so dicht anliegt, daß sich die ganze Form des Hintertheils auszeichnet. Dieses Röckchen wird um die Hüften durch einen geschlagenen silbernen Gürtel festgehalten, der mit einem Hakenschlosse geschlossen wird. —

Außerdem tragen die Tänzerinnen einen feinen, durchsichtigen Schleier, der über den Kopf fällt, den Busen leicht verhüllt, über eine der Schultern geschlagen, auf dem Rücken einen hübschen Bogen bildet, und dann mit beiden Enden in den Gürtel gesteckt wird.

Sie sind auch große Liebhaberinnen von Blumen, womit sie sich schmücken, und vom Parfumiren.

Die mehrere oder mindere Kostbarkeit ihres Putzes, und vorzüglich ihres feinen Schmuckes, richtet sich nach ihrem Vermögen; doch auch die gemeineren putzen sich sehr kostbar, und die meisten sind ungemein reizende Geschöpfe, die alle Künste zu gefallen rein durchstudiert haben.

Diese Tänzerinnen sind alle, wie bereits gesagt, Buhlerinnen, und zwar sehr verführerische, ausgelernte Buhlerinnen, aber selbst unter der niedrigsten Classe derselben findet man das unverschämte, zurückstoßende, bis zum Ekel freche Betragen in Reden, Gebärden und Mienen der europäischen Lustdirnen nicht. Im Aeußerlichen und vor Zeugen betragen sie sich so sittsam, wie die ehr-

barsten Frauen. Doch thun sie unter vier Augen Alles, was sie ihrem Liebhaber gefällig machen kann; sie wissen ihn mit so vieler Zärtlichkeit zu behandeln und durch Schmeicheleien so sehr zu fesseln, daß es ihm ungemein schwer wird, sich wieder aus ihren Netzen loszuwickeln. Sie suchen auch nicht, wie die europäischen Buhlschwestern, ihre Liebhaber zu betrügen, zu bestehlen, auszuplündern, und sie dann zu verlassen, wenn sie nichts mehr haben, um sich dann an Andere zu hängen. *) — Im Gegentheile beweisen sie eine außerordentliche Anhänglichkeit für ihre Liebhaber, sind mit einer mäßigen Belohnung zufrieden, und von der Unverbrüchlichkeit ihrer Treue hat man mehrere sehr schöne Proben. Man hat auch Beispiele, daß solche Tänzerinnen sich freiwillig mit der Leiche ihres verstorbenen Liebhabers haben verbrennen lassen! —

Sie bekommen selten Kinder; denn sie besitzen verschiedene Mittel, um sich unfruchtbar zu erhalten. Gebärt aber eine zuweilen ein Kind zur Welt, so wird es, ist es ein Junge, Musikant, ist es aber ein Mädchen, Tänzerin.

Die Tänzerinnen, welche nicht zu einem oder dem andern Tempel gehören, bilden entweder freie Gesellschaf-

*) Bekannt ist ja die Geschichte der Tänzerin, welche vor Zeiten die Maitresse eines Portugiesischen Gouverneurs in Goa war, und die, als ihr Liebhaber sich durch Verschwendung so sehr herabgekommen sah, daß er in Verzweiflung gerieth, als er einem königl. Befehle, eine große Summe zu einer Flotten-Ausrüstung einstweilen auszulegen, nicht gehorchen konnte, ihn tröstete, und zur Bestreitung dieser Kosten alles Geld und alle Kostbarkeiten, Alles, was er ihr in einem Laufe von mehreren Jahren geschenkt, und das sie auf einen solchen Fall sorgfältig aufbewahrt hatte, darbrachte. Ihr Liebhaber ward aus der Verlegenheit gerettet. Der Hof von Lissabon erfuhr diese edle That, und sie wurde dafür geadelt, und der Sohn, den sie von ihrem Liebhaber hatte, legitimirt.

ten von sechs bis zwölf Köpfen für sich, worunter die Aelteste den Vorrang hat, oder tanzen und singen für gemeinschaftliche Einnahme; die meisten solcher Tanzgesellschaften stehen unter einer Daja oder alten, ausgedienten Tänzerinn, welche zugleich die Regentin, die Pflegemutter, die Lehrerin, die Führerin und die Kupplerin ihrer Mädchen ist, die sie speiset, kleidet und von einem Theile der Einnahme nach Verdienst belohnt. Zu einer jeden solchen Gesellschaft gehört ein Ballet- und Kapellmeister (Schelimbikaren genannt) mit einem Trüppchen Musikanten (Schuntris), die aus der Gesellschaftskasse bezahlt werden.

Die Hinduischen Tänze sind von sehr verschiedenen Arten. Einige derselben bestehen in langsamen und schnellen Bewegungen der Glieder, die jedoch regelmäßig und angenehm sind: andere wieder in leichten und künstlichen Tanzschritten und Luftsprüngen. Die meisten Tänze sind sehr auffallende Pantomimen. Mit großer Genauigkeit wissen sie, während sie singen und tanzen, durch Gebärden und Stellungen des Leibes irgend einen Gegenstand, eine Liebesgeschichte, ein Gefecht oder dergleichen darzustellen. Sie haben es in der Kunst, Leidenschaften durch Mienen und Gebärden auszudrücken, so weit gebracht, daß die geschicktesten europäischen Theatertänzerinnen mit allen ihren Leibesverdrehungen nur als steife Marionetten neben ihnen figuriren würden. —

Eine gewöhnliche Tanzvorstellung der Hinduischen Tänzerinnen ist meist auf folgende Art beschaffen.

Ehe der Tanz beginnt, stehen die Tänzerinnen mit verschleiertem Gesichte in einer Gruppe beisammen. Nun fangen die musikalischen Instrumente, eines nach dem andern an zu spielen. Der Schelimbikaren tritt endlich mit sei-

nen zwei runden Becken hinter die Tänzerinnen, die auf das gegebene Zeichen sich entschleiern, dann vorwärts treten, und sich in Reihen bilden. Hierauf wirbeln sie sich mit einer bewundernswürdigen Kunst unter einander herum, oder tanzen Paarweise und bewegen dabei ihre Augen, Arme, Hände und Finger, ja alle ihre Glieder mit unbeschreiblicher Geschicklichkeit und dem sprechendsten Ausdrucke. — Der Schelimbikaren ist immer hinter ihnen drein, und muntert sie mit seinen Becken (Schelimbie genannt), mit welchen er zugleich den Tact schlägt, und mit seiner Stimme auf, wozu die alten ausgedienten Tänzerinnen, die Dajas, in die Hände klatschen und singen.

Vorzüglich in geschlossenen Gesellschaften stellen sie alle ihre Kunst zur Schau und kramen alle ihre Reize aus, um Eroberungen zu machen. — Nach dem Tanze setzen sie sich zusammen und singen Lieder, Romanzen u. s. w. Solche Vergnügungen dauern oft eine ganze Nacht hindurch, und die Hinduer werden nicht müde, ihnen beizuwohnen. Sie halten das Tanzen für verächtlich für sie selbst, und tanzen nicht; aber sie sehen es ungemein gern, und die Tänzerinnen, besonders die von höherem Range, werden auch ihres Standes wegen gar nicht verachtet.

Mancher reiche Mann hält sich eine Truppe solcher Tänzerinnen für sich selbst in seinem Solde.

Was die Hinduische Musik betrifft, so ist dieselbe zu rauschend für ein europäisches Ohr. Doch wir sprechen in der Folge noch ein Mehreres davon, so wie von den musikalischen Instrumenten der Hinduer.

Nächst dem Schauspiele und Gesange der Tänzerinnen, dem Lieblingsvergnügen der Hinduer, gehören auch die religiösen Feste und Feierlichkeiten, die Processionen u. . w. zu den öffentlichen Lustbarkeiten.

Zur Belustigung des Volkes ziehen auch allerlei Gaukler, Taschenspieler, Wahrsager und Bänkelsänger im Lande umher. Unter den Sängern sind zu bemerken: die Bykar, welche die Kriege der Götter besingen; die Darho, welche meist den Armeen folgen, sie durch Kriegslieder zum Kampfe aufmuntern und die gefallenen Helden besingen; die Dufsun, welche Lobgesänge bei Hochzeiten und Geburtsfesten singen; die Sestedali, welche zugleich Dichter und Musiker sind, und deren meist junge und schöne Weiber meisterhaft tanzen und singen. Solcher herumziehenden Volksbelustiger giebt es noch mehrere Arten in Indien, besonders auch wandernde Erzähler.

Zu den Vergnügungen der Hindner gehören noch Jagden, Thierhetzen, deren wir zum Theil schon gedacht haben, und verschiedene Spiele. —

Asien.

Achte Abtheilung.

Beschreibung der einzelnen Länder.

Süd-Asien.

Vorder-Indien. Hindustan und Dekan.

(Fortsetzung.)

Süd = Asien.

I.

Vorder = Indien. — Hindustan und Dekan.

(Fortsetzung.)

10.

Leibesgebrechen, Krankheiten, Krankenpflege, Tod und Begräbniß der Hinduer.

Wir haben schon oben angemerkt, daß Indien im Durchschnitte genommen, troß seines sehr heißen und zum Theile feuchten Klima's, sehr gesund ist: doch darf dabei nicht vergessen werden, daß auch die große Mäßigkeit, Nüchternheit der mit Wenigem zufriedenen Hinduer und ihre ganze dem Klima, und überhaupt der Naturbeschaffenheit des Landes angemessene Lebensweise nicht wenig dazu beiträgt, dieses Naturvolk gesund und kraftvoll zu erhalten.

Der häufige und anhaltende Gebrauch der offenen Bäder gehört ebenfalls unter die diätetischen Mittel der Lebensverlängerung der Hinduer. Jedes Dorf hat wenigstens Einen Badeteich, gewöhnlich bei einer Herberge

(Tschultri) oder bei einer Pagode, um zu den religiösen Reinigungswaschungen zu dienen. Regelmäßig baden sich die Hinduer von Kindheit auf in einem Teiche oder einem Flusse, jeden Morgen, es sey das Wetter, wie es wolle, und bei jeder Jahreszeit; denn das Wasser ist unter diesem heißen Himmelsstriche immer laulich. Auch baden Viele, besonders Arbeitsleute, Abends, um sich nach ihrer strengen Arbeit zu erquicken und abzukühlen, und ihren beinahe nackten Körper vom Staube und anderem Unrathe zu reinigen. Wenn Einer sich durch irgend Etwas verunreinigt hat, es sey, wodurch es wolle, so nöthigt ihn das Gesetz, sich durch ein Bad zu reinigen. — Das Baden ist demnach bei den Hinduern nicht nur ein diätetisches Gesundheitsmittel, sondern selbst ein allgemeiner religiöser Volksgebrauch. — Auch die Braminen baden täglich, und nehmen zu dem Ende Schalen ins Bad, mittelst welcher sie sich auf mancherlei Weise begießen. —

Selbst die Gewohnheit, sich den ganzen Körper mit Oel einzureiben, möchte wohl ein treffliches specifisches Mittel gegen mancherlei Gebrechen und Zufälle seyn; denn dadurch wird der Körper nicht nur gegen mancherlei Einwirkungen der abwechselnden Witterung und Winde verwahrt, sondern auch so gelenkig und geschmeidig gemacht, daß ein Europäer über die Gewandtheit und Leichtigkeit erstaunt, mit welcher ein Hinduer die künstlichsten Leibesbewegungen macht. —

Der Tod verschont zwar in Indien, so wie in allen anderen Ländern, kein Lebensalter, doch sind hier seine Mißgriffe minder häufig. Es ist etwas Seltenes, wenn junge Leute in der Blüte des Lebens, anders als durch Unglücksfälle, von dem Menschenwürger hingerafft werden. — Hundertjährige und noch ältere Greise, die noch im freien Genusse aller ihrer Körper- und Geisteskräfte sind,

gehören in diesem gesunden Lande nicht unter die Seltenheiten. *) —

Die Anzahl der Krankheiten ist in Indien bei weitem nicht so groß, als in Europa. Man kennt daselbst nur sehr wenige Fieber, beinahe keine Gicht, keine Rheumatismen, keine Katarrhe, keinen einseitigen Kopfschmerz und dergleichen, und zwar meist nur bei Europäern, welche solche Krankheiten mit aus Europa brachten, oder sich hier durch Unvorsichtigkeit, Unmäßigkeit oder Ausschweifung zuzogen.

Indien hat jedoch auch seine eigenen, endemischen Krankheiten, wie z. B. eine Art Fieber, dessen Stoff von dem Winde von Osten herbeigeführt wird, und einige Aehnlichkeit mit der Pest hat, aber nicht tödtlich, sondern in drei Tagen glücklich vorüber ist, wenn man die gehörige Diät richtig beobachtet. — Eine andere gefährlichere, diesem Lande eigene Krankheit ist eine Art Aussatz, dem jedoch die Europäer nicht unterworfen sind. Es ist eine Hautkrankheit, welche den Körper mit schwarzen Flecken überzieht, so daß die Oberfläche desselben einem Damenbrete ähnelt. Eine andere sehr tödtliche, doch ziemlich seltene Krankheit besteht in einem Blut- und Eitergeschwüre, das auf einem der Wirbelbeine des Rückgrats entsteht und schwer zu heilen ist. — Außer den sehr häufigen, aber wenig geachteten gemeinen Eingeweidewürmern findet man hier auch den fatalen Haut- oder Nervenwurm, der den Menschen so lästig ist. Alle hier angeführten Krankheiten kommen jedoch meist nur selten vor. — Weit häufiger ist die Dyssenterie, welche alljährlich viele Menschen wegrafft. —

Das Land ist reich an allerlei Stoffen zu Arzneien, besonders an Medicinal-Kräutern, und in den ältesten Schrif-

*) Der franz. Missionar Perrin führt in seinem Voyage dans l'*Indostan*, welche hier vorzüglich benutzt worden ist (T. I. p. 314. u. f.), Beispiele hiervon an.

ten der Hinduer findet man die trefflichsten Recepte gegen mancherlei sehr bedeutende Krankheiten, die aber meist alle als Arcana behandelt und verschwiegen gehalten werden; darunter gehören vorzüglich: das Mittel gegen den tollen Hundsbiß, das auch noch rettet, wenn bereits die Wasserscheue ausgebrochen ist; ein vortreffliches Fiebermittel; ein Pflaster gegen den kalten Brand *) u. a. mehr. Uebrigens beschränkt sich die Wissenschaft der Hinduischen Aerzte bloß auf die Kenntniß solcher Arkane, die sie jedoch, da es ihnen an Vorkenntnissen fehlt, nicht immer gehörig anzuwenden verstehen. Es wäre der Mühe werth, die Heilmittel der Hinduer näher kennen zu lernen, da alle Reisenden sehr viel Schönes und Gutes von denselben zu rühmen wissen. Wenn wir von der sogenannten bittern Arzenei (Drogue amère), die jetzt in Frankreich als specifisches Mittel gegen Podagra, Magenschwäche u. s. w. bekannt, eingeführt und geschätzt ist, auf die übrigen als Arcana aufbewahrten Arznei- und Heilmittel schließen dürfen, so muß in den alten medicinischen Büchern der Hinduer ein Schatz von wichtigen Kenntnissen aus der Arzneimittellehre vorhanden seyn.

Die Wundärzte der Hinduer werden für geschickter gehalten, als die eigentlichen Aerzte, die bloß Scharlatane sind, ohne alle Theorie. Auch giebt es in diesem Lande viele Quacksalber uud Gaukler, die sich mit der Heilkunst abgeben.

Von der Arzneikunst der Hinduer wird weiter unten bei dem Zustande der Wissenschaften in Indien gesprochen werden.

Wir merken hier nur noch an, daß die Krankenpflege bee einem so menschenliebenden Volke, wie die Hinduer sind, nicht wohl anders, als sehr sorgfältig seyn kann.

*) Wie z. B. das, von welchem Haafner in seiner Reise (II. Thl. S. 94) meldet, daß sein Arzt in Madras dasselbe so sehr bewundert habe.

Was die Begräbnißfeierlichkeiten der Hinduer betrifft, so haben wir insbesondere Folgendes darüber anzumerken: *)

Die Art, die Todten zur Erde zu bestatten, ist sich nicht bei allen Klassen und Ständen der Hinduer gleich; bei den oberen Kasten, und besonders bei den Anhängern von Wischnu, ist das Verbrennen der Leichen Sitte, bei den unteren Kasten aber, und hauptsächlich bei den Anhängern des Schiwen, werden die Todten in die Erde begraben.

Der Aufwand bei den Leichenbegängnissen richtet sich nach dem Stande und Vermögen des Verstorbenen.

Die Hinduer haben überhaupt eine sehr große Achtung für die Todten, und diese drückt sich vorzüglich bei der Trauer und der Leichenbestattung aus. Insgemein werden diese noch prachtvoller gefeiert, als die Hochzeiten. — Da die Todten aber für unrein gehalten werden, so eilt man, sobald als möglich, eine Leiche aus dem Hause zu bringen, und zwar nicht durch die gewöhnliche Hausthüre, sondern durch eine andere, eigene Thüre oder Oeffnung, die man in der Wand oder Mauer sogleich anbringt, und durch welche der Verstorbene in sitzender Stellung gebracht wird.

So wie ein sterbender Hinduer die Augen auf immer geschlossen hat, so werden sogleich seine Verwandten davon benachrichtigt, welche sodann sich in das Haus des Verstorbenen begeben; die ganze Nachbarschaft wiederhallt vom Trauergeschreie, von Klagetönen und Leichengesängen. Die Weiber machen dabei den größten Lärm; sie zerreißen sich die Haare und raufen auch welche aus, schlagen sich auf die Brust, und wälzen sich, wie Unsinnige, auf der Erde herum. Dies ist jedoch meistens nur ein verstelltes Gaukelspiel!

*) Vorzüglich nach Sonnerat, Papi und Perrin.

In einigen Kasten versammeln sich die Weiber in großer Anzahl um den Verstorbenen, um welchen her sie einen wilden, bacchantischen Ringeltanz tanzen, und dabei in einem dumpfen Klagetone auf die Gelegenheit passende Verse singen.

Ein Bramin ist jedes Mal der Aufseher und Regulirer der Begräbnißfeierlichkeiten, und der vornehmste Verwandte ist mit der Sorge für Alles, was dazu erforderlich ist, beauftragt. — Ehe der Bramin seine Ceremonien beginnt, muß er sich baden. Sodann befestigt er dem Verstorbenen um den Goldfinger einen Ring von dem für heilig gehaltenen Kraute Herbeh, welches eine Art Hundszahn ist. Nachher segnet und reinigt er das Haus durch Besprengungen mit geweihtem Wasser; er ruft die Götter an, und bringt ihnen Libationen zum Opfer dar. — Dann wendet sich der älteste Verwandte an den Todten, spricht seinen Namen und den seines Stammes aus, und bittet die Götter, von allen Anwesenden hierin unterstützt, dem Verstorbenen den Eintritt in das Paradies zu vergönnen. Man fügt die Bitte hinzu, ihn von seinen Flecken zu reinigen, und ihn vor allen schädlichen Einflüssen zu bewahren.

Nach Vollendung dieses Gebetes bringt man Feuer herbei, und von dem gedachten heiligen Kraute wird welches auf vier verschiedene Seiten des Todten gelegt. Hierauf wird geopfert, und mit vieler Andacht getrockneter und pulverisirter Kuhmist in das Feuer geworfen. Die Gebete gehen inzwischen immer fort und werden nur unterbrochen, wenn man die Opfer darbringt, die der ministrirende Bramin empfängt, und die vorzüglich in einer schön verzierten Kuh und mehreren anderen, zum Theil ansehnlichen Geschenken bestehen, deren Werth sich nach dem Vermögen des Verstorbenen richtet, und die oft durch die Eitelkeit und Furcht der Reichen sehr ansehnlich gemacht werden, weil besonders diesen die Braminen die Hölle verzweifelt heiß machen. — Auch

wird Geld unter die Braminen ausgetheilt, mit der flehentlichen Bitte, sich des Verstorbenen anzunehmen und ihn der Gunst der Götter zu empfehlen. Die dadurch aufgemunterten Braminen nehmen nun noch mancherlei abergläubische Possen und Gaukeleien vor.

Wenn sodann die Zeit gekommen ist, die Leiche auf den Verbrennungsplatz (Smeeshaan oder Tschodolet) hinauszutragen, so werden vier Parias dazu ausgewählt, welche den Leichnam waschen, dann hübsch ankleiden und ihm Betel in den Mund stecken. Man macht ihm auch das Zeichen seiner Kaste auf die Stirne. Dann wird er in einen Palankin, mit rothem Tuche überzogen und mit Blumen geschmückt, gelegt, und von den Parias hinausgetragen. Vor dem Leichenzuge her gehen die Männer, welche die langen Trauerposaunen (Tareh genannt) blasen, deren trüber, dumpfer Schall durch die Begleitung von kleinen Trommeln noch melancholischer gemacht wird. Hinterdrein gehen die lautweinenden Verwandten, auch Klageweiber, welche hierzu gedungen sind, und Andere, welche das Lob des Verstorbenen singen. Die Trauernden sind vom Kopfe bis auf die Kniee mit einer einfachen Leinwand bedeckt. Sonst besteht die Trauer hauptsächlich in dem Abscheeren des Kopfhaars. Die Leichenträger werden Wettians genannt. —

Wenn man mit dem Todten auf dem Verbrennungsplatze angekommen ist, so wird der Palankin auf die Erde gesetzt. Man macht dabei allerlei abergläubische Gaukelpossen, opfert den Luftgeistern, zwickt und bespritzt den Todten, um zu sehen, ob er nicht wieder aufwache, und dann bringt man ihn dem Scheiterhaufen näher, der, auf einem vorher aufs säuberlichste gereinigten Platze, bei Reichen von Mangozweigen, bei Armen nur von gemeinem Reisholze und gedörrtem Kuhmiste errichtet ist. Sehr Reiche lassen auch Sandelholz dazu nehmen. — Die Leiche wird sodann von den nächsten Verwandten auf den Holzstoß gelegt.

und das Oberhaupt der Familie zündet das Reiswerk mit abgewandtem Gesichte an, wobei ihm die anderen Verwandten helfen. Während dieses geschieht, machen die Musikanten ein höllisches Getöse, und die Anwesenden heulen und brüllen, daß man darüber rasend werden möchte! —

Unter der Aufsicht der anwesenden Parias wird sodann die Leiche vollends verbrannt. Wenn das Holz mit dem Todten vom Feuer aufgezehrt ist, so werden die noch übriggebliebenen Knochen gesammelt und in Töpfen aufbewahrt, bis man Gelegenheit findet, sie in einen von den heiligen Flüssen zu werfen. Die Anwohner dieser Flüsse werfen ihre Todten ganz in solche Gewässer, um ihnen die ewige Seligkeit desto gewisser zu versichern. — Nach der Todtenverbrennung wird die rauchende Brandstelle mit Milch bespritzt.

Das Haus eines Verstorbenen bleibt zehn Tage lang unrein: nach dieser Zeit wird dasselbe durch Weihwasser und Opfer unter Gebeten gereinigt.

Daß die hier geschilderten Leichen-Ceremonien nicht in allen von Hinduern bewohnten Ländern eingeführt, nicht bei allen Classen, Ständen und Secten gleich sind, läßt sich leicht denken, doch sind dies die allgemeinsten Gebräuche bei dem größten Theile der höheren Stände. Reiche machen auch oft bei dieser Gelegenheit einen ungeheuern Aufwand, und vervielfältigen die Ceremonien. Arme und geringe Leute hingegen machen wenig Gepränge bei den Leichenbegängnissen, wenden nicht viele Kosten darauf und verbrennen die Leichen ganz einfach.

Die Saniassi's werden bis an den Hals in die Erde vergraben; dann wird ihnen der Hirnschädel mit Kokosnüssen eingeschlagen, und sie hierauf vollends mit Erde bedeckt. Die Ursache davon ist nicht bekannt.

Viele Kranke, oft aber auch Gesunde, werden von den Ihrigen oder von Braminen an die Ufer der Flüsse

gebracht, um von den Fluten derselben verschlungen zu werden.

Die Asche und andere Ueberbleibsel der verbrannten Leichen der Ihrigen lassen die Hinduer gern an heiligen Orten aufbewahren.

Doch wir können uns hier nicht in eine genaue Beschreibung aller besonderen Leichengebräuche bei den zahlreichen einzelnen Stämmen, Classen und Völkerschaften einlassen; denn wir haben noch einen wichtigeren Gegenstand in dem nächsten Abschnitte abzuhandeln.

II.

Verbrennung der Hinduischen Wittwen.

Einer der seltsamsten, auffallendsten, empörendsten, grausamsten Gebräuche der sonst so sanften Hinduer, der schon deshalb unsere besondere Aufmerksamkeit verdient, ist das Verbrennen der Wittwen, von welchem seit langen Zeiten alle Geschichts- und Reisebeschreiber sprechen, und zum Theil gar zu viel zu erzählen wissen, so daß dieser Gegenstand beinahe ganz erschöpft scheint, und doch läßt sich aus den neuesten Berichten unserer heutigen Reisebeschreiber noch manches Interessante nachtragen.

Diese unmenschliche Sitte ist seit undenklichen Zeiten bei den Hinduern eingeführt, und hat ihren Ursprung ohne allen Zweifel dem Fanatismus und der Eifersucht der Männer zu danken; denn den Weibern, die sich mit ihren verstorbenen Männern verbrennen lassen, um sie auch jenseits zu bedienen, sind in den heiligen Büchern unbeschreiblich große Seligkeiten versprochen. Ueberdies ist der Zustand

der Wittwen sehr traurig nach dem Tode ihrer Männer; sie verlieren alle ihre Rechte, haben keine Ansprüche auf ihres Gatten Verlassenschaft, und müssen sich der Gnade und Barmherzigkeit des nächsten Erben überlassen, der sie gewöhnlich zu sich nimmt, aber sie wie Sklavinnen behandelt.

Hat eine Wittwe noch ein kleines Kind, so darf sie sich nicht verbrennen lassen; überdies ist sie nicht dazu gezwungen, wenn sie es nicht ihrem verstorbenen Gatten wiederholt und heiligst versprochen hat. Ihr Schicksal ist aber in jedem Falle traurig; denn hat sie auch Kinder, so muß sie von diesen abhängen. Es ist daher kein Wunder, wenn manche Weiber sich lieber den Tod, als die Wittwenschaft wünschen. Daß jedoch noch viele Wittwen, aus glühender Leidenschaft für ihre Gatten, heldenmüthig oder vom Schwindel des Enthusiasmus ergriffen, sich einem Vorurtheile aufopfern, ist ebenfalls nicht selten. Die Braminen wenden alle ihre Kräfte an, um die Weiber zu diesem freiwilligen Opfer aufzumuntern.

Hierbei ist aber noch anzumerken, daß eigentlich die Ehre des freiwilligen Feuertodes gewöhnlich nur den Weibern der beiden obersten Kasten, nämlich der Braminen und der Kschattris, gestattet wird.

Dieses Wittwenverbrennen ist aber im Ganzen nicht mehr häufig; denn die Muhammedanischen Fürsten, welche hinduische Länder beherrschen, dulden es höchst selten, und in den Ländern, die unter britteischer Herrschaft stehen, darf es nicht ohne Bewilligung des Gouverneurs geschehen; daß diese aber für eine ansehnliche Summe zu erkaufen sey, versichern mehrere unserer Berichtgeber. In den Ländern hinduischer Fürsten soll diese barbarische Sitte noch ganz in der Regel seyn, wenigstens sind Beispiele davon nicht selten.

Wir wollen hier zwei verschiedene Feierlichkeiten dieser Art — denn die Weise, wie solche Brandopfer gehalten

werden, ist nicht immer und nicht überall einerlei — von zwei neueren unparteiischen Augenzeugen verschiedener Nationen unseren Lesern mittheilen.

Die eine ist der Bericht des Holländers Jakob Haafner, *) der in den 80ger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als er längs der Küste von Koromandel hinreiste, Gelegenheit hatte, der freiwilligen Verbrennung einer Wittwe von der Kaste der Kschattris oder Schettris beizuwohnen, welche in dem Dorfe Velur bei Vizegapatnam Statt hatte.

Er erzählt Folgendes:

„Um 3 Uhr Nachmittags kam ich in dem Dorfe Velur „an, und fand bald das Haus der Person, welche die Haupt„rolle in diesem Trauerspiele übernehmen sollte. — Sie „saß vor ihrer Hausthür unter einer Art von Thronhimmel, „umringt von einigen Frauenzimmern und Mannspersonen „(wahrscheinlich ihren Verwandten), welchen sie von Zeit zu „Zeit Betel austheilte, während sie unterdessen, ohne ein „Wörtchen zu sprechen, immerfort die Lippen bewegte, wie „eine Person, welche betet. In ihrem ganzen Wesen war „nicht die mindeste Spur von Angst oder Furcht zu bemer„ken; sie schien im Gegentheil ganz ruhig und gefaßt „zu seyn."

„Es war Jammerschade um das liebe Weibchen! Mei„ner Schätzung nach war sie nicht über acht und zwanzig „Jahre alt, und hatte eine liebenswürdige, sanfte Gesichts„bildung bei einer wohlgebauten Leibesgestalt. — Innig „gerührt verließ ich sie, um mit Bequemlichkeit die Grube „zu besehen, in welche sie sich stürzen sollte, denn ich be„fürchtete, später keine Gelegenheit mehr dazu zu haben."

„Hinduer von den oberen Kasten rühren keine Leiche „an, weil sie sich dadurch verunreinigen würden; darum

*) Haafner's Landreise, S. 38.

„geben sich auch nur die verächtlichsten Zünfte der verachteten „Kaste der Parias oder Pareier, nämlich die Tschakelies oder Schuster und die Wettians oder Todtengräber, mit der Bestellung, Begrabung und Verbrennung „der Todten ab. Wenn aber eine Frau sich mit ihrem verstorbenen Manne verbrennen läßt, so ist die Sache ganz „anders, denn dieses wird als ein heiliges Werk angesehen, „bei welchem es verdienstlich ist, mit Hand anzulegen; da „wird nun weder ein Schuster, noch ein Todtengräber, noch „sonst Jemand von den niedrigen Volksclassen zugelassen.“

„Ich fand die Grube eine kleine Viertelstunde weit von „dem Dorfe auf einer Ebene: sie war, nach meiner Schäzzung, zehn Fuß lang, acht Fuß breit und eben so tief. Man „war eifrig damit beschäftigt, Holz hinein zu werfen, um „die schreckliche Kohlenglut zu vermehren und zu unterhalten.“

„Nicht lange nachher hörte ich das Getöse der Musik, „welche die Annäherung des Schlachtopfers verkündigte: „dieselben Personen, welche bei ihr vor der Thür gesessen „hatten, begleiteten sie auf diesem Zuge. Sie trug eine „mit Gewürznelken besteckte Limonie in der Hand, welche „bei den hinduischen Frauenzimmern die Dienste der wohlriechenden Wasser versieht, und woran sie zuweilen roch.“

„Der ganze Zug begab sich nun mit ihr zu dem nahen „Teiche: ehe sie zu demselben kam, legte sie allen ihren Schmuck „und ihr Geschmeide ab, vertheilte es unter einige ihrer Begleiterinnen, und nachdem sie sich sodann gebadet oder gereinigt hatte, so hüllte sie sich in ein weißes kattunenes Kleid, „das in Kurkuma getaucht war, und näherte sich mit feierlichem Gange, mit erhabenem Haupte, gleichsam im „Triumphe, unter dem Schalle der Musik, begleitet von „einigen Braminen, die ihr durch Lobgesänge Muth einsprachen, der Feuergrube, die man in der Zwischenzeit mit „hohen Matten umgeben hatte, damit die sich Opfernde nicht

„erschrecken sollte, wenn sie zu frühe diese Glut erblickte. „Am Rande der Grube lag die entseelte Leiche des Mannes „auf einer Bahre. Die Wittwe blieb eine Weile vor dersel„ben stehen, blickte mit einer Miene voll der bittersten Weh„muth die Leiche an, schlug sich vor die Brust und weinte „laut; endlich machte sie eine Verbeugung vor derselben, und „gieng drei Mal um die Grube herum, indem sie jedes Mal, „wenn sie an dem Leichname ihres Mannes vorbeikam, die „Hände vor den Kopf hielt und sich tief verbeugte. Dann „blieb sie dicht bei ihm stehen, wandte sich an ihre Freunde „und Verwandte, und nahm, so viel ich bemerken konnte, „ganz ruhig Abschied von denselben. Man überreichte ihr „hierauf einen Topf mit Oel, wovon sie zuerst einen Theil „auf die Leiche goß. Nachher nahm sie den Topf auf den „Kopf, indem sie drei Mal mit lauter Stimme Naraina! „(ein Name von Wischnu) ausrief. Nun wurde schnell „die Matte von der Grube weggenommen, die Leiche hin„eingeworfen, und furchtlos sprang die Wittwe ihr nach „in den glühenden Feuerpfuhl, unter einem fürchterlichen „Geschrei der anwesenden Weiber und dem betäubenden Ge„räusche der Musik, während jeder von den Umstehenden „den Feuerbrand, den er zu diesem Ende in der Hand hielt, „ihr nachwarf, so daß sie in dem Augenblicke davon be„deckt war." —

Diese Art, die Wittwen zu verbrennen, ist zwar schrecklich, doch lange nicht so sehr, als die, welche sonst in Indien allgemein üblich ist, wo die Wittwe einen Holzstoß besteigt, und mit der Leiche ihres Mannes im Arme lebendig verbrannt wird.

Die Schilderung von einer solchen Verbrennung, die in Bengalen Statt hatte, theilt uns der französische Reisebeschreiber Herr Jouy, welcher derselben mit einem Freunde beiwohnte, mit folgenden Worten mit:

„Am 18 Febr. 1788 begaben wir uns, unter der Füh-
„rung unseres Dobaschi, Morgens um acht Uhr auf eine
„Ebene am Ufer des Ganges, nicht weit von dem kleinen
„Flecken Baudel, zwischen Chandernagor und Chou-
„zura, einer holländischen Niederlassung. Eine ungeheure
„Menge von Hinduern drängte sich in einem Halbzirkel
„an das Ufer, auf welchem die Leiche des Verstorbenen,
„von Mannspersonen aus seiner Familie und von einigen
„betenden Braminen umgeben, lag. Einer dieser letzte-
„ren hatte einen Zweig in der Hand, den er in das Wasser
„des Ganges tauchte, womit er unaufhörlich den Todten
„und die Umstehenden besprengte. In einiger Entfernung
„erhob sich ein sehr großer Scheiterhaufen, den die Weiber
„in Procession bestiegen, um ihn mit Oel zu begießen, wäh-
„rend Andere sich damit beschäftigten, die Lücken zwischen den
„Holzscheiten mit Werg auszustopfen."

„Gegen zehn Uhr kündigte der Schall der Instrumente
„die Ankunft der jungen Wittwe an, welche von ihren Ver-
„wandtinnen und Sklavinnen begleitet war, die laut wein-
„ten. In reichen Kleidern saß sie in einem offenen Palan-
„kin, und ihr Gesicht schien Freude und Vergnügen auszu-
„drücken, als ob sie zu einem Feste zöge; aber als ich sie
„genauer betrachtete, bemerkte ich einige convulsivische Zu-
„ckungen in ihren Gesichtszügen, worin ich die Wirkungen
„eines berauschenden Getränks zu erkennen glaubte, das sie
„für ihren Zustand fühllos machte. — Als der Zug nahe
„am Ganges angelangt war, stieg sie, unter dem lauten
„Zurufen der versammelten Menge, aus dem Palankin,
„und setzte sich auf die Matte, auf welcher die Leiche ihres
„Gatten lag. Sie blieb gegen eine Viertelstunde daselbst,
„und rief von Zeit zu Zeit die Worte: „Ramma-
„Homam!" — aus. Auf das Zeichen, das der Schall
„einer Trompete gab, erhob sie sich von der Erde, löste den
„Schmuck ab, mit welchem ihr Kopf, ihre Arme und Füße

„geziert waren, theilte ihn unter die Frauenzimmer aus, „die sie begleiteten, und befahl sodann, die Leiche auf den „Scheiterhaufen zu tragen. Als dieses geschehen war, nä„herte sich ein Bramin der Wittwe, band ihr ein Band, „an welchem eine korallene Figur hieng, um den Hals, und „reichte ihr einen Strauß von rothen Blumen; sogleich trat „das junge Schlachtopfer an den Fluß, tauchte Füße und „Hände in denselben, und gieng dann mit festem Tritte „durch eine Reihe von Braminen, die ihr den Weg „bahnten, dem Scheiterhaufen zu. Das tiefste Stillschwei„gen herrschte nun unter der zahllosen Menge, welche die „Ebene bedeckte. Ohne Beihülfe stieg jetzt die Wittwe den „Scheiterhaufen hinan, goß sich Oel auf den Kopf, legte „sich an die Seite ihres Gatten hin, den sie mit dem einen „Arme umschlang, und mit dem anderen faßte sie eine „Fackel, die ein Bramin ihr reichte, mit welcher sie die „Brennmaterialien anzündete, die sie erreichen konnte."

„Ich will hier nicht von den quälenden Empfindungen „sprechen, die uns bei diesem schrecklichen Anblicke durchschüt„terten, noch unserer eben so verwegenen, als vergeblichen „Versuche gedenken, diesem Trauerspiele ein Ende zu machen, „sondern bloß erzählen, was wir gesehen haben."

„Auf das Zeichen, das die heldenmüthige Wittwe gab, „wurden Bambusröhre quer über sie hergeworfen, die auf „den Seiten von starken Männern gehalten wurden, so daß „das bemitleidenswerthe Schlachtopfer auf ihrem Schmer„zensbette gleichsam angefesselt war, und die Braminen „steckten nun den Scheiterhaufen an allen Ecken an — „Das Rasseln einer großen Anzahl von Trommeln, das Ge„räusch von tausend gellenden Instrumenten und das Ge„schrei des versammelten Volks vermochten es kaum, die „Klagetöne des Schlachtopfers zu überstimmen, das zwei „Mal vergeblich mit gewaltsamer Anstrengung sich aus den „Flammen erhob und, leider zu spät, einem so schmerzli-

„chen Tode zu entfliehen suchte; beide Male wurde sie von „den Unmenschen wieder in das Feuer zurückgestoßen, das „die Bedauernswürdige endlich verzehrte.“ —

Diese beiden merkwürdigen Beispiele, beide von Augenzeugen erzählt, mögen hier hinreichen, um diese schreckliche Sitte in ihrer ganzen Schauerlichkeit darzustellen. — Möchte es doch den Herrschern in Indien gefallen, dieselbe recht bald und allgemein abzuschaffen, damit sie nicht länger mehr die Menschheit empöre!

12.

Handwerker und mechanische Künste. Fabriken. — Handel. — Münzen, Maaße und Gewichte.

Die mechanischen Künste und Handwerke haben bei den Hindueern keine hohe Stufe erreicht, woran der Kastenzwang, der Despotendruck und das heiße Klima vorzüglich Schuld sind; es werden jedoch mancherlei hübsche Arbeiten mit den einfachsten Werkzeugen von denselben verfertigt, so daß man darüber erstaunt, und wirklich daraus schließen muß, daß es ihnen nicht an Talenten für Kunstarbeiten fehle.

Die hinduischen Handwerksleute kennen keine Maschinen zu Beförderung ihrer Arbeiten, ihre Hand muß das Meiste allein thun; dabei haben sie höchstens noch zwei bis vier ganz einfache Werkzeuge.

Der Zimmermann kennt kein anderes Werkzeug, als eine Art Axt, den Hammer, den Bohrer, den Meißel und den Hobel. Er arbeitet ohne Unterlage auf bloßer Erde, braucht aber auch einen Monat Zeit zu eben so vieler Arbeit,

als ein europäischer Zimmermann in drei Tagen macht. — Dabei sind solche Handwerksleute eigensinnig, und wollen durchaus keine bequemere Art zu arbeiten und keine besseren Werkzeuge annehmen, weil sie allzusehr an dem Herkommen und an den Gebräuchen ihrer Voraltern hängen.

Der Holzsäger stellt sein Stück Holz zwischen zwei in die Erde gesteckte Balken, und ganz nachlässig sitzt er auf einer kleinen Bank dabei und zieht die Säge, mit welcher er innerhalb drei Tagen eine Diele schneidet, die ein europäischer Arbeiter in einer Stunde geschnitten haben würde.

Der Schmied schleppt sein Werkzeug, seinen Ambos, seinen Ofen, seine Blasebälge mit sich herum; seine übrigen Werkzeuge bestehen bloß in einer Zange, einem Hammer, einem Schlägel und einer Feile. Wer ihm Arbeit geben will, der ruft ihn zu sich, und vor dessen Hause schlägt er seine Werkstätte auf. Der Ambos ist ein Stein, vor welchem der Meister mit geschränkten Beinen sitzt, während er arbeitet; der Feuerheerd wird von Erde und Steinen errichtet, und hinter demselben sind zwei kleine Blasebälge angebracht, die der Lehrbursche wechselsweise in Bewegung setzt.

Eben so kommen die Goldschmiede mit ihren einfachen Geräthschaften in jedes Haus, wo man ihnen Arbeit geben will, und Meister und Lehrbursche arbeiten im Tagelohn beide zusammen für etwa vier Groschen täglich. Ihre Werkzeuge bestehen bloß in einem zerbrochenen Topfe, der den Ofen vorstellt, in einem eisernen Rohre, das statt des Blasebalgs dient, einem kleinen Ambose, einer Zange, einem Hammer und einer Feile. Die Schmelztiegel machen sie jedes Mal an Ort und Stelle von Lehm, mit Kohlenstaub und Kuhmist vermischt, wodurch sie die gehörige Stärke erhalten. Bei diesem Mangel an feineren Werkzeugen ist es kein Wunder, daß die hinduischen Goldschmiede manche Arbeiten nicht verfertigen, z. B. kein farbiges Gold machen,

kein Gold und Silber poliren können u. dergl. Dagegen verfertigen sie ungemein schöne Filigran-Arbeit.

Die Schuster sind sehr arme Teufel, und gehören zu der untersten, verächtlichsten Kaste, bloß weil sie Kuhleder verarbeiten, das sie gewöhnlich auch selbst gärben. Ihre einzigen Werkzeuge sind ein Messer und eine Ahle. Wenn man ein Paar Schuhe bei einem Schuster bestellt, so muß man ihm das Geld vorausgeben, damit er das Leder dazu einkaufen kann. Dafür liefert er aber auch meist elende Waare. Da die Schuster hier gleichsam als unehrlich angesehen werden, so gebrauchen die Europäer in Indien sie oft zu Scharfrichtern; desgleichen sind sie die gewöhnlichen Todtenträger, wie wir schon gesehen haben.

Der Weber schlägt jeden Morgen seinen Weberstuhl vor seinem Hause oder in der Nähe desselben unter einem Baume auf, und legt ihn Abends wieder aus einander. Dieser Weberstuhl ist äußerst einfach, denn er besteht nur aus zwei Walzen, die von vier in die Erde gesteckten Stücken Holz getragen werden. Zwei Stecken gehen quer durch die Kette, und sind an ihren Enden festgehalten, der eine von zwei Stricken, die um den Baum gebunden sind, unter welchem der Weberstuhl steht, und der andere ebenfalls von zwei Stricken, die an die Füße des Webers befestigt sind, welcher dadurch in den Stand gesetzt ist, die Fäden der Kette aus einander zu schieben, um den Eintrag hineinbringen zu können. —

Feine Webereien werden im Hause verfertigt.

Daß die Hinduer ihren Baumwollenzeugen theils durch Malen, theils durch Drucken sehr schöne Farben zu geben wissen, ist bekannt.

Die übrigen gemeinen Handwerke verdienen keiner weiteren Erwähnung.

Von Kunstarbeiten und Fabriken haben wir noch Folgendes anzumerken.

Oben an steht hier die Fabrication von so vielerlei und so sehr verschiedenen, zum Theil äußerst kostbaren Zeugen, vorzüglich von Baumwolle und Seide. *) Ferner flechten die Hinduer viele feine und schöne Matten; man findet sehr viele Indigo-, auch Zucker-, Gewehr-; Papierfabriken u. dergl.

Von den Maschinen der Hinduer sind insbesondere die sehr einfachen und doch bequemen Oelmühlen und die Baumwollen-Kartätsch-Maschinen zu bemerken.

Uhren und Feuerschlösser werden nur an wenigen Orten verfertigt. In manchen Landschaften findet man Wasseruhren an öffentlichen Gebäuden.

Der indische Handel ist, bei diesen vielen und zum Theil sehr kostbaren und deshalb gesuchten Naturproducten (von welchen ein sehr beträchtlicher Theil ins Ausland geht) und Fabrikaten Indiens, wie bekannt, von außerordentlicher Wichtigkeit und Ausdehnung. Schon in den ältesten Zeiten war er berühmt und ein Gegenstand der Wünsche aller Völker beinahe der ganzen Erde. In neueren Zeiten, seit der Entdeckung des Seeweges nach Indien, nahmen die meisten seefahrenden Nationen Europa's Antheil an diesem Han-

*) Die vorzüglichsten Namen indischer Zeuche, die ausgeführt werden, sind: Guineas, Perkales, Salampuris, Chits (Zitz), Doreks oder Betilles, Organdis, Schambamis, Basins, vierdrähtige Tücher. Guingams und Marchays, Pinassen, blaue Halbguineas, Kumkabes, Massirans, Gulbanis und Matabis, Nansuks, Mallemollen, Kassen, Amamen, Baffetas, Sirsakas, Sistresays und Kanadaris, Burgostücher, Steinkerk u. s. w. Hierunter sind auch die schönsten und feinsten Musseline begriffen.

del. Jetzt ist derselbe jedoch größten Theils in den Händen der Britten, die sich hier ein bedeutendes Uebergewicht zu verschaffen gewußt haben, und nun in diesem schönen Lande als Tyrannen herrschen.

Der meiste Außenhandel wird zur See, mit europäischen Schiffen geführt; doch gehen zu Lande auch Kjerwanen nach Persien und in einige andere angränzende Länder, so daß auf diesem Wege indische Waaren in die Türkei und nach Rußland kommen.

Zur See gehen auch Waaren, doch minder häufig, nach Arabien und Aegypten.

Die vorzüglichsten Ausfuhr-Artikel sind:

Seide, seidene Zeuge, feine Baumwolle, Baumwollengarn, Baumwollenzeuge (von welchen wir die vorzüglichsten bereits aufgezeichnet haben), Kattune, Nesseltücher, Schahls, Fußteppiche, Corduan, Tigerfelle, Fische, Elfenbein, Bezoar, Bisam, Sandelholz, Ebenholz nebst anderen Holzarten, Borax, Gummilak, Tabak, Indigo, Coschenille, Opium, Reis, Zucker, Pfeffer, Sago, Salpeter, Ingwer, Tamarinden, Kassia, Kampfer und andere Medicinalwaaren; ferner Zink, Diamanten und andere Edelsteine; auch Sklaven.

Die wichtigsten Einfuhr-Artikel sind:

Ambra, Salmiak, Gold, Silber und andere Metalle, so wie Edelsteine, Datteln, Weihrauch, Myrrhen, Thee, Rhabarber, allerlei Gewürz aus den ostindischen Inseln, Pferde, mancherlei sinesische Waare, Wein, Wollentücher, grobe Wollenzeuge, mancherlei europäische Fabrikate, kurze Waaren, Galanteriewaaren und dergl. Ferner auch Sklaven aus Afrika und anderen Ländern, so wie noch mehrere minder bedeutende Artikel aus den benachbarten Landschaften.

Der Innenhandel dieses Landes ist nicht besonders lebhaft; am stärksten ist der zwischen dem festen Lande und der Insel Ceylan. So auch zwischen den Malediven, welche von dem festen Lande aus mit Reis versehen werden, und dagegen Kauris (kleine Porzellanschneckchen) liefern, die in Indien, in Afrika und in mehreren anderen Ländern statt der Scheidemünze cursiren. — Der Handel von Bengalen mit Dekan und Malabar ist nicht sehr bedeutend und beträgt jährlich nicht über 300,000 Rupien am Werthe. Auch mit den Perlen, die in der Meerenge an der Insel Ceylan gefischt werden, wird in Indien ein beträchtlicher Handel getrieben.

Unter den Hinduern giebt es große Handelsleute, die nicht nur sehr beträchtliche Geschäfte machen, sondern auch eigene Schiffe zur See gehen haben. *)

Die Schiffahrt der Hinduer an sich — die große Schiffahrt ist in den Händen der Europäer — besteht in einer ziemlich lebhaften Fluß-Schiffahrt, und in einer Küstenfahrt mit meist kleinen Fahrzeugen längs den Küsten des indischen Meeres hin.

*) So giebt es aber kein Handelshaus, wie das der Gebrüder Schek in Bengalen, deren Vermögen auf 100 Mill. Thaler geschätzt wurde, das alljährlich 60 bis 80 Schiffe auf den Handel an den Küsten des Indischen Meeres ausschickte, und deren Handelsgeschäfte sich bis in die Türkei und bis nach Sina erstreckten. Sie trieben hauptsächlich auch Wechselgeschäfte und ihr Credit war unermeßlich. Der hindustanische Kaiser Aurung-Zeb, zu dessen Zeit sie lebten, besuchte sie einst auf einer Durchreise und speiste mit ihnen zu Mittag. Nach Tische machten sie ihm den Prachtstuhl zum Geschenke, auf welchem er gesessen hatte; denn dieser bestand aus Goldsäcken von etwa 8 Millionen Thaler am Werthe, worauf ein sammtnes Polster gelegt war.

(Le Goux de Flaix, T. I. p. 211. f.)

Münzen, Maaße und Gewichte. Da die Münzen hier zu Lande meist als Waaren angesehen werden, so wechseln sie sehr oft im Werthe.

Die Muschelchen oder Schneckchen, Kauris genannt, sind ebenfalls eine Handelswaare und stellen hier die kleinste Scheidemünze vor, deren 60 auf ein Poni gehen, und 60 Ponis machen eine halbe Rupie.

In Bengalen haben die Engländer auch Kupfermünzen eingeführt, Pessa oder Katsch genannt.

Der Tukani, eine Kupfermünze, etwa $1\frac{1}{2}$ Pfen., wovon 16 auf einen Fanon gehen.

Die Silbermünzen sind vorzüglich Rupien, von welchen es in den verschiedenen Ländern Indiens siebenzehn verschiedene Arten giebt. Dies sind die eigentlichen indischen Thaler.

Die gemeinsten und im Handel und Wandel gangbarsten Rupien sind folgende:

1) Die Rupie von Pondichery — Werth = 15 Gr. 6 Pf. sächs.

2) Die Rupie Sicca oder von Bengalen — Werth = 16 Gr. 2 Pf.

3) Die Rupie von Bombay — Werth = 15 Gr. 9 Pf.

4) Die Rupie von Surate — Werth = 15 Gr. 3 Pf.

5) Die Rupie von Arkot — Werth = 14 Gr. 4 Pf.

Der Fanon oder Panam, eine Silbermünze = 2 Gr. — Es giebt auch halbe Fanon's.

Die Goldmünzen sind:

1) Die Assorafie, von den Europäern Gold-Rupie genannt, ist aus dem feinsten Golde zu 23 Karat

geprägt, wiegt 3 Quentchen und 1 Karat, und gilt 16 Rupien Sicca = 12 Thlr. 10 Gr. 8 Pf.

2) Der Hun, von den Europäern die Gold-Pagode genannt; es giebt davon mehrere Arten von sehr verschiedenem Werthe, als:

(1) Die sogenannte Pagode mit drei Bildern, zu 22 Karat, Werth = 2 Thlr. 12 Gr.

(2) Die Pagoden von Madras, zu 21 Karat = 2 Thlr. 6 Gr.

(3) Die Pagoden von Portonovo, zu 19 Karat = 2 Thlr.

Die Pagoden sind sonst bloß eingebildete Rechnungsmünzen, von sehr verschiedenem Curse, der überhaupt in diesem Lande sehr oft wechselt, auch in den einzelnen Landschaften sehr verschieden ist.

Große Summen rechnet man nach Laks. Ein Lak ist = 100,000; auch nach Korur's oder Krore's. Ein Krore ist = 1 Million.

Die vorzüglichsten Maaße sind:

Das Längenmaaß Molom für Zeuche, $2\frac{1}{2}$ Moloms = 1 Par. Elle.

Die Gadge, die Elle, $1\frac{1}{4}$ Gadges = 1 Par. Elle.

Die Magala, Getraidemaaß, hat 15 Sers = 8 Pfund 4 Loth.

Ein Koß oder indische Meile ist = $2\frac{1}{5}$ geogr. Meilen. (33 Koß = 1 Grad des Aequators.)

Gewichte.

1) Kandi, hält 10 Maaß, oder 400 Sers, oder 8000 Palons = 500 Pf. Markgewicht.

2) Bar hält 8 Maaß, gleich 480 Par. Pfund.

3) Man, hält 40 Sers = 65 Pf. Markgewicht.

4) Ser, hält 20 Wischom, $1\frac{1}{25}$ Pf. oder auch 60 Loth.

5) Wischom, hält 10 Palons = 2 Unzen 8 Drachmen.

6) Palon = $4\frac{4}{5}$ Drachmen.

Alle diese Maaße und Gewichte sind in den einzelnen Provinzen und Ländern von Hindustan und Dekan wieder gar sehr verschieden. Die hier genannten sind jedoch die gemeinsten und gewöhnlichsten.

* * *

Von der Art, in Indien zu reisen,

müssen wir hier noch Einiges erwähnen, da auch sie wieder ihr Eigenes hat. —

Arme und gemeine Leute, so wie das zahllose Heer von Landstreichern, reisen zu Fuß. — Zu Pferde sieht man selten Jemand, außer Militärpersonen. — Lasten werden auf Elephanten, Kameelen, Ochsen oder von Lastträgern fortgebracht. — Das Räderfuhrwerk ist selten; doch giebt es plumpe, zweiräderige Karren, Hickwis genannt, mit Ochsen bespannt, in welchen eine einzelne Person sitzt. — Vornehme, besonders Frauenzimmer, sitzen auch in Häuschen, die man auf die Rücken der Elephanten setzt.

Die gewöhnlichste und ohne Zweifel auch bequemste Art zu reisen, ist die in einer Art von Sänfte oder eigentlich in einem Tragbette, Palankin genannt. *)

*) Wir folgen hier dem Berichte von Haafner. — Wenn der Franzose Herr Renouard de St. Croix in seiner ohnlängst erschienenen Reisebeschreibung das Reisen in Palankinen für unbequem hält, und sich über die Träger beschwert, so hat ihn ohne Zweifel seine angeborne va-

Ein solches Palankin von der schöneren und besseren Sorte; denn es giebt auch gemeine und geringe, die man Dulie nennt, kostet, je nachdem es mehr oder weniger verziert ist, 2 bis 300 Rupien.

Das Palankin stellt ein tragbares, bedecktes Ruhebette dar, das ungefähr drei Fuß breit, und sechs oder sieben Fuß lang ist, und worin man auf einer Matratze und Kissen sehr gut ausgestreckt liegen, oder auch, nach Belieben, aufgerichtet sitzen kann. Die Decke oder das Dach besteht in der guten Jahrszeit aus einem Stücke Zeug, das über Bogen von Bambusrohr gespannt ist, in der Regenzeit aber aus einem Ueberzuge von doppeltem Wachstuche, damit der Regen nicht hindurchdringe. Auf dieser Decke liegt ein anderes Stück Zeug zusammengerollt, das man bei Nacht oder bei schlimmem Wetter gleich einem Vorhange über die beiden offenen Seiten herabfallen läßt. In dieses Palankin steigt der Reisende, der zugleich seine Kostbarkeiten, sein Geld und andere nicht sehr ins Gewicht fallende Kleinigkeiten, selbst das Schlafzeug mit hinein nimmt.

Zu jedem Palankin gehören 8 Träger, Kuli's genannt, deren vier abwechselnd den Palankin an einer oben hindurch gehenden Stange auf den Achseln tragen. Die vier anderen gehen nebenher und lösen ihre Kameraden zu bestimmten Zeiten ab.

Diese Kuli's sind äußerst treue, redliche, dienstfertige Menschen, auf die ein Reisender sich ganz verlassen darf. Man weiß kein Beispiel vom Gegentheile. Sie machen eine eigene Zunft von der Kaste der Schutters aus, haben ihren eigenen Vorgesetzten und werden zu diesem Dienste von Kindheit auf gebildet; auch versehen sie denselben mit

terländische Lebhaftigkeit dazu verleitet, und er ist in einem schlechten Palankin oder vielmehr Dulie, wie man sie vermiethet, getragen worden.

bewundernswürdiger Geschicklichkeit. Sie laufen beständig einen starken und schnellen Trab, wobei sie singen, und auf diese Weise kömmt man in Einem Tage eben so weit, als mit einem Räderfuhrwerke, und wird weit sanfter fortgebracht.

Eigentliche Wirthshäuser und Gasthöfe findet der Reisende in Indien nicht, sondern eine den Kjerwansaraj's in Persien u. s. w. ähnliche Art unbewohnter großer Herbergen, Tschultri's (Schultri's, Schoberi's) genannt, Gebäude, die gewöhnlich nur aus einem einzigen Saale bestehen, und wo die Reisenden nichts als Dach und Fach finden. Hier muß der Reisende die Lebensmittel, die er jedoch in jedem Dorfe findet, selbst zubereiten, oder durch einen Diener zubereiten lassen. Was man von Arrak und dergleichen in solchen Dörfern nicht haben kann, das bringt der Reisende gewöhnlich mit. Die Kuli's leisten ihm hierbei alle benöthigten Dienste und warten ihm willig auf, und Nachts, wenn er sich in seinem Palankin zur Ruhe legt, lagern sie sich alle um ihn her, und er kann in größter Sicherheit schlafen. Gewöhnlich zündet jeder Reisende, so wie es Nacht wird, ein Lämpchen an, das man in eine Nische in der Wand stellt, und auslöscht, wenn man sich schlafen legen will.

Unter diesen Tschultri's giebt es sehr ansehnliche, stattliche Gebäude; bei mehreren derselben ist ein kleines Häuschen, worin ein frommer Einsiedler oder Mönch wohnt, der den hier einkehrenden Reisenden allerlei Dienste leistet.

Die geringere und kleinere Gattung solcher öffentlichen Herbergen oder Ruheplätze werden Trivasel genannt. Bei jedem Dorfe und Flecken findet man wenigstens eine Schultri oder Trivasel, wenn nicht mehrere. Sie sind meist Stiftungen frommer Leute.

13.

Künste und Wissenschaften.

Wenn schon Künste und Wissenschaften in Indien nicht mehr auf der hohen Stufe stehen, auf welcher sie vor Zeiten gestanden haben, so sind sie doch nicht ganz in dem Strudel der Zeit zu Grunde gegangen, sondern es sind noch sehr schöne Ueberreste derselben vorhanden, deren Wiederaufleben nur durch den Despotendruck gehindert wird.

Die Künste sind heut zu Tage in Indien beinahe alle noch höchst unvollkommen, wie es auch die Umstände nicht anders gestatten.

Dies gilt hauptsächlich von der Musik der Hinduer, die, wegen ihrer Eintönigkeit, beinahe unter aller Kritik ist. Ihre Tonleiter hat acht Töne oder Figuren (Schabdaswaras), welche heißen: sa, ri, ga, ma, pa, da, ni, scha, und den französischen: ut, re, mi, fa, sol, la, si, ut entsprechen. Der hinduische Gesang ist nicht gefällig, und die allzulärmende und rauschende Instrumental-Musik ist es noch weniger, da es ihr an Harmonie fehlt.

Die Anzahl der Musik-Instrumente ist sehr groß bei diesem Volke. Unsere Berichtgeber *) nennen uns vorzüglich folgende:

Schelimbie oder Tal, zwei kleine runde Becken, das eine von Stahl, das andere von Kupfer, womit der Tact geschlagen wird. (Wovon schon oben.)

Der Buri, der Kombu und der Tutareh sind Arten von Trompeten.

*) Vorzüglich Sonnerat und Haafner.

Der Nagar ist eine Art Pauke.

Der Dol oder Tamtam, eine lange Trommel, die zu beiden Seiten geschlagen wird.

Der Talan besteht aus zwei Kupferplatten, die gegen einander geschlagen werden.

Der Nagassaran, der Karna, der Otu und der Pilangkoschel sind Arten von Flöten.

Der Turti, eine Art Dudelsack, wird als Baß gebraucht.

Der Udukai, der Baini und der Pambeh sind verschiedene Arten von Trommeln.

Der Tareh, die Trauerposaune.

Der Savanastron, eine Art Geige.

Der Wineh, eine Art Guitarre.

Der Magoudi, ein Flaschenkürbis, an dessen Ende zwei Schilfröhre angebracht sind.

Das Sirmondel, ein Instrument mit 22 Saiten, theils von Eisendraht, theils von Kupferdraht, theils von Därmen.

Junter, Bhien, Kinner, Sirbhien, Ambirtieh und Rewah sind Saiten-Instrumente von verschiedenen Gestalten.

Alle diese Ton-Werkzeuge sind, überhaupt genommen, noch sehr unvollkommen.

In der Tanzkunst haben es die Hindner schon weiter gebracht; auch sind sie große Liebhaber von derselben. Es tanzt aber Niemand, als die öffentlichen Tänzerinnen von Profession: jeder anderen Person würde es zur Schande angerechnet. Diese Tänzerinnen, von welchen wir schon oben ausführlich gesprochen haben, tanzen vorzüglich auch figurirte Tänze mit großer Geschicklichkeit.

Pantomimen wissen die Hinduer in einigen Gegenden ungemein künstlich darzustellen, und durch bloße Gebärden Alles, was sie wollen, auszudrücken; ja ganze Geschichten auf diese Weise bildlich aufzuführen.

Die Hinduer haben auch ein Theater und eine große Menge von Schauspielen, *) deren Stoff meistens aus der ältesten Götter-, Halbgötter- und Menschengeschichte genommen ist. Es sind demnach heroische Schauspiele, in welchen, in Gesellschaft von Halbgöttern und Helden, auch ganz gewöhnliche Menschen auftreten. — Die Schauspieler werden Kalikoren genannt, und sind meistens bloße Dilettanten. Ihre Schaubühne ist das offene Feld unter freiem Himmel, gewiß ein majestätisches Theater! — In der Nähe desselben sind einige Hütten aufgeschlagen, in welchen sie sich umkleiden, und wohin sie sich nach gespielter Rolle zurückziehen. Die Vorstellung beginnt erst mit eintretender Nacht, und der Platz, auf dem sie gegeben wird, ist durch eine außerordentliche Menge von Lampen erleuchtet. Die gewöhnlich sehr zahlreichen Zuschauer beiderlei Geschlechts lagern sich in einiger Entfernung von dem Schauplatze auf einer ihnen beliebigen Stelle. Diese Schauspieler spielen gewöhnlich ihre Rollen ganz vortrefflich; auch ist ihr Costüm kostbar und vollkommen passend. Solche Schauspiele aber beschränken sich nicht bloß auf eine einzige Handlung oder auf einen einzigen Zeitpunct, sondern oft auf eine Reihe von Jahren, ja wohl auf die ganze Lebensgeschichte eines Helden (in Shakespeare's Manier), und sind so groß, daß sie in mehreren Abenden nach einander fortgespielt werden müssen, bis man mit denselben zu Ende kömmt. —

Die Malerkunst ist bei den Hinduern noch im wirklichen Stande der Kindheit. Ihre Maler sind keine

*) Nach (Papi) Briefe über Ostindien S. 416 (Sprengel-Ehrmannsche Bibliothek. XXII B.)

Künstler, sondern bloß Kleckser und Tüncher, und ihre vermeinten Kenner begnügen sich damit, ja bewundern sogar ein Gemälde, in welchem viel Blau und Roth angehäuft ist, und wo die Personen reich in Gold gekleidet sind. Die Maler wissen nichts von Schatten und Licht, und eben so wenig von der Perspective. — Das Colorit muß das Meiste dabei thun, auch sind die Farben ungemein schön und lebhaft. Trotz der geschmacklosen Kleckserei sieht man es doch den hinduischen Gemälden an, daß es ihren Malern nicht sowohl an Talenten, als an Unterrichte fehle.

In der Bildhauerkunst haben die Hinduer weitere Fortschritte gemacht, als in der Malerei. Man vermißt freilich an den meisten Werken dieser Art, die sich in Indien vorfinden, Geschmack und Nachahmung der Natur. Die Statuen haben keinen oder wenig Ausdruck; sie sind meist schlecht gezeichnet; die Draperie ist steif und der Faltenwurf schlecht. Doch findet man, besonders unter den kleineren Arbeiten, wirkliche Kunstwerke, die den europäischen nicht viel nachgeben, vorzüglich die sehr künstlich gearbeiteten Basreliefs und andere Verzierungen an einigen Pagoden. Auch hat man mehrere wahrhaft niedliche kleine Götzenbilder in Erz, Gold und Silber gegossen. —

Die Baukunst der Hinduer hat keine bestimmten Regeln; auch werden jetzt bei weitem nicht mehr so viele öffentliche und andere ansehnliche Gebäude aufgeführt, als in alten Zeiten, aus welchen noch sehr merkwürdige, eine geschickte Baukunst verrathende, architektonische Denkmäler, besonders uralte Tempel vorhanden sind. Ueberhaupt zeigt sich die Bauart der Hinduer, ob sie gleich oft sehr unregelmäßig ist, am meisten an den Pagoden oder hinduischen Tempeln. Unter diesen giebt es sehr alte ungeheuer große Gebäude von kolossalischer Bauart, mit Säulengängen in ihrem Innern, die aber keine bestimmte Proportion haben. Auch bewundert man die ungeheuren Steinmassen, welche

gewöhnlich an einen solchen Bau verwendet sind. Die hohen, wahrhaft künstlich erbauten Thürme über den Portalen der großen Pagoden haben oft sehr hohe, oft niedrige Stockwerke u. s. w. Die merkwürdigsten Gebäude dieser Art sind zu Schalambron, Dschagannata, Benares, Matura, auf den Inseln Salsette und Elephantis bei Bombai, zu Illura oder Ellora, von Jaggernat u. a. m. Besonders aber sind unter den uralten architektonischen Denkmälern die so merkwürdigen Ruinen von Mavallewarom auf der Küste von Koromandel, gewöhnlich die Sieben Pagoden genannt, zu bemerken. —

In der Rechenkunst sind die Hinduer nicht unerfahren; besonders müssen wir hier anmerken, daß die in Europa jetzt üblichen Zahlenzeichen, welche gewöhnlich Arabische Ziffern genannt werden, weil wir sie zunächst von den Arabern haben, eigentlich hinduischen Ursprungs sind. Die Hinduer rechnen mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit und lösen die schwersten arithmetischen Probleme durch Kopfrechnen in kurzer Zeit auf.

In der Mathematik überhaupt haben es die Hinduer nicht so weit gebracht, wie in der Astronomie, in welcher ihre Fortschritte von europäischen Gelehrten bewundert worden sind: doch ist noch sehr viel alter Unrath darunter; denn die Hinduer wissen noch wenig oder gar nichts von dem Umlaufe der Erde um die Sonne.

Was die Zeitrechnung der Hinduer betrifft, so ist dieselbe ziemlich wohl geordnet. Sie haben ein Sonnen- und ein Mondsjahr. — Sie haben mehrere Perioden, die sehr weit in das Alterthum hinaufgehen; ja sie rechnen nach ungeheuren Zahlen rückwärts, und setzen das Alter der Welt ungemein hoch hinauf; doch bei solchen Grübeleien

können wir hier nicht verweilen. *) — Das Sonnenjahr der Hinduer hat 365 Tage, 6 Stunden, 12 Minuten und 30 Secunden, und ist in 12 Monate nach den Himmelszeichen eingetheilt; die Woche hat 7 Tage und der Tag 24 Stunden. In einigen Gegenden zählt man die Stunden des Tages von Sonnenaufgang und die der Nacht von Sonnenuntergang an. Der natürliche Tag wird in 60 Naligas eingetheilt, welche 24 Stunden ausmachen. Die Nacht ist abgetheilt in vier Jama's oder Wachen.

Die Hinduer haben auch Kalender (Panchjangam genannt), in welchen die schlimmen und guten Monate, Tage und Stunden nach astrologischen Regeln genau angezeigt sind, deren Auslegung nur die Braminen richtig verstehen. — Ein Bramin (daher Panchjamkaren benannt) pflegt jeden Morgen in die Häuser seiner Kundleute zu gehen und ihnen den guten oder schlimmen Tag anzukündigen.

Die Hinduer sind sehr große Liebhaber von der Dichtkunst und dem Gesange. Ihre meisten Bücher sind in Versen von verschiedenem Metrum geschrieben. Sie haben noch Lieder und andere Gedichte aus den allerältesten Zeiten, worunter auch Heldengedichte sind. Diese Gedichte werden sehr gerühmt, selbst von Europäern, und eines darunter, Mahabharoth genannt, wird mit Homer's Werken verglichen. Ueberhaupt sollen die Hinduer in der Poesie

*) Als Anmerkung nur dies Wenige: Die Hinduer theilen die ganze Dauer der Welt in 4 Alter (Jog):

1stes Alter von	. . .	1,728,000 Jahren.
2tes Alter von	. . .	1,296,000 . .
3tes Alter von	. . .	864,000 . .
4tes Alter von	. . .	432,000 . .
	zusammen	4,320,000 Jahre.

Drei Alter sind schon verflossen, und das J. 1811 ist demnach das 4912te des 4ten Alters. Dieser abentheuerlichen Berechnung zu Folge stände die Welt bereits 3,892,912, und würde noch stehen 427,088 Jahre.

viel gethan haben, besonders in älteren Zeiten. — Verschiedene von diesen hinduischen Gedichten sind schon, wie z. B. das Bhagawat-Gita und einige andere, ins Englische und aus diesem ins Teutsche übersetzt worden. Daß aber in dieser zweimaligen Uebertragung der Geist der hinduischen Poesie beibehalten worden sey, ist sehr zweifelhaft.

Die Hinduer haben sehr viele eigentliche Fabeln schon von so alten Zeiten her, daß man sehr leicht daraus schließen kann, weder Aesop, noch Pilpai seyen die ersten Urheber moralischer Lehren in Thiergeschichten, sondern die früher als andere Völker cultivirten Hinduer; auch findet man in der That, daß unter den neueren Fabeln sehr viele den weit älteren hinduischen nachgebildet sind.

Wir wollen hier eine dieser hinduischen Fabeln in teutscher Uebersetzung mittheilen.

„Der Kranich und die Fische."

„Ein Kranich hatte seinen Freunden einen Schmaus versprochen, aber nun sah er sich in großer Verlegenheit, denn er wußte nicht, wie er Speisen genug dazu herbeischaffen sollte. Doch fiel es ihm endlich bei, am Morgen des Tages, an welchem geschmaust werden sollte, in tiefster Traurigkeit kopfhängend an einem Teiche, von welchem er wußte, daß er sehr fischreich war, auf und ab spazieren zu gehen. — Ein naseweiser Krebs redete ihn an: „Was ist dir? Warum „bist du so schwermüthig?" —

„Ach! antwortete der Kranich, ich habe heute Nacht, „als ich auf einem Baume saß, es mit eigenen Ohren ange„hört, daß Fischer sich mit einander verabredet haben, diesen „Teich morgen ganz auszufischen; ach, dann verliere ich mit „Einem Male all' meine Nahrung!" —

„Sollte denn diesem Unglücke nicht zuvor zu kommen „seyn?" erwiederte der Krebs.

Der Kranich gab darauf zur Antwort: „Ich weiß kein „anderes Mittel, als die Fische alle da hinüber in einen „großen Teich zu bringen, der so weit und tief ist, daß „die Fische darin vor den Nachstellungen der Fischer sicher „wären." —

„Der Krebs eilte sogleich, die Fische hiervon zu benachrichtigen, diese kamen zum Kraniche herbei, und erklärten ihm, sie wollten sein freundschaftliches Anerbieten, sie hinüber zu tragen, herzlich gern annehmen; nur möchte er sie nicht betrügen; zu dem Ende wollten sie einen der Ihrigen abordnen, der von ihm an den Teich getragen, denselben näher untersuchen und ihnen dann Bericht davon erstatten könnte."

„Der Kranich willigte sehr gern darein, und trug einen der Fische, der sich dem Wagestück gutmüthig unterzog, in einen sehr tiefen Teich. Als dieser Kundschafter den Teich, der wirklich sehr tief war, genugsam durchschwommen und erforscht hatte, so trug ihn der Kranich wieder zu den Seinigen zurück, welchen derselbe nun einen Bericht erstattete, der sie bewog, dem Kraniche, als ihrem Retter, herzlichst zu danken und zugleich munter und fröhlich auf das Ufer zu springen, um sich in den tiefen See tragen zu lassen. Aber der verrätherische Kranich trug sie alle nach einander auf einen Felsen, auf welchem er das Gastmal geben wollte. Endlich kam auch die Reihe an den naseweisen Krebs; dieser, den der Kranich am Schwanze trug, sah nun die Verrätherei desselben ein, da er die Fische schon halbverschmachtet auf dem Trocknen, und die Krebse erblickte, die herumkrochen, um Wasser aufzusuchen. Er packte daher aus Rache, da er wohl merkte, er werde dem Tode selbst nicht entgehen, den Kranich mit seinen Scheeren an der Gurgel und erwürgte ihn, so daß derselbe entseelt auf den Felsen hinstürzte, wohin er seine Schlachtopfer gebracht hatte!" —

Selbst die Theaterstücke sind in Versen geschrieben, und noch viele andere Werke mehr.

Von der Arzneikunst der Hinduer haben wir oben schon Einiges gesprochen, hier wollen wir noch Mehreres aus dem Berichte eines Sachverständigen dazu nachtragen. *)

Die hinduischen Aerzte, die eine eigene Zunft, Waitiwehn genannt, ausmachen, sind bloße Empyriker, welche weder theoretische Grund-Kenntnisse besitzen, Physiologie kennen, noch Etwas von der Anatomie wissen; denn nie ist es Einem derselben je beigefallen, einen Leichnam zu zergliedern, um den Bau des menschlichen Körpers kennen zu lernen; eben so wenig bekümmern sie sich um die Arzneimittellehre, und von der Semiotik haben sie meist nur sehr unsichere Begriffe. — Ihre ganze Kunst und Wissenschaft besteht darin, daß sie die ihnen durch Ueberlieferung und aus den alten medizinischen Werken bekannten Arzneien, Elixiere, Pflaster u. s. w., die sie selbst zubereiten (denn Apotheken giebt es im Morgenlande und in Indien nicht), nach Gutbefinden, und aus Mangel an theoretischen Kenntnissen, oft auf Gerathewohl anwenden. Da sie jedoch mitunter, wie wir schon gesehen haben, ganz vortreffliche Recepte besitzen,**) so machen sie oft, wenn der Zufall günstig ist, sehr glückliche Kuren, wo nicht, so mißräth Alles, und in diesem Falle nehmen dann die Quacksalber ihre Zuflucht zu magischen, übernatürlichen Mitteln, Beschwörungen und dergleichen Gaukelpossen!

Auch besteht die ganze Wissenschaft eines hinduischen Arztes in seinem angeerbten Receptbuche, das in Versen geschrieben ist, um es desto leichter auswendig zu lernen,

*) Vorzüglich des Chirurgus Papi, verglichen mit Sonnerat, Paolino und Haafner.

**) Die Hinduer sollen, wie man versichert, mehrere in der Sanskrit-Sprache geschriebene Bücher besitzen, welche vortreffliche Recepte enthalten.

und wenn er dies gethan hat, so ist er schon ein vollständiger Arzt.

Klystiere und Aderlässe sind den Hinduern gänzlich unbekannt.

Die Wundärzte sollen, wie einige Reisebeschreiber melden, in ihrem Fache geschickter und erfahrener seyn, als die eigentlichen Aerzte.

In der Chemie besitzen die Hinduer manche hübsche Kenntnisse.

Noch dürfen wir nicht vergessen, daß es in Indien, wo die giftigen und anderen Schlangen so häufig sind, eigene Schlangenärzte oder Schlangenbeschwörer (Schorpojaan) giebt, welche die Schlangenbisse sowohl durch Arzneimittel, als durch Gaukelpossen zu heilen sich unterfangen, und wirklich auch oft heilen sollen. Zu den Gauklern in Indien gehören ferner die sogenannten Schlangenbändiger, welche nach Art der ägyptischen Psyllen die Schlangen beschwören, herbeilocken, zähmen und zum Tanze abrichten.

In der Botanik besitzen die Braminen ziemliche Kenntnisse. *)

Die hinduischen Sprachen werden nicht bloß gesprochen, sondern auch, da sie zu den ausgebildeten Sprachen und einem ziemlich cultivirten Volke gehören, geschrieben, und zwar von der linken zur rechten, wie die abendländischen Sprachen. Die alte heilige Samskrit-Sprache hat ihre eigenen Schriftzeichen, eben so wie die Tamulische und verschiedene andere alte und neuere Sprachen.

*) P. Paolino hat im 11ten Kapitel des 2ten Buchs seiner Reisebeschreibung ein brauchbares Verzeichniß der indischen Arzneipflanzen und einige Recepte mitgetheilt.

Man schreibt in Indien mit einer Stachel oder Griffel auf Olla's, welches gespaltene Blätter der Fächerpalme (Borassus flabellifer) sind. Wenn ein Hinduer schreiben will, so legt er die Olla auf die eine Hand, und mit der anderen schreibt er. Die Olla's werden auf beiden Seiten beschrieben, und dann die eingekratzten Buchstaben, um sie herauszuheben, mit einer schwarzen Farbe überzogen. Um ein Buch aus einzelnen Blättern zu machen, werden die Olla's hübsch auf einander gelegt, in der oberen Ecke durchbohrt und mit einem Bindfaden zusammengeheftet.

Heut zu Tage schreiben die Hinduer auch mit Schilfröhrchen auf Baumwollen-Papier, das von den Mungln hier eingeführt ist.

Desgleichen findet man eine Hieroglyphen-Schrift in Indien, womit besonders die verschiedenen Stämme und Zünfte auf der Stirn bezeichnet sind.

14.

Aberglaube und Vorurtheile der Hinduer. — Wahrsager, Geisterbanner, Gaukler und andere Volksbetrüger.

Da der gemeine Haufe der Hinduer noch so wenig aufgeklärt und so unwissend ist, so ist sich wohl nicht zu wundern, wenn derselbe bei seiner so abentheuerlichen Religion auch äußerst abergläubig und mit den gröbsten Vorurtheilen angefüllt ist.

Ja es geht hierin so weit, daß zu einer ausführlichen Darstellung aller abergläubigen Meinungen, Gebräuche und

Ceremonien der Hinduer und ihrer sehr plumpen Vorurtheile ein ganzes Buch erfordert würde.

Wir wollen hier nur die Hauptsumme davon anmerken.

Die Hinduer glauben überhaupt an Wahrsagerei, Einfluß der Gestirne, Zauberei, Hexerei, Gespenster, böse Geister, Talismane und andere Zaubermittel, an Besessenheit Geisterbannerei u. s. w. Die Braminen selbst nehmen Antheil daran, und nähren diese tollen Meinungen bei den Hinduern, so daß sie so fest wurzeln, daß Jeder, der es wagt, sie von dem Ungrunde solchen Irrwahns überzeugen zu wollen, von ihnen für höchst unwissend gehalten wird. Mit Vernunftschlüssen reicht man hier nicht aus!

Wir haben schon oben gesehen, daß die Hinduer an glückliche und unglückliche Tage und Stunden, *) so wie an den wichtigen Einfluß der Gestirne und anderer zufälligen Umstände fest glauben. Deswegen leben sehr viele derselben beständig in ängstlicher Besorgniß, und Keiner unternimmt eine Reise oder ein anderes wichtiges Geschäft ohne einen Bramin, denn diese geben sich aus Eigennutz besonders damit ab, zu erforschen, ob die Gestirne günstig seyen, oder nicht. — Er muß bis zur glücklichen Stunde warten.

Die Hinduer sehen auch bei allen Gelegenheiten, besonders bei der Unternehmung irgend eines wichtigen Geschäfts, beim Heirathen, Säen, Bauen, Handeln, Reisen u. s. w., auf mancherlei Vorbedeutungen, z. B. wenn dem Hinduer bei seinem Austritte aus dem Hause gewisse Thiere begegnen, wenn die Vögel einen außergewöhnlichen Flug nehmen und dergleichen, so muß er augenblicklich wieder zurückkehren.

*) Von dem indischen astrologischen Kalender theilte uns Abraham Roger in seinem indischen Heidenthume die ausführlichste Nachricht mit.

Es giebt allerlei Zaubermittel, in welche die Hinduer ein ungemein großes Vertrauen setzen, z. B. Mittel, um ein Frauenzimmer zur Liebe zu bewegen, Mittel gegen die Nachstellungen der bösen Geister, gegen boshafte Menschen, Mittel, sich unbesiegbar zu machen, Mittel, sein Leben zu verlängern u. s. w., welche theils in Zaubersprüchen, theils in Talismanen und Amuleten, theils in tausenderlei albernen Gaukelpossen bestehen.

So wie ein Kind geboren wird, stellen ihm die Braminen, die sich überhaupt mit dem Wahrsagen abgeben, die Nativität und prophezeihen ihm sein künftiges Schicksal.

Es giebt auch Bettelmönche, die als Wahrsager im Lande herumreisen.

Die Hinduer glauben ferner, daß es Teufel gebe, von welchen Menschen besessen werden, und zwar männliche, die nur in Mannspersonen, und weibliche Teufel, die nur in Weibspersonen fahren. Solche Teufel sind die Seelen großer Verbrecher, die, nachdem sie ihre Strafe in einer der vier ersten Höllen überstanden haben, verurtheilt sind, so lange auf der Erde herumzuirren, bis sie durch Opfer, von ihrer Familie dargebracht, erlöset worden sind.

Diese abgeschiedenen Geister sind theils bösartig, theils unschädlich. Die ersteren erschrecken und quälen die Menschen als Poltergeister. Zu den letzteren gehören die Seelen der mannbaren Braminen, welche unverheirathet gestorben sind.

Bösartige Teufel fahren auch in Menschen, die ihre Religionspflichten versäumt haben. Dafür fehlt es den Hinduern nicht an Beschwörern, welche Teufel auszutreiben verstehen. Glaubt man, daß ein Mensch besessen sey so wird ein Teufelsbanner herbeigeholt, welcher sodann eine Anzahl männlicher und weiblicher Teufel, die unter seinen Befehlen stehen, mitbringt; denn hat ein solcher Wun-

dermann nicht wenigstens ein halbes Dutzend Teufel in seinen Diensten, so genießt er wenig Ansehen und wird für ungeschickt gehalten. — Wenn nun ein solcher Kraftmann zu einem Besessenen gerufen wird, so ist das Erste, was er thut, daß er das Haus oder die Hütte, worin sich derselbe aufhält, mit einem Zauberkreise umgiebt, damit der Teufel nicht so unverhört und ungestraft davon wische. — Dann tritt er dem Besessenen näher auf den Leib, und nach einigen Gaukelpossen und abergläubigen Firfarereien nimmt er den eingesperrten Teufel feierlich ins Verhör. Er fragt ihn: „Wie er heiße? Wo er her sey? Wie, warum, wann „und auf welche Weise er in diesen Leib gefahren sey?" — Der Teufel ist gezwungen, dem Wundermanne durch den Mund des Besessenen zu antworten. — Endlich gebietet der Beschwörer dem Teufel, seine bisherige Wohnung zu räumen. Dieser aber äußert gewöhnlich keine Lust dazu, und bringt allerlei Vorwände vor, um hierin den Gehorsam zu versagen. Weigert er sich allzulange, dem Machtworte des Teufelsbanners Folge zu leisten, so beordert derselbe einen oder ein Paar von den Teufeln, die in seinen Diensten stehen, in den Besessenen zu fahren und den Widerspänstigen mit Gewalt herauszutreiben. Diese thun nun ihre Schuldigkeit, fahren in den Besessenen, fallen über den Ungehorsamen her und durchprügeln ihn so lange, bis er um Gnade bittet und abzuziehen verspricht. — Dann bannt ihn der Beschwörer an irgend einen Ort, oder nimmt ihn auch, um seine dienstbaren Teufel zu vermehren, unter sein Gefolge auf. *)

Diese Teufelsbannerei nimmt ein solcher Beschwörer ohne Scheu in Jedermanns, nur nicht eines Europäer's, Gegenwart vor, weil er da nichts als Spott zu erwarten hat.

*) Nach der Schilderung Haafner's, als Augenzeugen.

Sonst sind die gewöhnlichen Wohnungen der hinduischen Teufel die hohen, großen und dickstämmigen Bäume, den Pagoden- oder Banianenbaum (Ficus religiosa) ausgenommen, welcher heilig ist.

Die Hinduer glauben auch an Hexen, welche allerlei Unfug verüben, und ebenfalls die Macht haben sollen, in andere Menschen zu fahren. Man erkennt hier die Gegenwart einer Hexe in dem Leibe eines Menschen hauptsächlich daran, daß derselbe, außer den bei Besessenen gewöhnlichen Zuckungen und Verzerrungen, Aufschwellungen des Bauchs u. s. w., die man an ihm bemerkt, auch den Schein einer Lampe vier-, zehen-, ja wohl zwanzigfach zu sehen glaubt. — In diesem Falle nimmt man gleichfalls seine Zuflucht zu einem Teufelsbanner, der sodann unter ähnlichen Ceremonien die Hexe fragt: „Was sie für ein Recht habe, diese Person zu „quälen?" — Worauf dann gewöhnlich zur Antwort erfolgt: „Die Besessene habe ihren Haß, Zorn, Unwillen oder „Neid durch dieses oder jenes aufgereizt und dergleichen, wo„durch sie sich ihre Rache zugezogen habe." — Nun befiehlt ihr der Hexenmeister mit drohender Stimme, den Leib sogleich wieder zu räumen, in den sie gefahren war. Weigert sie sich dessen, wie gewöhnlich, so wirft er mit voller Gewalt einige Senfkörner auf den Leib der besessenen Person, die der Hexe eine unbeschreibliche Pein verursachen sollen. Durch dieses und einige andere Mittel wird endlich die Hexe dahin gebracht, daß sie um Gnade bittet und dann abzieht. — Zum Beweise ihres Auszugs läßt der Hexenbanner die besessen gewesene Person einen alten Schuh oder Pantoffel mit den Zähnen von der Erde aufheben, einige Schritte weit forttragen, und dann wieder hinfallen. —

Aehnlicher Gaukeleien, alberner Possen und abergläubiger Gebräuche giebt es bei den Hinduern noch viele, die wir hier bei weitem nicht alle aufzählen können. Auch ist es bei der gränzenlosen Leichtgläubigkeit und Unwissenheit, bei

ihrer großen Neigung zum Wunderglauben, die schon durch ihre abentheuerliche Mythologie (wie wir in der Folge ersehen werden) aufgereizt wird, kein Wunder, daß es in Indien außer den Braminen eine so zahlreiche Menge von Volksbetrügern, Gauklern, Taudieben und Landstreichern giebt, die auf Kosten der leichtgläubigen Gutmüthigkeit der Hinduer leben.

Indien hat auch seine Zigeuner, von welchen die in mehreren Ländern von Europa zerstreuten abstammen, wie die nahe Verwandtschaft der Sprachen beweist. Auch sind die Sitten und die Lebensart ziemlich ähnlich. Die Zigeuner in Indien heißen Nuts.

15.

Das Religionssystem der Braminen oder die Religion der Hinduer. *) —

Die Braminische Religion, welcher die Hinduer mit größtem Eifer zugethan sind, ist schon uralt, und möchte wohl in ihrer ursprünglichen Einfachheit die erste Re-

*) Sehr viele Schriftsteller haben über die Braminische Religion geschrieben; aber erst in neueren Zeiten, da man auch die heiligen Bücher der Hinduer näher kennen lernte, hat man befriedigendere Aufschlüsse darüber erhalten. Zu den vorzüglichsten Schriftstellern über diesen Gegenstand gehören: der alte Roger, Sonnerat, Dow, P. Paolino, Perrin, Papi u. a., und insbesondere Polier. Dieser letztere hat die befriedigendsten Nachrichten über die Glaubenslehren u. s. w. der Braminen mitgetheilt; auf dieses Werk hauptsächlich müssen wir unsere Leser verweisen, da wir des Raums wegen hier nur eine kurze Skizze liefern können.

ligion der Menschen, die Stammmutter aller anderen Religionen gewesen seyn. Sie ist nachher durch mancherlei, zum Theil sehr alberne Zusätze verunstaltet worden. So wie sie jetzt ist, soll sie bereits seit 5000 Jahren bestehen. — Dem sey, wie ihm wolle, sie ist uralt, und unter dem Gepränge eines neueren Flitterputzes von abgöttischen Alfanzereien blickt doch noch das Gepräge ihrer alten ursprünglichen Ehrwürdigkeit hindurch.

Der Hauptgrund, auf welchem die braminische Religion beruht ist der Glaube an ein einziges *) allerhöchstes, unbegreifliches, unermeßliches, alle Denkkraft der Menschen übersteigendes Wesen, das die Hinduer sehr verschiedentlich benennen, gewöhnlich Ischur (d. h. großer Wille) oder Brrm-Brehm (d. h. das höchste Wesen), auch Doschotameh (d. h. der Tausendnamige), weil er in der Samskritsprache wirklich tausend Namen hat, die seine Eigenschaften bezeichnen, wie z. B. Serwascher (Herr des Weltalls), Ekkumescha (der Einzige), Tschiiriibi (der Unsterbliche) u. s. w. u. s. w. Er wird auch allegorisch Trimurti (der Gott von drei Angesichten) genannt, nämlich als Schöpfer, Erhalter und Zerstörer, daher wollten Einige bei den Hinduern auch den Glauben an eine Dreieinigkeit gefunden haben. Die Personifizirungen dieser drei göttlichen Eigenschaften sind die Ober-Götter Brama, Wischnu und Schiwen, als die drei Stellvertreter und obersten Beamten der höchsten Gottheit, welche nicht unter einem Bilde, sondern bloß unter dem Symbol einer steinernen Kugel verehrt wird.

Von diesem höchsten Wesen machen sich die Hinduer die erhabensten und mit seinen unendlichen Vollkommenheiten ganz übereinstimmende, würdige Begriffe.

*) Papi sagt (S. 68): „Die Hinduer erkennen nur ein „einziges allerhöchstes Wesen an, und sind folglich nichts „weniger als Götzendiener. — Sie verehren die Bilder

Nach den Ideen, welche die heiligen Bücher von den Ober- und Untergöttern und Göttinnen der Hinduer geben, sind diese nichts anders, als Diener und Günstlinge des Allerhöchsten, oder Erscheinungen, Ausflüsse und Theile seines Wesens, die seinen Willen vollziehen und in seinem Namen die Welt regieren und die Menschenschicksale lenken. Oft aber entfernen sie sich von ihrer Urquelle, verändern ihre Natur, verunreinigen sich mit allerlei Fehlern, sind dann allen menschlichen Leidenschaften, Schwachheiten, ja selbst Lastern, und sogar dem Tode, doch erst nach einer ungeheuern Anzahl von Jahren, unterworfen. — Daher erzählt die hinduische Mythologie auch die albernsten, lächerlichsten, elendesten Mährchen von denselben, die wir hier nicht nacherzählen können.

Die Geschichte der Entstehung, der Fortpflanzung und der Thaten dieser Gottheiten übertrifft an Tollheit Alles, was die Mythologie der Aegypter, der Griechen und anderer alten Völker je hat Abentheuerliches zur Welt gebären können; auch findet sich manche Aehnlichkeit zwischen der Götterlehre der Hinduer und derjenigen anderer Völker der grauen Vorzeit. —

Brama, Wischnu und Schiwen, die drei Obergötter, welche die vermeinte Dreieinigkeit der Hinduer (Trimurti) bilden, sind von dem vorgenannten allerhöchsten Wesen, das in dieser Hinsicht auch Parabrama genannt wird, erschaffen worden. Ihre Mutter und zugleich ihre Gattin unter drei verschiedenen Gestalten ist die Göttin Paraschakti, deren Geschichte sehr scandalös ist.

„ihrer Gottheiten gerade so und nicht anders, als die Ka„tholiken die der heil. Jungfrau, Engel und Heiligen.“ — Daß dieser Satz nicht ganz richtig ist, und daß die Hinduer, ob sie gleich einen schwachen Begriff von einem höchsten Wesen haben, doch wirkliche Götzendiener sind, werden wir noch in der Folge sehen.

Das allerhöchste Wesen verlieh dem Brama die Macht, Alles zu erschaffen; dem Wischnu die, das Erschaffene zu erhalten, und dem Schiwen die, dasselbe zu zerstören, oder vielmehr dessen Formen zu verändern.

Außer diesen drei Obergöttern haben die Hinduer noch eine große Menge Untergötter und Untergöttinnen, so wie Halbgötter und Halbgöttinnen, deren Geschichte mitunter sehr ärgerliche Scenen darstellt. — Sie sind von verschiedenem Range und von verschiedenem Wirkungsvermögen, und vertreten bei anderen höheren Gottheiten die Stellen der Gesellschafter, Räthe, Beamten und Diener. Es giebt auch bei den Hinduern Genien oder Geister, die sich in den Gestirnen, in der Luft, im Wasser, in den Wäldern u. s. w. aufhalten. Eben so wenig fehlt es der Braminischen Götterlehre an Nymphen, Furien, Dämonen und anderen Geistern und dergleichen.

Diese überirdischen Wesen werden alle unter den Benennungen der Dewa oder Deuta (Dejota) und der Deitti begriffen, und bestehen aus mehreren Haupt- und Unterabtheilungen. Die Deuta sind beinahe immer im Kriege mit den Deitti begriffen. Jene sind gute, diese größten Theils bösartige Geister, die jedoch sterblich sind, von ihren Aerzten aber wieder lebendig gemacht werden können. Die Anzahl aller dieser Geister soll sich zusammen auf 118 Krore's (1,180,000 000) belaufen. — Die Rakschasa und Danawa sind zwei bösartige Abtheilungen von Deitti, Riesen und Dämonen, welche Menschen und Thiere fressen.

Alle diese Geister können, so oft es ihnen beliebt, allerlei Gestalten von Menschen, Riesen, Zwergen, Thieren u. s. w. annehmen.

Von den Untergöttern sind hauptsächlich folgende zu bemerken:

Baruna, Gott des Meeres.

Tschandra, Gott des Mondes.

Pavana oder Baju, Windgott.

Agni oder Pavaka, Gott des Feuers.

Suaha oder Suchi, Gemalin des Vorigen.

Prithivi, Göttin der Erde.

Schamkartika oder Karticheja, Kriegsgott, Sohn des Schiwen.

Kubera, Gott des Reichthums.

Nalakubara, Sohn des Vorigen; Gott des Luxus.

Kama, Gott der Liebe.

Apsara, himmlisch schöne Mädchen.

Gandharva, engelschöne Knaben.

Chinnara, Sänger.

Chemzuscha, Pagen der Obergötter.

Sarassuti, Göttin der Beredsamkeit.

Raga, Genien der Musik.

Raghai, Nymphen der Harmonie.

U. s. w. u. s. w.

Nun noch Etwas von den drei oberen Gottheiten.

Brama oder Bruma, der erste der Obergötter, als Schöpfer der Welt, deren Erschaffung von den hinduischen heiligen Büchern sehr seltsam erzählt wird. Dieser Brama wird mit vier Köpfen und vier Händen abgebildet. Vor Zeiten hatte er, wie es heißt, fünf Köpfe, aber Schiwen hieb ihm einen davon ab, weil er ihn betrogen hatte. Aus seinen vier Mäulern sollen die heiligen Bücher Webas herausgegangen seyn. — Er wird jetzt nur noch von seinen sogenannten Nachfolgern, den Braminen, verehrt, hat aber weder Tempel noch Altäre.

Wischnu, der Gott Erhalter, hat die meisten Verehrer. Die Geschichte seiner zehn Verwandlungen oder Ver-

körperungen würden der tollsten Phantasie Ehre machen; und dennoch glauben die gemeinen Hinduer daran.

Schiwen oder Rutre, der dritte Obergott, Gott der Zerstörung, wird abgebildet: reitend auf einem Ochsen, mit drei Augen, mit einem Dreizack in der Hand, der mit Schlangen umwunden ist; von seinem Diademe, so wie von seinem Halsbande hängen Schnüre mit Todtenköpfen herab. Er führt ein Schwerdt, eine Keule und eine Streitaxt bei sich. Zuweilen findet man nichts bei ihm als den Lingam (Priapus), das Sinnbild der menschlichen Fortpflanzung.

Schiwen's Gemahlin, Parwadi oder Bhawani, wird ebenfalls sehr verehrt. Diese Göttin wird abgebildet mit großen fürchterlichen Augen, langen hervorragenden Hauzähnen, und struppigem, mit Schlangen durchflochtenem Hauptbaare. Sie hat bald acht, bald sechszehn Arme, und führt ein Schwerdt, einen Dreizack, eine Schleuder, ein sehr scharfes eisernes Rad, ein großes Messer, eine Keule, und außer diesen noch allerlei andere Waffen. Unter ihren Füßen zertritt sie die Schlange Scianca.

Vor Zeiten wurden dieser blutdürstigen Göttin Menschen, jetzt Büffel geopfert.

Noch giebt es mehrere Untergötter oder Deiotas, wie z. B.:

Darmadeve, der Gott der Tugend.

Manar-Suami, ein Gott der Schutter.

Ganesa, Gott der Weisheit.

Indra, Gott der Wolken, des Regens und der Blitze.

Jama, der Richter der Unterwelt.

Suria, der Gott der Sonne.

Pullear, von welchem weiter unten.

Die Halbgötter (Dewerkels), deren Oberhaupt oder König Dewendren heißt, bewohnen das Paradies

Sorgor und sind ungemein zahlreich; es sind ihnen auch mancherlei Geschäfte angewiesen.

Die Riesen oder bösen Geister sind in fünf Classen abgetheilt. —

Doch wir müssen uns hier mit dieser kurzen Skizze begnügen; denn eine vollständigere Aufzeichnung der hinduischen Gottheiten würde zu vielen Raum wegnehmen und dennoch zu wenigem nützen.

Die Religionslehren der Hinduer stimmen zum Theile mit den Grundsätzen der christlichen Religion überein, und beruhen auf der Erkenntniß eines allerhöchsten Wesens, auf dem Glauben an Unsterblichkeit und einer jenseitigen Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen, wozu aber auch der Glaube an die Seelenwanderung gehört. Die Ideen, welche sich die Hinduer von einem Leben nach dem Tode machen, sind höchst sonderbar.

Sie kennen alle Pflichten des gesellschaftlichen Lebens, und die Ausübung dieser sowohl, als die Beobachtung der Religionsvorschriften in Rücksicht der Gebete, der Fasten, des Badens, der Wohlthätigkeit u. s. w. sind bei den Hinduern die Mittel, sich auch jenseits glücklich zu machen. Der Fanatism setzte noch Abgeschiedenheit von der Welt und Kasteiungen der Buße hinzu.

Sie haben mancherlei Mittel, die sie in ihrer frommen Leichtgläubigkeit anwenden, um ihre Sünden abzuwaschen, wohin denn vorzüglich Almosen, Fasten, Gebete, Verrichtung verdienstlicher Werke, Bußen und dergleichen gehören, die ihnen oft von den Braminen aufgelegt werden.

Die Braminen theilen die Sünden in sieben verschiedene Grade oder Classen, nämlich:

Erster Grad: Ermordung eines Braminen. — Das Trinken starker Getränke und der Genuß des Kuhfleisches von Seiten eines Braminen. — Blutschande mit der eigenen Mutter.

2ter Grad: Das Vorgeben, zu einer höheren Kaste zu gehören, als wirklich der Fall ist. — Das Schlagen seines Lehrmeisters. — Blutschande mit der eigenen Schwester. — Nothzucht. — Vorsetzlicher Mord. — Falscher Eid zum Nachtheile eines Andern. — Verkauf einer Person aus seiner eigenen Familie in die Sklaverei. — Menschendiebstahl. Unerlaubte Anmaßung eines fremden Guts u. s. w. —

Dieses Pröbchen mag hier hinreichen.

Zu den moralischen Pflichten, welche die Religion den Hinduern vorschreibt, gehören ferner auch Menschenliebe, Wohlthätigkeit, Geduld im Leiden, Abscheu vor Lügen, Keuschheit, Verschwiegenheit und Redlichkeit.

Die Hinduer werden in ihrer Jugend zur Religion eingeweiht. Ohne diese Einweihung haben sie keine religiösen Pflichten zu erfüllen, und thun sie es dennoch, so ist es nicht verdienstlich für sie. Diese Einweihung besteht darin, daß den Einzuweihenden, nach vorhergegangenen Fasten und Almosenspenden, ein Paar Sylben herzusagen gelehrt wird, die ihm der Priester ins Ohr flüstert, damit es Niemand hört; diese Sylben, die zugleich sein Gebet sind, muß der Eingeweihte des Tages so oft leise hersagen, als er kann, darf sie aber Niemanden mittheilen. —

Die Braminische Religion hat zwei Hauptsecten, nämlich die der Anhänger des Wischnu und die der Anhänger des Schiwen. Außer diesen giebt es unter den Hinduern noch mehrere andere Secten, von welchen hier nicht weiter gesprochen werden kann. —

Das ganze Religionssystem ist in ihren uralten heiligen Büchern enthalten, die in der heiligen Sprache geschrieben sind. Die ältesten und heiligsten derselben, die von den Hinduern beinahe göttlich verehrt werden, sind die Wedams, in vier Bücher vertheilt, welche sind: 1) Iruku oder Rukuwedam, 2) Isru oder Esur-

webam, 3) Saman oder Schamawedam, und 4) Adrenam oder Andernawedam.

Diese heiligen Bücher, von welchen man jetzt auch in Europa Abschriften hat, sind so unverständlich erhaben und dunkel, daß schon in den frühesten Zeiten (vor etwa 4800 Jahren) die Braminen sich genöthigt sahen, zur Erläuterung derselben Commentare zu schreiben, von welchen die Schasta's oder Schaster's die ältestem sind, die nun auch zu den heiligen Büchern gehören. Sie machen sechs Bücher aus, welche handeln: von der Astronomie, von der Astrologie, von den Prognostiken, von der Sittenlehre, von den Religionsgebräuchen, von der Arzneikunst und von der Jurisprudenz.

Nach diesen Schaster's machen die Braminen, die sich mit der Sternkunde abgeben, ihre astronomischen Berechnungen und die Kalender, Pandschanga's genannt. Auch die Astrologen erholen sich darin Raths.

Ferner gehören zu den Commentaren der Wedams, und werden ebenfalls als heilige Bücher angesehen:

Die Jagamons, acht und zwanzig an der Zahl: sie enthalten Abhandlungen über die verschiedenen Arten von Opfern, über die Umstände, unter welchen sie dargebracht werden müssen, von den Gebeten, welche an die verschiedenen Gottheiten zu richten sind, und den Geschenken, die auf die Altäre gelegt werden müssen. —

Die Puranom's (Gedichte), welche in 18 Büchern und 300,000 Strophen die ganze Geschichte der Götter dieses Landes in Versen enthalten, nebst Lobgedichten auf Schiwen, Wischnu, Brama und einige Untergötter.

Sprüche oder Verse aus diesen Büchern citirt, die alle in der heiligen Samskritsprache oder Grandon geschrieben sind, entscheiden gleich Orakelsprüchen. —

Nur vier Bücher der Puranom's sind in die Tamulische Sprache übersetzt, und dadurch auch den Europäern bekannt geworden.

Die Wedams sind bloß in den Händen der Braminen und ausschließlich auch nur diesen zu lesen erlaubt.

Viele glauben, diese uralten heiligen Bücher, nämlich die Wedam's, seyen gar nicht mehr ächt vorhanden.

Nähere Nachrichten von diesen heiligen Büchern, so wie den übrigen halbheiligen, alten und neuen Schriften der Hinduer, können hier keinen Raum finden.

16.

Tempel, Gottes- oder Götzendienst. — Priester und Mönche. — Religiöse Ceremonien. — Feste. — Büßer und Einsiedler.

Die Hinduer verehren ihre Götter, wie gedacht, den Brama ausgenommen, in größeren oder kleineren Tempeln, Pagoden genannt, so wie auch in Capellen und Capellchen.

Jede Pagode ist einer anderen oder mehreren Gottheiten zugleich geweiht, und ihr Bau und ihre Größe richtet sich gewöhnlich nach dem Range der Gottheit, welcher sie geweiht ist. Man findet unter denselben ungemein große, zum Theil sehr stattliche Gebäude.

Die schönsten und größten Pagoden findet man auf der Küste Koromandel, wo sich besonders die von Tirunawali, Schalambron und Tirwalur, die alle dem Schiwen geweiht sind, auszeichnen. Die vornehmsten

Tempel des Wischnu sind die von Tirupadi, Schirangam und Kangiwaron.

Die Pagoden auf der Küste Malabar sind von sehr verschiedener Bauart; einige darunter tragen das unverkennbare Gepräge des höchsten Alterthums an sich. — In Bengalen findet man wenig oder beinahe keine ansehnlichen Pagoden. —

Die Pagode von Jagrenat ist sehr ansehnlich, und soll nach der Aussage der Braminen schon über 4900 Jahre alt seyn.

Die Pagoden von Salsette und Illura, die sehr künstlich in den Felsen gegraben, mit Bildhauerarbeit verziert, und allem Anscheine zu Folge schon über 3000 Jahre alt sind, übertreffen, als architektonische Denkmäler der frühesten Vorzeit, bei weitem die so berühmten ägyptischen Pyramiden.

Die größeren und besuchteren Pagoden sind gewöhnlich mit sehr hohen und dicken Mauern umgeben, so daß die Europäer dadurch verleitet worden sind, durch Beifügung von Basteien kleine Festungen daraus zu machen, die im Stande sind, lange Belagerungen auszuhalten. — Auf jeder Seite der Mauer ist ein großes Thor, über welchem sich ein pyramidenförmiger Thurm erhebt, dessen Spitze mit einem ungeheuern großen runden Knopfe bedeckt ist. Diese Thürme sind von verschiedener Höhe, alle aber mit Figuren bedeckt, die zum Theil garstige Scenen aus der Lebensgeschichte der hinduischen Götter darstellen. In jedem Stockwerke und auf jeder der vier Seiten des Thurms ist ein Fenster angebracht. Jeden Abend wird eine brennende Lampe in das oberste Fenster gestellt. An festlichen Tagen werden alle Fenster erleuchtet.

In der Mitte des innersten Umfangs des Tempels befindet sich das Allerheiligste oder die Kapelle des Gottes, dem

die Pagode geweiht ist. — Ist sie es dem Schiwen, so darf der Lingam (der Gott der Menschenerzeugung) nicht dabei fehlen. Rings umher sind die Capellen der Söhne des Schiwen und anderer Untergötter, besonders des Darmadewe oder Gottes der Tugend, der — sehr fein! – unter der Gestalt eines Ochsen dargestellt ist. Wischnu hat als Hüter des Tempels eine Capelle an dem Eingangsthore.

In den Tempeln des Wischnu umfaßt das Innerste des Umfangs bloß die Capelle dieses Gottes, der sie mit seiner Gemahlin Latschemi bewohnt: längs der Mauer hin haben einige Untergötter ihre Capellen, die aber beinahe ganz finster sind, da sie nur durch die niedrige Thüre Licht empfangen, und daher bei Feierlichkeiten durch Lämpchen erleuchtet werden müssen.

In dem Umfange der Mauern einer großen Pagode findet man Schultri's (Herbergen für Fremde) oder statt derselben bloße Säulengänge, oft von ungemeiner Größe, auch kleine Gemächer, worin die Bilder von Heiligen oder heilig gepriesenen Monarchen, und dann die Wohnungen der Braminen, welche Priester des Tempels sind, so wie der Devedaschis oder der zu dem Tempeldienste gehörigen Tänzerinnen.

Bei jedem großen Tempel, oder auch innerhalb der Mauern desselben, befindet sich gewöhnlich ein Badeteich, dessen Wasser die Braminen geweiht haben, und das daher die Kraft haben soll, von Sünden zu reinigen und vor der Seelenwanderung zu bewahren, weswegen dann auch die Andächtigen sich darin baden, ehe sie in die Pagode treten, und viele Fremde dahin kommen, welche Opfer darbringen.

Der Ruhm eines Tempels zieht oft reiche, vornehme, große Herren zu demselben hin, welche ansehnliche Geschenke zum Opfer mitbringen.

Die berühmtesten Tempel sind die des Schiwen, des Wischnu und des Supramanier, Sohns des Schiwen. — Die Pagoden der übrigen Götter sind alle kleiner.

Der Gott Pullear, Gott der Ehe und Geburten, hat, so sehr er auch allgemein verehrt wird, keine eigenen Tempel, sondern bloß eine Kapelle in jeder Pagode des Schiwen. *) Seine Bildsäule steht theils unbedeckt in freier Luft beinahe an allen Straßen, theils in kleinen einzeln stehenden Capellchen in den Straßen der Ortschaften und auf dem freien Felde.

Die Bilder der Götter müssen immer von Stein, Kupfer oder Gold, von keinem anderen Metalle oder Stoffe seyn. Die Bilder des Pullear dürfen bloß aus Stein gehauen seyn.

Jede Pagode hat zwei Bildsäulen von derselben Gottheit, deren eine außerhalb steht, und welcher das Volk selbst seine Opfer darbringt; der anderen im Innern dürfen sich nur die Braminen nähern, und durch diese müssen ihr die Opfer der Andächtigen dargelegt werden.

Die Braminen und die Devedaschi's sind es, welche die Götzenbilder mit Milch und feinem Oele waschen, salben und mit Blumen schmücken. Dann werden unter den alltäglichen Feierlichkeiten die Opfer dargebracht. Die Devedaschi's tanzen um den Götzen her und singen Lieder zu seinem Lobe. Wenn diese Ceremonien geendigt sind, so theilen die Braminen Blumen, die vorher den Götzen geschmückt hatten, unter das Volk aus, das inzwischen in

*) Nach *Sonnerat*, T. I. p. 368. — *Perrin* hingegen sagt, T. II. p. 61, Pullear habe mehr Tempel, als alle andere Götter der Hinduer zusammengenommen. Vielleicht sind auch seine einzelnen Statuen und Capellchen an den Straßen mitgezählt? —

der Vorhalle mit gefalteten Händen und sehr andächtig der Ceremonie beigewohnt hatte.

Die Einweihung eines Tempels ist großen Kosten unterworfen. Man wartet oft mehrere Jahre, ehe man einen dazu schicklichen Tag findet. Das Fest dauert vierzehn Tage lang, während welcher man so viele Braminen ernähren muß, als man zusammenbringen kann.

Nach der feierlichen Einweihung des Tempels wird ein Fest zu Ehren des Gottes gehalten, welchem derselbe geweiht ist: dieses Fest, Tirunal genannt, wird alle Jahre an demselben Tage wieder gefeiert.

Die Priester und Geistlichen der Hinduer, die zugleich ihre Gelehrten vorstellen (eine geringere Classe derselben wird Pundit's genannt), sind die Braminen, die, wie wir schon gesehen haben, zu der ersten und edelsten Kaste der Hinduer gehören. Doch sind nicht alle Braminen Geistliche, sondern ein Theil derselben weiht sich auch weltlichen Aemtern.

Die Geistlichen unter den Braminen sind entweder als Priester bei den Pagoden angestellt, oder leben in Klöstern, auch außerhalb derselben, als Einsiedler u. s. w.

An jeder großen Pagode steht ein Hoher-Priester, der bei der Erbauung derselben zu dieser Stelle erwählt wird, die auf seine Familie forterbt, ob er gleich selbst für sich nicht heirathen darf; auch ist es ihm nicht erlaubt, die Pagode jemals wieder zu verlassen. Er zeigt sich nur ein Mal des Jahres öffentlich, sitzend in der Mitte des Allerheiligsten und auf Polster gestützt. Das Volk bleibt niedergeworfen auf der Erde vor ihm liegen, bis er sich wieder unbemerkt entfernt hat.

Dieser Hohepriester nimmt so viele Braminen zu seinen Gehülfen, als er ernähren kann. Um dieses zu können, wird ihm der Genuß von Gütern eingeräumt, die von allen Abgaben frei sind, und überdieß gehört ihm die Zollabgabe Magame.

Er ist dabei aber auch verantwortlich für die öffentlichen Trübsale, welche das Land treffen; denn wenn Gebete, Opfer, Fasten und Leibeskasteiungen dem Unglücke nicht abhelfen oder ein Ende machen wollen, so ist er gezwungen, sich selbst, zum Opfer für die erzürnten Götter, von der Spitze der Pagode herabzustürzen.

Die Braminen sind größten Theils heuchlerische Betrüger, die das Volk zum Narren haben, ihm die albernsten Mährchen und krassesten Lügen aufheften, und durch ihre Schlauheit sich bei dem Volke in beständigem Ansehen erhalten, und von demselben auch sehr hoch verehrt werden.

Daß diese Braminen Sterndeuter und Wahrsager sind, die mit ihren Gaukeleien viel Geld verdienen, ist bereits erwähnt worden.

Von ihren Betrügereien wird folgendes auffallende Beispiel erzählt. *)

„Zu Palani, ungefähr zwei Tagereisen von Palacacceri, steht auf einem hohen Berge eine, dem Gotte Supramanier geweihte Pagode mit einem sehr zahlreich besetzten Braminenkloster. Dahin bringen die Bewohner der umliegenden Gegend eine Menge Geschenke zum Opfer, Jeder nach seinem Vermögen. Von den Gliedern der oberen Kasten empfängt, so sagt man, der sehr sich herablassende Gott sie eigenhändig. Die geringern Kasten, die sich der Gottheit nicht nähern dürfen, legen ihre Geschenke in einiger Entfernung von der Pagode ab, wo sie der Gott, der

*) Von Papi, Briefe über Ostindien, S. 317.

ohne Zweifel sehr lange Arme hat, ebenfalls erreicht und in Empfang nimmt."

„Der Gott Supramanier ist ein großer Wunderthäter: tausend Mährchen werden von ihm erzählt. Deswegen wird er auch so sehr verehrt. Ueberdies ist derselbe ein großer Liebhaber von Frauenzimmern. Alle Jahr wird ihm eine gewisse Anzahl von auserlesenen Jungfrauen geliefert, die er so lange als Beischläferinnen bei sich behält, als es ihm gefällt, meistens jedoch nur bis in ihr 25stes Lebensjahr. — Da dieser Gott zum Militärstande gehört, so nimmt er es mit der Auswahl dieser Mädchen nicht so genau, und begnügt sich auch mit hübschen Dirnen von den geringeren Kasten."

Unser Berichtgeber sah einst eine solche Gottesbeischläferin aus dem gedachten Kloster hervorkommen, — der verliebte Gott schickte sie wahrscheinlich zurück, weil sie ihm schon zu alt war — welche prächtig gekleidet war. Sie hatte mehrere Bediente bei sich, die in den Ortschaften, durch welche der Weg sie führte, überall umhergiengen und die Geschenke in Empfang nahmen, welche die Einwohner der Frau ihres Gottes, wie sie sie nannten, darbrachten. Sie war eine ungemein schöne Person, deren ganzes Wesen außerordentlich viele Anmuth aussprach. In den Händen trug sie einen kleinen Spieß mit dem Bildnisse des Gottes, ihres Gemahls, und noch einige andere Sinnbilder. Sie wurde von den andächtigen Hinduern mit vielen Complimenten empfangen und mit Ehrenbezeugungen überhäuft.

Dies ist aber nicht die einzige Betrügerei, welche sich die Braminen zu Schulden kommen lassen. Wenn sie etwas Besseres oder Kostbareres verlangen, als gewöhnlich zum Opfer gebracht wird, so beschwatzen sie die Leichtgläubigen, ihr Gott sey lüstern darnach. — Auf diese Weise wissen sie sich auch berauschende Getränke zu verschaffen, die sie dann in Geheim selbst trinken. — Sie wissen das Volk noch

auf viele andere Arten zu belügen und zu betrügen, durch Wahrsagereien, durch Erdichtung der albernsten Mährchen, durch Vorspiegelungen von dem Zorne der Götter, die man versöhnen müsse, und dergleichen. Selbst Leute, von welchen man solches nicht glauben sollte, lassen sich auf die kindischste Weise von den Braminen bethören, unter welchen es jedoch auch rechtschaffene, wahrhaft fromme und gelehrte Männer giebt, welche alle die Achtung verdienen, die ihrem Stande erwiesen wird.

Zu den Betrügereien der Braminen gehört auch die noch lebende und sich fortpflanzende Gottheit zu Punah im Mahrattenlande, die als ein Ausfluß der höchsten Gottheit von den Braminen und dem Volke verehrt wird. *)

Wir haben nun auch noch von den Hinduischen Mönchen, Büßern und Einsiedlern zu sprechen, deren Anzahl ungemein groß ist; denn die Hinduer sind so arge Frömmler, als es wohl wenige auf der Welt giebt, wenigstens keine ärgern. Daher die zahllose Menge von Bettelmönchen und Büßern, die, ihren Mitbürgern zur Last, durch das ganze Land bettelnd umherziehen, und von Einsiedlern, die ebenfalls von Almosen leben. —

Den ersten Rang unter den Bettelmönchen, die von den Hinduern sehr in Ehren gehalten werden, nehmen die

Saniassi's ein, die entweder Braminen oder Schutter's sind, sich gänzlich der Gottheit weihen, das Ge-

*) Nähere Nachricht hierüber findet man in einem Berichte von Capt. Moore, im VII B. der Asiat. Researches, teutsch im 2ten Bde. der neuesten Beiträge zur Kunde von Indien, S. 358. folg.

lübde der Armuth, Keuschheit und Nüchternheit ablegen, nichts besitzen, an nichts gebunden sind, beinahe ganz nackt, bloß mit einem Stück blauer Leinwand, das ihren Rücken bedeckt, bekleidet, mit geschornem Kopfe gehen, bloß von Almosen leben, und nur so viele Speisen genießen, als zur Fristung ihres Lebens nöthig ist. Leute aus allen Kasten, nur keine Paria's, können in diesen Orden aufgenommen werden; auch hat jede Secte ihre eigenen Saniassi's. Sie leben wie die alten Brachmanen und befolgen dieselbe Lehre.

Die Pandaron's werden nicht minder hochgeachtet. Sie gehören zur Secte des Schiwen, beschmieren sich das ganze Gesicht, Brust und Arme mit Asche von Kuhmist, laufen in den Straßen umher, bitten um Almosen und singen Loblieder auf Schiwen. Sie tragen dabei ein Päckchen Pfauenfedern in der Hand und haben den Lingam (wovon noch in der Folge) am Halse hängen. Sie tragen auch mehrere Hals- und Armbänder von einer Gattung Körner. Der Pandaron, welcher sich nicht in gelbe Leinwand kleidet, heirathet und lebt in seiner Familie. — Derjenige, welcher das Gelübde der Keuschheit abgelegt hat, wird Tabaschi genannt. — Der Pandaron unterscheidet sich vom Saniassi besonders dadurch, daß er gewöhnlich in Gesellschaft lebt, entweder mit seiner Familie oder mit anderen Pandaron's. Er bezeugt denjenigen, welche ihm Almosen reichen, seine Dankbarkeit dadurch, daß er ihnen dagegen Sandelholz- und Kuhmistasche giebt, die er von heiligen Orten herbeigebracht zu haben versichert.

Die Kareh-Pandaron haben das Gelübde gethan, nichts zu sprechen, sind also stumme Bettler.

Die Paeni-Kaori sind eine Art Pandaron's, welche die Opfer der frommen Hinduer in den Tempel des Supramanier zu Paeni bringen.

Die Kaschi-Kauris oder Kaschi-Joghi's sind auch eine Art von Pandaron's, welche in Gesellschaften von zehn bis zwanzig Mann und darüber nach Kaschi, d. h Benares, wallfahrten, um daselbst heiliges Wasser aus dem Ganges zu holen, und in großen thönernen Töpfen, deren einer 20 bis 25 Nösel hält, nach Hause zu bringen, weswegen sie oft Wege von mehreren hundert Stunden machen. Die Töpfe, worin sie das Wasser fortschleppen, sind zu mehrerer Sicherheit mit Stricken umwickelt, und der Hals ist mit Kalk und Thon zugestopft, worauf das Siegel des Oberpriesters zu Kaschi gedruckt ist, der noch überdieß jedem dieser Pilger eine schriftliche Bescheinigung mitgiebt, daß das Wasser in seinen Töpfen ächtes Gangeswasser, an der gehörigen Stelle und mit den gewöhnlichen Ceremonien geschöpft worden sey. — Mehrere solcher Mönche treiben einen Handel mit diesem Wasser, welchem große Kräfte zugeschrieben werden, und verkaufen es an reiche Leute, die es ehrfurchtsvoll aufbewahren Man gießt Etwas davon den Todtkranken und Sterbenden in den Mund und auf den Kopf. Zuweilen wird es bei großen Gastmälern in kleinen Schälchen den Gästen herumgeboten.

Die meisten Pilger schenken jedoch dieses mit so vieler Mühe herbeigeholte Wasser an den einen oder andern berühmten Tempel des Schiwen. — Jeder trägt zwei solcher Töpfe, an einem über die Achsel gelegten Bambusrohre, und zwar an jedem Ende einen, mit Stricken angebunden.

Sobald ein Trupp solcher Kaschi-Kauri's in einer Schultri oder Herberge ankömmt, machen ihnen alle anwesenden Hinduer Platz, damit diese Leute ihre gehörige Bequemlichkeit und hinreichenden Raum für ihre Töpfe haben. Dies geschieht nicht nur aus Ehrfurcht für das heilige Wasser, sondern aus Höflichkeit und Mitleiden gegen die armen Mönche, die einen so weiten Weg so schwer beladen zurücklegen. — Dieses heilige Wasser wird bis nach Ra-

messurin am Kap Komorin gebracht, wo ein berühmter Tempel des Schiwen ist, in welchem ein sehr geschätzter Lingam (sehr auffallendes Symbol der Mannheit) verehrt wird, über welchen man das heilige Gangeswasser, um es noch heiliger zu machen, hinunterlaufen läßt, und es dann unter die Glaubigen vertheilt.

Es giebt in Indien mehrere Mönche von der Secte des Wischnu, wie z. B. die Tadine, die Satadewen, die Waischenawin und andere mehr.

Der Tadin geht von Haus zu Haus, vor den Thüren tanzend, und singt dazu die Lobsprüche und die Verwandlungen des Wischnu. Seinen Gesang begleitet er mit dem Schalle einer Art von Trommel, und am Schlusse einer jeden Strophe schlägt er mit einem Stängelchen auf eine Kupferplatte, die einen sehr lauten Ton giebt. Um die Knöchel des Fußes trägt er noch überdies hohle kupferne Ringe, welche mit Kieselsteinen angefüllt sind, die ebenfalls ein Geklapper verursachen, das zur Begleitung seines Tanzes und Gesanges dient. — Diese Bettelmönche bedecken ihren Körper mit einem gelben Tuche, und den Kopf mit einer, einem Hütchen ähnlichen, Mütze. Ihr Oberhaupt, das über sie gesetzt ist, wenn sie irgendwo beisammen wohnen, unterscheidet sich bloß durch eine große rothe Mütze, deren Zipfel vorwärts gebogen, sich in einen Vogelkopf endigt.

Die Satadewen bilden eine eigene Kaste oder einen Stamm von Mönchen, in welchen kein anderer Hinduer aufgenommen werden kann. Diese Leute sind, vermöge ihres Stammes, geborene Mönche, die jedoch heirathen, wieder Mönche zeugen und in Familien beisammen leben. Sie verkaufen zwar Halsbänder von Blumen, die sie verfertigen; aber sie gehen dennoch auch betteln, indem sie, wie die Tadine, vor den Häusern singen, aber ihre Gesänge mit einer Art von Zither begleiten.

Die Waischenawin's bilden einen eigenen Stamm, so wie die Satadewen, und bloß dadurch unterscheiden sie sich von denselben, daß sie ein kleines kupfernes Gefäß auf dem Kopfe tragen, worein sie die empfangenen Almosen thun.

Die Putschari's sind dem Dienste des Manarsuami oder Darma-Radscha ergebene Mönche. Alle Hinduer, nur keine Paria's, können ohne Unterschied in diesen Orden treten. — Die Anhänger von Wischnu thun dieses jedoch nie, in Rücksicht des Manarsuami, weil dieser nur eine Verwandlung von Supramanier, Sohn des Schiwen, seyn soll. — Beide Arten von Putschari ziehen, zuweilen von ihren Weibern begleitet, in den Straßen umher, singen das Lob ihrer Götter, begleiten ihren Gesang mit Klappern oder Glöckchen, und weisen oft auch Gemälde vor, auf welchen die Thaten ihrer Götter abgebildet sind. Zuweilen sagen sie Sentenzen her oder erzählen Fabeln, um den Vorübergehenden Almosen abzulocken.

Die Putschari's der Mariatale, der Göttin der Pocken, die besonders dem verachteten Stamme der Paria's oder Pareier angehört, auch Bainier heißen, weil sie ihren Gesang mit einem Instrumente, Baini genannt, begleiten. Sie sind alle Pareier, und laufen nicht, wie die übrigen Bettelmönche, auf den Straßen umher, sondern bitten bloß in den Tempeln ihrer genannten Göttin um Almosen. —

Die Joghi's sind umherziehende Bettelmönche, die als bußfertige Sünder einen unerhörten Stoicismus affectiren und bei einer bis zum Ekel übertriebenen kynischen Schamlosigkeit tausend alberne Gaukelpossen treiben, um von den leichtgläubigen Seelen Almosen zu erhaschen. — Eine besondere Gattung dieser Bettelmönche führt den Namen Jopiteh-Joghi's (nachdenkende Fromme), wel-

che sich hauptsächlich den Meditationen überlassen, und z. B. die tausend Namen der Gottheit andächtig überdenken.

Die Schonie sind eine niedrige Art Bettelmönche aus den untersten Stämmen der Schutter's. Sie haben ein Oberhaupt und bestimmte Regeln, vermöge deren sie kein Almosen oder Geschenk fordern dürfen, sondern dasselbe durch irgend ein Kunststückchen oder eine Fertigkeit den Leuten ablocken müssen. *) Man findet daher unter diesen Bettelmönchen allerlei brodlose Künstler und Gaukler, z. B. Bauchredner; Bursche, die auf zwei Instrumenten zugleich spielen; Wichte, die eine halbe Stunde lang auf Einem Beine allein stehen bleiben können u. s. w. Meist schuftige Taugenichtse und faule Tagediebe.

Die Einsiedler sind unter den frömmelnden Hinduern auch nicht selten. Man nennt sie Bamprusch, d. h. gefesselter Leib. Kein Schutter kann Einsiedler werden, wohl aber ein Hinduer von den oberen Kasten, und ein solcher entschließt sich oft dazu, wenn er sehr alt oder Großvater ist, aus Frömmigkeit, um seine noch übrigen Lebenstage der Andacht zu weihen. Er übergiebt sodann sein Vermögen seinem ältesten Sohne und zieht sich von der Welt in einen Wald, in ein Gebirge, oder in eine andere einsame Gegend zurück, wo er sich eine Strohhütte erbaut, und ein elendes, hartes, rohes Leben führt, seinen Leib kasteiet, allen Vergnügungen dieser Welt entsagt, und seine ganze Zeit mit Andachtsübungen zubringt, wie dies Alles den Einsiedlern vorgeschrieben ist. Besitzt ein solcher Einsiedler nicht Vermögen genug, sich selbst die nöthigsten Bedürfnisse zu verschaffen, so muß er sich dieselben zusam-

*) Der Reisebeschreiber Haafner sah (Reise, I. 196) einen solchen Schonie, der auf zwei kleinen, anderthalb Spannen langen Pfeifchen, von welchen er die Mundstücke, von jedem eins, in ein Nasenloch steckte, ganz artig blies, und zwar auf jedem ein anderes Liedchen.

menbetteln. — Fühlt er sich seinem Ende nahe, so geht er entweder nach Osten oder nach Norden in Einer Strecke fort, ohne mehr als drei Mal innerhalb vier und zwanzig Stunden ausruhen zu dürfen, bis er endlich aus Mattigkeit niederfällt und seinen lebenssatten Geist aufgiebt. Ist er aber seines Erdenlebens so müde, daß er sich selbst den Tod zuzufügen entschlossen ist, so steht ihm, den heiligen Büchern zu Folge, die Wahl zwischen folgenden fünf Arten des Selbstmordes frei: Entweder sich auszuhungern, oder sich selbst im Kuhmiste lebendig zu verbrennen, oder sich in den höchsten nördlichen Gebirgen in den Schnee zu vergraben, oder sich in einem von den Mündungscanälen des Ganges von einem Krokodile verschlingen zu lassen, oder sich in diesem Flusse, bei dem Eintritte des Dschumna in denselben, zu ersäufen. —

Endlich ziehen auch sehr viele Büßer in Indien herum, die sich entweder selbst diese oder jene schwere Buße aufgelegt haben, um ihre Sünden zu tilgen, oder denen eine solche von einem Braminen aufgelegt ist. Diese Büßer kasteien ihren Leib auf mancherlei tolle Arten, unterwerfen sich den peinlichsten Martern und dem härtesten Zwange, und treiben öffentlich tausenderlei Gaukelpossen, nicht immer aus Fanatism, sondern oft auch, um Geld zu erbetteln.

Es ist weder möglich, noch nöthig, alle Tollheiten aufzuzählen, welche diese religiösen Schwärmer, besonders die Tabesi, die Vanaprasti und andere mehr, als Bußübungen treiben. Einige bringen ihre ganze Lebenszeit in einem eisernen Käfige zu. Andere beladen sich mit schweren Ketten, wieder Andere ballen die Fäuste zusammen, und machen sie nie wieder auf. Es giebt welche, die Jahre lang in einerlei Stellung bleiben, bis sie ganz steif werden, und Andere machen noch tollere Streiche, wie z. B. Einer den Weg von Benares nach Dschagan-

natha mit seinem Körper maß, indem er sich der Länge nach auf die Erde warf, dann wieder aufstand, um sich abermals hinzuwerfen, womit er fortfuhr, bis er sein Ziel erreicht hatte. Andere tragen, um ihre ausdauernde Geduld zu beweisen, glühende Kohlpfannen auf der Hand, und wieder Andere lassen sich mit einem eisernen Haken, der in ihren Rücken gesteckt ist, an einem zu diesem Ende aufgerichteten Wippgalgen, in Gegenwart einer Menge von Zuschauern, auf- und abziehen. *) — Daß die Andächtigen solche fanatische Narren mit Geschenken und Almosen überhäufen, ist bei ihrer bekannten übertriebenen Frömmelei leicht zu denken.

Daß dabei aber auch sehr viele Betrügerei vorgeht, ist nicht schwer zu vermuthen.

Ein zuverlässiger Berichtgeber, der franz. Missionar Perrin, erzählt als Augenzeuge Folgendes: **)

„Zur Zeit, als Herr de la Bourdonnaye Militärbefehlshaber zu Pondicheri war, kam ein hinduischer Büßer in diese Stadt, der im Lande auf Almosen herumzog, in ein Palankin eingeschlossen, und von mehreren seiner Anhänger getragen. Diese hatten mit ihren feierlichen Aussagen, ihr Herr und Meister bediene sich weder der Luft, noch des Lichts, und habe seit langen Zeiten keine Nahrung zu sich genommen, die Leichtgläubigen übertölpelt und zu reichen Beisteuern bewogen."

„Der Herr de la Bourdonnaye, der nicht so leichtglaubig war, ließ die sichersten Maaßregeln treffen, um den groben Betrug zu entdecken. Er ließ die Trage, in welche der vermeinte Heilige eingeschlossen war, von seinen Grenadieren Tag und Nacht bewachen, mit dem Befehle,

*) M. s. die hierher gehörige Kupfertafel 4.

**) Voyage dans l' Indostan. T. II. p. 47.

keinen Menschen sich derselben nähern zu lassen. — Das war ein Donnerschlag für den Heuchler! — Er hielt es aus, so lange er es nur vermochte; aber am Ende überwältigte ihn der Hunger. Er öffnete ein kleines Thürchen, dessen Schlüssel er bei sich führte, und bat flehentlichst um Essen. Er erhielt welches; aber nachher wurde ihm sowohl, als seinem betrügerischen Gefolge, eine tüchtige Tracht Schläge zugemessen. Das ganze Gesindel wurde hierauf mit Schimpf und Schande zur Stadt hinausgejagt, mit beigefügtem Bedeuten, sich bei Todesstrafe nicht mehr in diesem Gebiete sehen zu lassen!" — *)

Das war recht!

Von den besonderen religiösen Ceremonien und Meinungen haben wir noch Folgendes anzumerken. —

Der Putsche begreift die Ceremonien, die zu dem täglichen Götzendienste erforderlich sind. Nämlich das Götzenbild wird in Wasser und Milch gebadet, mit Butter und wohlriechenden Oelen gesalbet, und dann mit kostbaren Kleidern und mit Edelsteinen bedeckt, die man jeden Tag, so wie die übrigen Zierrathen, wechselt, wenn die Pagode reich genug ist. — Man brennt Lampen vor demselben, bewirft es mit Blumen, und während dieser Ceremonie tanzen die Devedaschi's um dasselbe her und singen Loblieder dem Gotte unter dem Schalle der Musik. Inzwischen wehret ihm ein Theil der Braminen die Fliegen mit einem Fliegenwedel ab, und die übrigen legen ihm die Opfer vor, welche die andächtigen Hinduer nie darzubringen vergessen, und

*) Daß auch Protestanten auf ähnliche Weise Teufel aus katholischen Besessenen austreiben können, davon sind Beispiele genug vorhanden. Eines der neueren ist wohl das, welches der berühmte Hofrath Schlosser gab, als er noch Oberamtmann in Emmendingen war.

die meist in Butter, Reis, Obst, Blumen und Kampher bestehen. Wer nichts dergleichen bei sich hat, dem verkaufen die Braminen Blumen, deren sie immer einen Vorrath haben, für baares Geld, um sie dann dem Götzen im Namen seiner Anbeter zu opfern.

Solche Putsche's werden auch, besonders zu gewissen Zeiten, in den Privathäusern der Hinduer von den Braminen verrichtet, wobei zugleich geopfert wird.

Das Dewarabane oder Feueropfer ist ebenfalls eine tägliche gottesdienstliche Ceremonie, eigentlich ein Theil des Putsche. Sie besteht darin, daß, während die Tänzerinnen lobsingend um das Götzenbild herumtanzen, und ein Bramine, mit einer Schelle klingelnd, eine kupferne Lampe um dasselbe herumträgt, die in Andacht versunkenen Hinduer ihre flehenden Wünsche an den Gott richten; worauf sodann der Bramin die Blumenkränze, mit welchen das Götzenbild geschmückt war, zerreißt und die Blumen den Anwesenden austheilt, die nun dafür ihre Opfergaben darreichen.

Der Abischegam ist die Ceremonie, vermittelst deren man Milch über den Lingam *) hinabgießt, welche Milch sodann für heilig gehalten, sorgfältig aufbewahrt und in wenig Tropfen Seerbinden eingeflößt wird.

Der Sandiwaneh ist täglicher religiöser Gebrauch, der nur von den Braminen, zu Ehren aller Götter vollbracht wird; und zwar Morgens besonders für Brama, indem sie des Morgens an den nächsten Teich gehen, und mit hohler Hand oder auch in Schälchen Wasser schöpfen, das sie in mancherlei Richtungen, vorwärts und rückwärts über die Achseln, und seitwärts in die Luft spritzen, wobei sie

*) Das Symbol der Menschenerzeugung; das männliche Glied, (das bei den alten Aegyptern und Griechen unter den Namen Phallus und Priapus verehrt wurde) in Vereinigung mit dem weiblichen.

Brama loben und preisen, und auch der Sonne für ihre Wiedererscheinung danken.

Der Darperon ist ungefähr das, was bei den Katholiken eine Seelmesse für Verstorbene ist. Er besteht darin, daß ein Bramin den Verwandten eines Hingeschiedenen Wasser in die hohle Hand gießt, Blätter von dem heiligen Kraute darauf streut, und dazu für den Todten, den er nennt, zu den Todesgöttern betet.

Der Nagaputsche, d. h. Brillenschlangen-Dienst; eigentlich ist es aber der Dienst des Lingam, der von den Weibern von der Secte des Schiwen gefeiert wird, indem sie zu bestimmten Zeiten des Jahrs fast täglich geputzt hinausziehen an einen Fluß oder Teich, wo ein Arischi- und ein Margosiebaum nahe am Ufer beisammen stehen, in deren Schatten die Ceremonie vollbracht wird, welche darin besteht, daß man zwischen die beiden Bäume einen zuckerhutförmigen Stein setzt, der von zwei ausgehauenen oder gemalten Schlangen umwunden ist: dies ist der Lingam, vor welchen man einen andern kleinern flachen Stein legt, welcher den Altar vorstellt. — Nachdem sich nun die Weiber durch ein Bad gereinigt haben, waschen sie den Lingam mit Milch, und legen sodann ungeröllten Reis, Butter und Jagra, d. h. aus Palmwein gesottenen Zucker, auf den gedachten Altarstein, und verbrennen dieses Alles mit Semi, einem harten aromatischen Holze, womit bei den Hinduern alle Feueropfer verbrannt werden. Darauf werfen sie dem Lingam Blumen zu, und bitten ihn um Alles das, was sie sich auf dieser Welt wünschen, insbesondere um Gesundheit und langes Leben für ihre Männer, oder um Kinder, wenn sie noch keine haben. — Nach vollbrachter Ceremonie kehren diese Weiber in ihre Wohnungen zurück, beschenken einander mit Betel und Zuckerbackwerk, und bleiben auch wohl beisammen, um diesen Tag in

gesellschaftlicher Fröhlichkeit hinzubringen; denn sie sind fest überzeugt, daß ihre Gebete müssen erhört werden. —

Außer diesem haben die Hinduer noch viele andre Feste in großer Menge; beinahe jeder Gott hat sein eigenes, das alljährlich zur bestimmten Zeit gefeiert wird; überdies tritt noch jeden Monat ein Fest ein. Diese Feste alle werden bei den verschiedenen Kasten, in den verschiedenen Landschaften, und bei den mehr oder minder berühmten Pagoden, nach Maaßgabe des Zulaufs, den sie von Pilgern haben, auf verschiedene Weise mehr oder minder feierlich begangen; daher giebt es auch verschiedene Grade derselben, und bei manchen strömt eine außerordentliche Menge Menschen zusammen.

Gewöhnlich sind die großen Feste der Hinduer mit öffentlichen religiösen Umgängen oder Processionen begleitet, die nicht selten auf Kosten reicher Leute, die einen Stolz darein setzen, angestellt werden.

An festlichen Tagen, an welchen das Andenken an irgend eine merkwürdige Begebenheit oder That einer von ihren Gottheiten feierlich begangen wird, tönen die ehernen Becken und die langen hölzernen Trompeten in den Pagoden, deren Aeußeres mit einer oder mehreren Laubhütten, mit Musselintüchern und kostbaren Stoffen abwechselnd verziert ist. — Eine Menge Volks drängt sich nun herbei, von welchem ein Theil sich vor dem Götzenbilde niederwirft, um sich dessen Gunst zu erflehen, und ein anderer in den heiligen Teich des Tempels steigt, und, bis an den Gürtel im Wasser stehend, Gebete und Lobsprüche auf die Gottheit hersagt, wobei die Anzahl der Zuhörer sehr ansehnlich ist; ein andrer Theil salbt sich den Kopf mit Oelen oder Essenzen, und wieder ein andrer ist damit beschäftigt, seine Kleider zu trocknen.

Inzwischen wird in den Außengebäuden der Pagode an ungemein vielen Plätzen Reis u. dergl. zugerichtet, und alle Anstalten zum Essen gemacht. Alles ist dann beschäftigt;

aber das Gewimmel vermehrt sich bei Annäherung der Nacht; denn alsdann geht erst das eigentliche Fest an. Eine sehr zahlreiche Menge großer Oellampen werden bei einbrechender Dunkelheit angezündet, um den Anfang der Procession anzukündigen, zu welcher Andächtige oft viele Meilen weit her kommen, und welche die ganze Nacht hindurch dauert.

Das Hämmern auf ein sehr dickes kupfernes Becken zeigt dem Volke an, daß die Stunde gekommen ist, in welcher der feierliche Umgang beginnt, und daß es sich nun in Ordnung stellen soll. Dasselbe zeigen Kanonenschüsse und Pulverschläge an.

Den Anfang des Zuges machen einige Haufen Musikanten, auf welche viele Tausend Andächtige, in zwei Reihen getheilt, folgen, deren jeder einen drei Fuß langen Stock in der Hand hält, auf dessen einem Ende eine brennende Oellampe befestigt ist.

Dann folgt der Ter oder die Bilderblende in Gestalt eines Tempelchens mit Säulen, worin das Götzenbild sich befindet, mit allen Kostbarkeiten ausgeschmückt, von 30 bis 40 Mann getragen, die jedoch dieses tragbare Capellchen, wegen seiner großen Schwere, gewöhnlich auf einen sogenannten Götterwagen *) setzen, der ziemlich plump, aber kostbar verziert ist, und von einer Menge Menschen begleitet wird, die dadurch ihre Sünden abzubüßen wähnen. Auch soll es sich zuweilen zutragen, daß tolle Fanatiker sich unter die Räder eines Götterwagens legen, um sich von denselben zerquetschen zu lassen. — Um den Götzen und vor dessen Wagen her tanzen die Devedaschi's ihre verliebten Tänze. Weiterhin folgen übertrieben geputzte junge Mannspersonen. — Den Schluß des Zuges machen die Stammshäuptlinge und andere reiche, angesehene oder in Aemtern stehende Männer mit ihrer Dienerschaft.

*) M. s. Taf. 5. Fig. 4.

Von Zeit zu Zeit hält die Procession bei einem Pandel oder einer kleinen hierzu aufgerichteten Capelle stille, in welche das Götzenbild auf eine kurze Zeit gestellt wird. So wie dasselbe auf dieser Stelle sich befindet, so kommen in großer Menge kleine Marionetten an seidenen Schnüren von oben herab, um der Gottheit ihre Aufwartung zu machen, und um ihr Bild her zu tanzen und zu springen.

Solche und andere Gaukeleien werden bei den Processionen der Hinduer getrieben. Dahin gehört auch die Narrheit (die jedoch ihre Geschicklichkeit beweist) mehrerer Musikanten, die bei dieser Gelegenheit auf der Straße, auf dem Rücken liegend, immer fortrutschen, und dabei nicht aufhören, ihre Instrumente fortzuspielen. — —

Der Feste sind in Indien sehr mancherlei. Das höchste Fest heißt Ponga. Niemand wagt es, sich von der Feier desselben zurückzuziehen. Nach diesem folgt das Aida-Putscheh oder Fest der Waffen; aber das dritte, Tirunal genannt, ist das feierlichste und besuchteste; dieser Umstand richtet sich jedoch nach der Berühmtheit des Tempels, in welchem es gefeiert wird.

Dieses Tirunal oder Wagenfest ist dasselbe, was man bei uns Kirchweihfest oder Kirmse nennt, nämlich die Feier des Tages, an welchem der Tempel eingeweiht worden ist. Dieselbe dauert in den berühmtesten Pagoden zehen Tage lang, auch wallen die Pilger aus allen Theilen von Indien herbei, um derselben beizuwohnen.

Einige Tage vor dem Anfange des Festes werden dem Götzen Opfer dargebracht und mit prächtigen Tapeten, auf welchen die Thaten und Verwandlungen dieser Gottheit abgebildet sind, behangene Laubhütten (Pándal's) errichtet.

Am Abende vor dem Feste ziehen Musikanten mit Trommeln und anderen Instrumenten laut lärmend durch diejenigen Straßen und Gegenden, durch welche die Proces-

sion ihren Weg nehmen wird, um den schwangeren Weibern anzuzeigen, daß sie sich von da entfernen sollen.

Am ersten Tage des Festes werden viele Opfer dargebracht, worauf Processionen im Umfange des Tempels folgen, die von einem lärmenden Heere von Musikanten begleitet sind; sodann wird die Bandrolle um den Flaggenstock gewickelt, und das Götzenbild unter einem Thronhimmel Abends spazieren getragen. — Am Morgen des zweiten, dritten, vierten, fünften und sechsten Tags werden Processionen gehalten, und jedes Mal wird das Götzenbild oder auch Götzenbilder auf anderen Sinnbildern herumgetragen.

Am siebenten Tage wird keine Procession gehalten; dagegen wird das Götzenbild unter ein Fenster in dem obersten Theile eines Thurms der Pagode gestellt, und nun strömt Alles herbei, um den gierigen Braminen nach bestem Vermögen reiche Opfer darzubringen.

Am achten und neunten Tage Morgens tragen die Braminen das Götzenbild selbst im inneren Umfange des Tempels herum.

Am 10ten und letzten Tage des Festes wird eine sehr feierliche Procession gehalten. Das Götzenbild wird in einem prächtig verzierten Wagen, von einer ungeheuern Menge Personen gezogen, unter lautem Jubel umhergeschleppt. —

Jeder Monat hat sein eigenes Fest. Am 11ten April unsers Kalenders, mit welchem das Jahr der Hinduer beginnt, wird das Neujahrsfest gefeiert. —

Im Mai wird dem Wischnu zu Ehren in seinen Tempeln das Fest Narsinga-Schenti begangen.

Zur Zeit des Vollmonds feiern bloß die Braminen das Fest Maharawaisaghi.

Im Junius wird bloß die Todtenfeier gehalten.

Im Julius feiert man in den Pagoden des Schiwen das Fest Addi-Puron, zu Ehren der Göttin Parwadi, wobei Procession gehalten wird.

Im August ist das Fest des Gherubi-Panschemi; ferner das Fest der Göttin Latschemi, das besonders von den eigentlichen Tänzerinnen hoch gefeiert wird; und das Fest Avani-Mulon, das in den Tempeln des Schiwen zum Andenken einer Wunderthat dieses Gottes begangen wird.

Im September ist das Geburtsfest des Gottes Pollear; ferner das Fest Ananda-Wurdon, den drei Obergöttern Brama, Wischnu und Schiwen zu Ehren.

Im Oktober wird das Fest Mahar-Naomi (auch Waffenfest genannt) neun Tage lang sehr hoch mit Processionen und allerlei Ceremonien gefeiert. Am neunten Tage wird das sehr heilige Aida-Putscheh gehalten.

Im November feiert man das Fest Quebarawurdon zu Ehren der Parwadi; ferner das Fest Kander-Schasti, zum Andenken eines Sieges des Supramanier, und das Fest Paor-Nami, das Hauptfest des Tempels zu Tirunamali.

Im December wird das große Fest Waïkondon-Jagadeschi in den Tempeln des Wischnu gehalten.

Im Januar wird das Fest Pongol, das größte der Hinduer, gefeiert.

Im Februar wird das Fest Rabansatami, doch bloß in den Häusern, gefeiert und

Im März begeht man in den Tempeln des Schiwen das Fest Kamadenu.

Außer den hier genannten giebt es noch eine Menge andrer Feste, deren einige besonderen Pagoden eigen sind, andre nur zu unbestimmten Zeiten und nicht alljährlich, und wieder andre nur von einzelnen Stämmen, wie z. B. das Fest von Mariatale; und wieder andre bloß von einzelnen Geschlechtern gefeiert werden. So das Fest Nobonie, das neun Tage lang zu Ehren der drei Obergöttinnen Parwadi, Lokhia oder Latschemi und Sarasutie, bloß von verheiratheten Weibern begangen wird, die sich bei dieser Gelegenheit Glück und Seegen für ihre Männer erbitten.

Auch an einzelnen Wallfahrtsorten werden zu bestimmten Zeiten Feste gehalten, die von einer außerordentlichen Menge Pilger besucht werden, wie z. B. das von Schiemandhelom auf der Küste Koromandel, nicht weit von Bimilipatnam, wo auf einem isolirten, sehr hohen und steilen Berge in einem weiten, reizenden Thale eine Pagode steht, in welcher die höchste Gottheit unter dem Namen Appana verehrt, und der zu Ehren ein sehr glänzendes Fest alljährlich neun Tage lang gefeiert wird. *)

Die Hinduer haben auch ein Wasser- und ein Feuerfest, von welchem wir noch Einiges anmerken wollen. **)

Das Feuerfest beginnt mit einer Procession von der Pagode bis zu dem für die Ceremonie bestimmten Platze. Voran gehen die Musikanten; dann folgt ein Trupp von

*) Haafner schildert dasselbe als Augenzeuge im 1. B. seiner mehrgedachten Reise, S. 11. f. Er schätzt die Anzahl der anwesenden Wallfahrer auf 40,000 Köpfe.

**) Nach dem Berichte des Reisebeschreibers *Renouard de Ste. Croix*, ausgezogen im XXXIIIsten Bde. der A. G. E S. 378 f.

Büßern, die, nachdem sie zwanzig Tage lang in der Pagode sich mit Fasten und Beten darauf vorbereitet hatten, jezt die Feuerprobe bestehen wollen. Sie sind auf eine seltsame Weise geputzt. Nach ihnen kömmt der Götzenwagen. — Auf dem dazu bestimmten Platze sieht man ein großes Glutfeuer von Kohlen, das eine Länge von 40 bis 50 Fuß, und eine Breite von 15 Fuß einnimmt,

Bei dem Feste, welchem unser Berichtgeber beiwohnte, konnten es die Büßer kaum erwarten, bis ihnen vergönnt wurde, durch die Kohlenglut zu gehen. Feierlich langsam und unter lauten Gebeten schritten sie mit bloßen Füßen, ohne die mindeste Empfindung zu äußern, ganz bedächtlich über die glühenden Kohlen hinüber. Es schien nicht, daß sie irgend Etwas von dem Feuer gelitten hatten. Daran ist vermuthlich die harte Schwielenhaut an ihren Fußsohlen und ihre Gewohnheit, barfuß auf von der Sonne durchglühtem Boden zu gehen, Ursache. Kaum hatten diese Büßer das Feuer verlassen, so stürzte das anwesende Volk herbei, um Asche aufzulesen, womit es sich die Stirne rieb.

Das Wasserfest, das uns derselbe Reisebeschreiber *) schildert, wird auf folgende Weise gefeiert.

Unter einer ungeheuern Menge herbeigeströmten Volks erscheinen einige Hunderte von hinduischen Bettelmönchen, welche die Lobsprüche des Gottes Schiwen singen, und dazu kleine Trommeln schlagen. Diese Mönche, Pandaron's und Tadin's, von welchen wir bereits gesprochen haben, unterbrechen bei solchen Gelegenheiten zuweilen ihren Gesang, um von den Umstehenden Almosen zu erbetteln, das ihnen gewöhnlich auch reichlich zu Theil wird.

An dem Wege, der zur Pagode führt, ist ein Markt aufgerichtet, wo man Lebensmittel und allerlei zu Opfern taugliche Waaren und Sachen einkaufen kann. — Als

*) Der vorgenannte am vorangeführten Orte.

unser Berichtgeber einem solchen Feste beiwohnte, war die Pagode ganz mit Menschen angefüllt, deren Jeder beim Eintritte ein Geschenk zum Opfer darreichte. Die Braminen müssen demnach dieses Mal eine schöne Aerndte gehabt haben.

Mehrere Pandaron's befanden sich an dem Tempelthore, wo sie um ihre tragbaren Altäre her singend tanzten, aber dabei auch nicht vergaßen, Almosen einzusammeln. Einige dieser Mönche hatten Haare, die ihnen bis auf die Erde herabhiengen.

Nicht weit davon stand der Götzenwagen, der mit Bildern von Göttern beider Geschlechter, in ziemlich unzüchtigen Stellungen, ganz überladen war.

Um drei Uhr Nachmittags erschienen die Braminen, um das Götzenbild der Pagode in dem heiligen Teiche zu baden. Sobald diese Ceremonie vorbei war, warfen sich alle Weiber in das Wasser, das sie jetzt für noch mehr geheiligt hielten, um sich darin zu reinigen. — Bei Nacht wurde der Teich erleuchtet, und das Götzenbild auf einem Altare in einem Schiffe auf demselben spazieren geführt. Musikanten umringten das Bild, und vor demselben stand ein Bramin mit einem Fliegenwedel, der die Fliegen abwehrte, die den Götzen berühren oder verunehren wollten.

Es waren hier auch mehrere Braminen aus den umliegenden Gegenden mit tragbaren Tempelchen, in welchen sich kleine Götzenbilder befanden, welche mit Blumen geschmückt und den ganzen Tag über in dem Teiche gebadet wurden. Dieselben waren meist von Kupfer mit silbernen Köpfen. —

Gegen das Ende des Tages setzten die Braminen Jedem, der in den Schutz von Brama aufgenommen zu seyn wünschte, auf ein Paar Augenblicke eine kupferne ver-

goldete Figur auf den Kopf. Unter die Anwesenden theilten sie Stücke von den Blumenkränzen aus, womit der Tempel geschmückt gewesen war. —

So weit dieser Bericht.

Alle übrigen Religionsgebräuche und religiösen Meinungen der Hinduer hier nur kurz aufzuzählen, erlaubt der Raum nicht, nur müssen wir noch anmerken, daß der Grund ihrer Moral ziemlich rein und sie selbst streng ist; daß die Hinduer, wie bereits erwähnt worden, bestimmte Fasten halten; daß man eine Art von Thierdienst bei ihnen findet, wenn man anders ihre abergläubige Achtung für die Kühe, für den Sperber mit der weißen Brust, für den großen weißharigen Affen, für die Brillenschlange u. s. w. irrig so nennen will; denn keines dieser Thiere wird göttlich von ihnen verehrt. Auch haben sie, wie schon gedacht, heilige Bäume und Kräuter.

Die Opfer, welche die Hinduer ihren Götzen (oder vielmehr den Braminen) darbringen, sind beinahe immer leblose Dinge, meist Lebensmittel. — Blutige Opfer sind selten. Nur zuweilen wird, und zwar in besonderen Fällen, dem Götzen in der Pagode das Blut eines Stücks Geflügel geopfert, das man essen will, und das man auf den Stufen des Altars schlachtet, um ihm das bloße Blut davon darzubringen, womit er zufrieden seyn muß.

In einigen Gegenden wird den Göttern von den Ackerbauern ein Schöps geopfert, um eine ergiebige Aerndte zu erhalten. Man führt denselben um die Flur des Dorfs herum und schlachtet ihn dann zur Ehre der Götter, worauf sein Fleisch unter die anwesenden Ackerbesitzer vertheilt wird, und somit ist dann dieses Opfer vollbracht! —

Die Meinungen, welche die Hinduer von der Erschaffung der Welt, von dem Paradies und von der Hölle haben, sind äußerst seltsam.

Die Hauptsumme der moralischen Religions-Pflichten aller Hinduer jeder Kaste ist, den heiligen Büchern zu Folge, diese:

„Ein höchstes Wesen anbeten, die Schutzgötter verehren, freundlich gegen alle Menschen seyn; besonders mit „Unglücklichen Mitleid haben und ihnen beistehen, geduldig „die Widerwärtigkeiten des Lebens ertragen, die Lügen verabscheuen, sich seiner Frau vor dem 4ten Tage ihrer Periode „enthalten; nur sie lieben; den Ehebruch hassen; göttliche „Geschichten lesen oder hören lesen; Almosen geben; fa„sten, beten, und zu den bestimmten Zeiten baden."

Die einzelnen Kasten, Stämme, Stände und Classen haben dann noch ihre besonderen, eigenen Pflichten, die zum Theil ziemlich kleinlich sind.

Vorzüglich werden auch in den heiligen Büchern der Hinduer die Dankbarkeit und Wohlthätigkeit anempfohlen.

In ein weiteres Detail können wir hier wegen Mangels an Raum nicht eingehen.

17.

Andre in Indien theils herrschende, theils geduldete Religionen.

Herrschend sind in Indien außer der allgemeinern Bramanischen oder Hinduischen:

Die Muhammedanische Religion oder der Islam.

Die Christliche Religion in den, den **Europäern** gehörigen Ländern.

Geduldet werden von den beiden vorgenannten Religionen, so wie von der **Hinduischen**:

Der Feuerdienst oder die **Religion** der **Parsen** oder **Gebern**.

Die Religion der Thomaschristen.

Die Jüdische Religion — und mehrere **Secten** von verschiedener Art, ohne die verschiedenen Secten, die zu den hier genannten Religions-Parteien gehören.

Ueberhaupt herrscht eine beinahe allgemeine Duldung, und die schon so lange von fremden Völkern entweder unterjochten, oder mit denselben vermischten **Hinduer**, ohnehin sehr gutartige Menschen, sind frühe an die Duldung gewöhnt worden. Auch enthält ihre Religion keinen Grundsatz der Unduldsamkeit.

Die Muhammedaner, hier gewöhnlich **Mohren** genannt, welche theils als Herrscher sich eingedrungen haben, theils als Unterthanen in diesen Gegenden leben, sind schon in sehr frühen Zeiten meist als Eroberer hieher gekommen. Sie haben ihren Geist der Intoleranz großen Theils abgelegt *), und sind keine Fanatiker und Enthusiasten, wie die **Türken** und **Araber**; im Gegentheile sind sie gar nicht strenge Befolger ihres Gesetzes. Sie haben jedoch Moscheen, Priester, und herumziehende Bettelmönche, **Fakire** genannt.

Diese **Moslemim** betragen sich in ihrem gewöhnlichen Umgange mit Anstand und Würde, sind überaus artig und

*) Der Sultan **Tippu Saheb** machte hierin eine Ausnahme, denn er war sehr bigot und intolerant. (*Perrin* Voyage dans l'Indostan. T. II. p. 28.)

höflich, dabei aber zugleich falsch und große Schmeichler. Sie sind sehr wollüstig, und treiben insgeheim alle Laster; auch wird ihr Charakter von vielen Europäern, im Durchschnitte genommen, als sehr schlecht geschildert. Sie besitzen vielen Stolz, lieben jeden Prunk und Aufwand; sind große Freunde der Pferde und geschickte Reiter. Sie legen sich am meisten auf das Kriegshandwerk.

Die Parsen oder Gebern, Alt-Perser, welche im siebenten Jahrhunderte aus ihrem alten Vaterlande Persien ausgewandert sind, indem der Tyrann Abubekr, erster Kalife, sie wegen ihrer Religion verfolgte *). Eine sehr große Anzahl derselben flüchtete sich Anfangs nach der Insel Ormus, dann nach Indien, wo sie Schutz fanden. Sie sind zwar heut zu Tage beinahe durch ganz Indien zerstreut; hauptsächlich aber wohnen sie in der Landschaft Gusurat, zu Surate, zu Bombai, und in den umliegenden Gegenden. Ihre Anzahl, die in den neuesten Zeiten auf etwa hunderttausend Seelen geschätzt wurde, nimmt bei ihrer Betriebsamkeit täglich zu.

Diese Parsen bilden einen schönen Schlag Menschen, sind beinahe alle so weiß, wie die Europäer und haben schöne große schwarze Augen. Die Frauenzimmer sind ebenfalls sehr schön und überdies sehr keusch. Sie sind höfliche, artige, thätige, arbeitsame Leute, im Durchschnitte genommen, ehrlich und treu; doch wirft man vielen auch Eigennutz und Habsucht vor. Man findet keine Bettler unter ihnen; denn nicht nur Jeder lernt Etwas, womit er sein Brod verdienen kann; sondern sie unterstützen sich auch einander wechselseitig mit großer Menschenfreundlichkeit. Sie zeichnen sich besonders noch durch ihre Klugheit und ihr rastloses Bestreben aus, mit Jedermann in Ruhe und Friede zu leben.

*) Nach Papi's Schilderung.

Sie sind sehr gewerbfleißig, treiben mancherlei Manufacturen und besonders einen sehr beträchtlichen Großhandel; ja sie haben sehr viele eigene Schiffe, die sich vorzüglich durch ihre Schönheit und Größe auszeichnen; denn sie haben sehr geschickte Schiffsbaumeister unter sich.

Sie besitzen ungemein schöne Gärten, Landhäuser und Dörfer. Die meisten dieser Parsen sind wohlhabend; viele aber auch sehr reich. Diese halten Equipagen nach europäischer Art, und haben elegante Landhäuser, auf welchen sie zuweilen Europäer ganz nach europäischer Art auf das geschmackvollste bewirthen.

Diese Parsen sind zwar im Uebrigen sehr ökonomisch, und nichts weniger als Verschwender, doch theilen sie nach ihrem Vermögen sehr reichliche Almosen aus. — Zum Beweise ihrer Wohlthätigkeit erzählt ein Augenzeuge, daß ein einziger Parse zu Bombai während einer daselbst herrschenden Hungersnoth täglich mehr als zweitausend Arme auf seine Kosten speis'te. Solcher Beispiele giebt es noch mehrere.

Auch gegen die Hunde, für die sie eine besondere, vielleicht auf Aberglauben gegründete Zuneigung haben, sind die Parsen sehr wohlthätig. Man sieht zum Beispiel auf den Straßen von Bombai oft Parsen mit dünnen Kuchen und Stücken Brodes beladen herumgehen, welche hungrige, alte, verkrüppelte, kranke oder herrenlose Hunde aufsuchen, um ihnen nach der Reihe Speise zur Labung auszutheilen.

Die Religion dieser Parsen wird gewöhnlich Feuerdienst (auch Sabäismus) und sie selbst daher Feueranbeter genannt, weil sie wirklich Sonne, Sterne und Feuer verehren. Genau betrachtet findet man, daß sie nur ein einziges, allerhöchstes Wesen erkennen und anbeten, dasselbe aber unter dem Symbole der Sonne, als dessen vortrefflichsten

Geschöpfes, und des Feuers, als des reinsten Wesens verehren. — Aus Gefälligkeit schlachten sie da, wo sie unter Hinduern wohnen, kein Rindvieh, und essen eben so, wenn sie unter Muhammedanern wohnen, kein Schweinefleisch; obgleich ihre Religion ihnen dieses nicht verbietet. — Dagegen essen sie auch kein Fleisch von Hasen oder Hirschen.

Sie haben mancherlei Aberglauben. Sie halten die Hähne in Ehren, weil sie mit ihrem Geschreie die Rückkunft der Sonne ankündigen; aber essen nichts desto weniger Hühner. Sie hegen zugleich eine besondere Achtung für das Wasser, so daß sie sich sehr hüten, etwas Unreines hinein zu werfen.

Ihr heiliges Gesetzbuch heißt: Zend-Awesta *); ihr Religionsstifter oder vielmehr Religionsverbesserer war der Weise Zoroaster (eigentlich Zerduscht). Sie haben Priester, welche Mobed und Oberpriester oder Bischöfe, welche Desur genannt werden. Ihren Gottesdienst verrichten sie, obgleich sie auch Tempel haben, meist in gewöhnlichen Häusern, in welchen das heilige Feuer, das sie aus Persien mitgebracht haben wollen, und das noch in einem ihrer Tempel immerfort brennen soll, immerwährend auf gemeinschaftliche Kosten der Gemeinde mit kostbaren und wohlriechenden Hölzern unterhalten wird. Dieses heilige Feuer wird jedesmal an ihrem Neujahrstage, den sie sehr hoch feiern, öffentlich zur Schau ausgestellt. — Zu ihrem Aberglauben gehört auch der Gebrauch, daß sie nie Feuer auslöschen. — Sie halten sehr strenge auf ihre Glaubenslehren und Religionsgebräuche. — Bei gewissen Feierlichkeiten zünden diese Parsen eine Menge Lampen an, die sie reihenweise hinter Gläser stellen, welche mit verschiedentlich gefärbtem Wasser gefüllt sind.

*) Zuerst ins Französische übersetzt und herausgegeben von Anquetil du Perron; dann aus diesem ins Teutsche übertragen von Kleuker.

Wenn ein Parse am Sterben ist, so nimmt man ihn aus dem Bette, und legt ihn auf den Erdboden, damit er daselbst seinen Geist aufgebe. Die Leichen werden auf einen ummauerten Platz gebracht und nicht beerdigt, sondern reihenweise in sitzender Stellung der Luft, der Sonne, dem Winde und Regen, so wie auch den Raubvögeln frei ausgesetzt. — —

Die Thomas-Christen*), so genannt, weil ein gewisser Thomas ihr Anführer und Lehrer gewesen seyn soll, aber nicht der Apostel Thomas, von welchem in dieser Hinsicht als Glaubensprediger und Märtirer in Indien so Vieles gefabelt wird. Sie sind Nestorianer, nennen sich selbst auch Syrier oder syrische Christen. Die Hinduer geben ihnen den Namen Nazaranea Mapila, häufiger aber Surianee Mapila. — Wegen ihrer Glaubenslehren, die von den übrigen Christen für ketzerisch erklärt wurden, mußten sie im morgenländisch-griechischen Reiche mancherlei Bedrückungen und Verfolgungen erdulden, weswegen sie auf die Küste Malabar sich flüchteten, wo sie sehr gut aufgenommen wurden, sich ansiedelten, und Gedeihen hatten. Sie wußten sich Achtung unter den Hinduern zu verschaffen, und noch jetzt stehen sie bei denselben in Ansehen. — Als die Portugiesen zuerst auf die Küste Malabar kamen, freuten sie sich, hier Christen zu finden; als sie aber erfuhren, daß dieselben Nestorianer und folglich von ihnen in den Glaubenslehren verschiedene Sectirer und von der Ephesinischen Kirchenversammlung verdammte Ketzer waren, so machten sie nun Anstalten, dieselben wo möglich zu ihrer sogenannten alleinseligmachenden Kirche zu bekehren, und vernachlässigten keine Mittel, um diesen heiligen Zweck zu erreichen, und daraus entstanden dann auch Verfolgungen. Denn

*) Geschildert nach Wrede's Abhandl. über die Thomas-Christen in den Asiatic Researches, und daraus im 1B. der neuesten Beiträge zur Kunde von Indien, S. 381. ff.

da die Thomas-Christen so hartnäckig auf ihren Religionsbegriffen beharrten, so griffen die bigoten Portugiesen zu gewaltsamen Maaßregeln. Man erzwang es dadurch, die Thomas-Christen großen Theils mit den Katholiken zu vereinigen, meist aber nur zum Scheine; denn viele der ersteren rissen sich wieder von dieser Vereinigung los. Vier und achtzig von den älteren Gemeinden der Thomas-Christen sind jetzt noch mit der katholischen Kirche vereint. — Unvereinte Nestorianische Gemeinden oder Kirchspiele, deren Bischof, Mar Thomas genannt, zu Narnatte im Innern des Landes wohnt, sind noch zwei und dreißig vorhanden, die steif auf ihrem alten Glauben beharren; aber jetzt von ihrem vormaligen Wohlstande ziemlich herabgekommen sind.

Die neuen Portugiesischen Christen in Indien bestehen meist aus Leuten von den niedrigsten Kasten, so wie auch die Neubekehrten der Glaubensprediger anderer Nationen, besonders der Franzosen. Die Protestanten haben gleichfalls Missions-Anstalten in Indien angelegt, zuerst die Dänen, deren Hauptniederlassung zu Trankebar ist oder war, das jetzt in den Händen der Engländer ist, die ebenfalls in neueren Zeiten Missionen, doch, wie man sagen will, nicht aus reinen Absichten angelegt haben. Die Holländer haben sich in Indien nie eigentlich mit dem Bekehrungswesen abgegeben; denn dieses paßte nicht in ihre Handelsspeculationen.

Daß in den Ländern, welche den Europäern gehören, auch ihre Religion, doch alle andern duldend, herrsche, ist leicht zu erachten.

Die Juden sind in Indien nicht sehr zahlreich, meist arm, und, wie überall, verachtet und eben so unwissend als roh.

Außerdem findet man hier noch mehrere andere Religionssecten, die wir aber nicht alle aufzählen können. Was noch weiter hierüber angemerkt werden muß, wird, wo möglich, bei der Topographie nachgeholt.

18.

Staatsverfassung. Justiz. Finanz- und Militärwesen der Staaten in Hindustan und Dekan.

Ueber diese Gegenstände läßt sich überhaupt nicht viel im Allgemeinen angeben, da dieses große Land, Hindustan und Dekan, jetzt in so vielerlei Staaten zerstückelt ist. Es war vormals ein monarchisch-despotischer Staat, der sich *bald* in einen Vasallenstaat verwandelte, endlich eine Art von Staatenverein wurde, der jetzt ganz zerstückelt und in mehrere theils unabhängige, theils abhängige, größere und kleinere Staaten von verschiedener Verfassung vertheilt, die jedoch immer monarchisch und meistens despotisch ist.

Die Justiz ist auf mancherlei Weise in den verschiedenen Staaten verschieden, doch meist durchgehends strenge, besonders in den Muhammedanischen Ländern.

Das Finanzwesen ist ziemlich einfach. Die gewöhnlichen Steuern darf der Despot nicht leicht erhöhen, aber es bleiben ihm leider nur zu viele andre Mittel übrig, um das Volk zu schinden, und nach der hier zu Lande üblichen Gewohnheit auf jede ungerechte Art Schätze zusammen zu scharren, deren mancher Fürst sehr beträchtliche hat.

Das Militärwesen ist großen Theils nach europäischen Mustern gebildet, doch hat noch ein großer Theil der Hinduer seine eigenthümlichen Waffen, Lanzen, Spieße, Bogen und Pfeile u. s. w.

Dahin gehören auch die sogenannten Feuerpfeile, von welchen ein neuerer Reisebeschreiber *) uns sagt.

Diese Feuerpfeile, deren sich die Hinduer im Kriege bedienen, sind eiserne Stangen von 8 bis 10 Fuß Länge, und ungefähr 3 Zoll dick, an dem einen Ende ist ein schwerer eiserner Köcher oder Scheide mit Pulver gefüllt, welches durch ein kleines Loch angezündet wird. Die von kraftvoller Hand horizontal in die Höhe geschleuderte Stange, fliegt mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit davon, dreht sich immer im Kreise herum, und kann oft da, wo sie niederfällt, 5 bis 6 Menschen tödten, oder wenigstens sehr gefährlich quetschen. Zur Regierung und Abschleuderung dieser Feuerpfeile wird viele Kraft und Geschicklichkeit erfordert.

Die Heere mehrerer indischen Völkerschaften bestehen großen Theils in Cavalerie. — Die Engländer haben auch nach europäischer Art geübte hinduische Truppen in ihren Diensten, welche Sipajen (Seapoys) genannt werden. Desgleichen gebrauchen sie in ihren Kriegen Elephanten, so wie die übrigen indischen Völkerschaften.

*) Haafner's Reise, I. B. S. 133.

19.

Uebersicht der zu Hindustan und Dekan gehörigen Länder und Staaten.

Das heutige Indien besteht aus folgenden Ländern:

I. Nord-Hindustan. Die davon abgerissenen Landschaften Kaschmire, Kabul, Pischauer, Sindi u. s. w. sind schon oben bei Ostpersien beschrieben, zu welchem sie jetzt gehören.

1. Länder der Seiks oder Sieks.

1) Die Landschaft Lahor oder Pendschab.

2) Theile von den Landschaften Multan, Sind, Dehli und Agra.

2. Dschatenland, zwischen den Flüssen Dschumna und Sombir.

3. Mahrattenländer.

a) Unmittelbare Länder.

1) Der westliche Mahratten-Staat oder Staat von Punah, nebst Gusurat u. s. w.

2) Der östliche oder Staat von Berar.

b) Zinspflichtige Länder.

1) Die Rasbutenländer: Udipur, Dschudpur, Dschinagur, und Ranah.

2) Bundelkund, Adsidsing, und Gorry-Mondela.

4. Das Reich Golkonda oder des Nizam.

5. Die Brittischen Länder in Nord-Hindustan.

a) Unmittelbare Länder.

(a) Zur Präsidentschaft von Kalkutta gehörig:

1) Königreich Bengalen.

2) Landschaft Bahar.

3) Landschaft Benares.

4) Landschaft Orissa.

5) Landschaft Tipra.

6) Theile der Landschaft Aud.

7) Theile der Landschaft Agra.

Hierzu gehören auch die Inseln Groß-Abaman und Pulo-Pinang.

b) Mittelbare Länder.

1) Landschaft Aud (Oude).

2) Gebiet des Königs von Dehli.

II. Dekan oder die westliche indische Halbinsel diesseits des Ganges.

1. Brittische Länder.

a) Präsidentschaft Madras (auf der Ostküste), wozu:

(a) Unmittelbare Länder:

1) Karnatik, nebst Arkot.

2) Die 5 Cirkar's.

3) Theile von Tanschaur (Tanjore), Madura, Mässur (Mysore) u. s. w.

(b) Mittelbare Länder:

1) Tanschaur.

2) Madura.

3) Marawa.

4) Tondiman.

b) Präsidentschaft Bombai (auf der Westküste).

(a) Unmittelbare Länder:

1) Die Küste Kunkar mit dem Gebiete von Bombai und der Insel Salsette.

2) Die Stadt Surate.

3) Gebiet zwischen dem Nieder-Nerbudda und dem Pudderflusse.

4) Antheile an Sunda und Kanara.

5) Küstenplätze in Kananor, Kalikut, Kotschin und Trawankor.

6) Unmittelbare Besitzungen in Mässur.

(b) Mittelbare Besitzungen:

1) Reich von Mässur.

2) Fürstenthum Kurga.

3) Land Kananor.

4) Königreich Kalikut.

5) Königreich Kotschin.

6) Landschaft Trawankor.

Anm. Die zerstreuten Besitzungen der Franzosen, Holländer und Dänen sind jetzt in den Händen der Britten. Was die Portugiesen noch besitzen, ist nicht von Bedeutung, und besteht bloß in den Städten: Goa, Diu und Daman.

Ferner gehören noch hieher die Inseln:

1. Lakediven.

2. Maldiven, und

3. Ceilan.

Von allen diesen Ländern und Inseln folgen nun die einzelnen Beschreibungen nach Maaßgabe ihrer Wichtigkeit und des hier sehr beschränkten Raums in dem folgenden 20sten Abschnitte.

Asien.

Neunte Abtheilung.

Beschreibung der einzelnen Länder.

C. Süd-Asien.

Fortsetzung von Hindustan, Bengalen und Dekan.

C. Süd-Asien.

(Fortsetzung.)

Topographie von Hindustan, Bengalen und Dekan.

Eintheilung.

Das heutige Hindustan oder vormalige Mogulische Reich nebst Zubehör, nach seinem dermaligen Bestande, als Land, nicht als Staat betrachtet, da das Gebiet desselben jetzt so sehr zerstückelt ist, wird gewöhnlich von den Geographen in folgende Haupttheile zerlegt, nämlich in:

1) Hindustan an sich, oder Nord- und West-Hindustan.

2) Bengalen oder Ost-Hindustan.

3) Dekan oder die Ghatische Halbinsel, das heißt, die Indische Halbinsel diesseits des Ganges, nebst den Küsten-Inseln: den Lakediven, Malediven und Seilan (Ceylon).

Nach dieser Abtheilung wollen wir hier die einzelnen Länder Indiens, mit Rücksicht auf die politische Verfassung oder die Oberherrschaft, unter welcher sie stehen, so weit es der Raum gestattet, beschreiben.

I. Hindustan

an sich, West-Hindustan und Nord-Hindustan, vormals der Haupttheil und Kern des erloschenen Mogulischen Reiches, liegt im nordwestlichen Theile von Indien, besitzt mancherlei Vorzüge, ist auch meist gut bevölkert, und gränzt an Bengalen, Butan, Tibet, Ost-Persien, das Indische Meer und Dekan. — Die Landschaften dieses großen Landes sind jetzt in folgende Staatengebiete getheilt.

I. Das Land oder der Staat der Seik's oder Sik's.

Dieses Land, welches den nordwestlichen Theil von Hindustan einnimmt, ist das Gebiet eines neuen Staats, der von einem Volke gegründet worden, das zuerst eine von einem neuen Lehrer, Guruh Nanek (geb. im J. 1469), gestiftete Religionssecte war, und sodann auch Eroberer wurde, und sich die Landschaften unterwarf, die es jetzt besitzt, nämlich: die Landschaft Lahor nebst Pendschab, Theile von Multan, Sind und Bezirke von den Landschaften Dehli und Agra. — Das ganze Staatsgebiet wird jetzt in Betreff seines Flächenraums auf 15,000 geogr. Qu. M., nach Anderen aber nur auf 6000 geschätzt.

Das Land wird von fünf zusammenströmenden Flüssen bewässert, die in den Indus fallen. Es ist ungemein fruchtbar und sehr gut angebaut. Der Ackerbau wird stark betrieben, und man gewinnt beinahe alle Arten von Getraide in Menge. Noch weit stärker aber ist die Viehzucht, besonders die Pferde-, Rindvieh- und Schafzucht, die vortrefflich gedeiht. An Mineralien hat dieses Land keinen Ueberfluß, aber ziemlich viele Tuch-, Gewehr- und andere Fabriken. Der Handel ist daher auch gar nicht unbeträchtlich.

Die Seik's, welcher Name ungefähr so viel als Lehrlinge bedeutet, sind ein Zweig des Stammes der Hinduer; sie sind hübsche, wohlgewachsene, mit sehr Wenigem zufriedene, mäßige, gutartige Leute, die den Rauchtabak verabscheuen, aber dagegen starke Getränke lieben, die auch in ihrem Lande verfertigt werden. — Die Kleidung dieses Volkes ist sehr einfach: zum Unterscheidungszeichen tragen die Oberhäupter und Vornehmen goldene Armbänder. — Die Kriegsleute lassen ihren Bart und ihre Haare wachsen, und tragen auf der rechten Seite ein eisernes Armband.

Die neugeformte Religion dieses Volkes ist ein reiner Theismus: Bilder und abgöttische Gebräuche findet man nicht bei demselben. Diese Seik's erkennen und verehren nur ein einziges allerhöchstes Wesen, das sie nicht unter einer körperlichen Gestalt anrufen. Ihre Gottesverehrung ist überhaupt sehr einfach, und besteht bloß in Gebeten, Vorlesungen aus den heiligen Schriften, Gesängen u. dergl. *). — Die Seik's sind in zwei Secten getheilt; nämlich in die Khasnalsah's und in die Khalsah's.

Die Regierungsform dieses Staats ist republikanisch, halb aristokratisch, halb demokratisch; es herrscht eine ziemliche Gleichheit zwischen den Unterthanen. Die Oberhäupter sind wenig ausgezeichnet. Die Regierung ist mild. Die allgemeinen Staatsgeschäfte werden alljährlich von einer Tagsatzung oder Volksversammlung besorgt, welcher die ziemlich zahlreichen kleinen Fürsten, die Vasallen des Staats der Seik's und die gleichsam eine Art von Eidgenossenschaft sind, als Bundsgenossen, so wie die Repräsentanten der Armee, beiwohnen.

*) Man lese, was der Britte Wilkins, als Augenzeuge in dem I Bd. der Asiat. Res. (Sprengels N. Beitr. III. Bd. S. 143. f.) sagt: Die Seik's sind sehr tolerant, und nehmen auch Proselyten an.

Die Kriegsmacht der Seik's besteht aus 160,000 (nach Anderen aus 250,000) Mann, wovon etwa zwei Drittel Reiterei sind. Die Waffen sind Schwerdter, Spieße, Bogen, Pfeile und Luntenflinten.

Die einzelnen Theile dieses Landes sind mit ihren bemerkenswerthesten Ortschaften:

1. Die Landschaft Lahor, nebst ihrem gebirgigen Theile Pendschab genannt, am Indus und an der Gränze von Ostpersien, ein ungemein schönes Land, das nicht bloß an den gewöhnlichen Producten, Getraide, Gartengewächsen, Baumfrüchten u. s. w. Reis, Zucker, Wein, Baumwolle, sondern auch an anderen Lebensbedürfnissen sehr fruchtbar ist. Auch giebt es Steinsalzgruben.

Zu bemerken sind:

(1) Lahor (89° 45' L. und 31° 50' N. Br.), die noch ziemlich ansehnliche Hauptstadt, nicht nur der gleichnamigen Provinz, sondern auch des ganzen Staatsgebiets der Seik's, am Flusse Rawy (Hydraotes) und an der prächtigen, gegen 80 geogr. Meilen langen, Heerstraße von Dehli nach Persien. Diese Stadt ist uralt und berühmt, hat aber in neueren Zeiten sehr viel von ihrem alten Glanze verloren. Sie ist nichts destoweniger noch sehr groß; hat mit Einschluß der Vorstädte einen Umfang von 7 (engl.?) Meilen. Die Stadtmauern sind von Backsteinen erbaut. Die Stadt hat ferner zwölf Thore, das alte Schloß zeigt noch viele Pracht: auch findet man schöne Gebäude und Gärten, und meist gerade Straßen, deren einige eine ganze Stunde lang seyn sollen. — Die Jesuiten hatten vormals hier ein Kloster.

(2) Sultanpur, Stadt und Burg an einem Arme des Byah.

(3) Kalanor, alte, berühmte Stadt.

(4) Dschambu oder Dschummon, beträchtliche Stadt an dem Abhange eines Bergs, auf dessen Gipfel ein festes, steinernes Castell steht.

(5) Nurpur, ansehnliche Stadt auf dem Gipfel eines Berges.

(6) Kungra oder Nagrakot, Bergstadt, deren Häuser an den Abhängen der Hügel zerstreut liegen. Hier ist ein der Göttin Bhawani geweiheter Tempel der alljährlich von Wallfahrern häufig besucht wird. Ein anderer heiliger Wallfahrtstempel liegt zwei Tagereisen von da im Gebirge. —

(7) Amarsar, Amrutsir, auch Tschek und Ramdaspur genannt; 18 Meilen östlich von der Stadt Lahor. Ein heilig geachteter Ort, mit einem heiligen Teiche; denn hier hat Ramdaß, der dritte Nachfolger des Nanek, Stifters der Religion der Seik's, eine geraume Zeit als Einsiedler gelebt. In der Mitte des Teiches ist daher ihm zu Ehren ein Tempel erbaut worden, zu welchem sowohl, als zu dem heiligen Teiche, welcher den Namen des Teiches der Unsterblichkeit führt, häufig gewallfahrtet wird. Dieser Teich ist sehr schön verziert, mit Granit eingefaßt und mit hübschen Gebäuden umgeben. Bisweilen werden hier auch die Tagsatzungen oder Reichstage gehalten.

(8) Abinagar, alte Stadt.

(9) Radschpur, starkes Bergcastell.

2. Antheil an der Landschaft Sind oder Sindi im südlichen Theile des Landes, wo:

(1) Amerkot, Stadt am Fuße eines Berges, auf welchem ein Castell liegt.

(2) Chudabad, Stadt, nicht weit von voriger.

3. Antheil an der Landschaft Multan, weiter gegen Norden, wo:

(1) Sultanpur mit dem Beinamen Noschchra, Stadt zwischen den Flüssen Tscherab und Rawy, eine halbe Meile von ihrer Vereinigung.

(2) Tulumba und Tschangka, Festungen.

(3) Bhakar oder Bheker, auf einer Insel im Sindflusse, die feste Hauptstadt eines Bezirks.

(4) Adschobin, Stadt auf einer großen Insel im Flusse Setledsch.

(5) Firosepur, Stadt an dem Einflusse des Bewah in den Setledsch.

Anm. Ziemlich ansehnliche Stücke von den Landschaften Sind und Multan mit den Hauptstädten gehören jetzt zum Ost-Persischen Reiche oder Afganistan, von welchem wir schon das Nöthige beigebracht haben.

4. Antheil an den Landschaften Dehli und Agra, westliche Bezirke, wo die Städte:

(1) Sirhind (93° 47′ L. 30° 31′ 30″ N. Br.), uralte, große Stadt an einem See, ist jetzt im Verfalle.

(2) Samaneh, ziemlich beträchtliche, befestigte Stadt am Flusse Kaggar.

(3) Hissar, Stadt mit zwei Castellen.

(4) Karnaul und Panniput, Städte in der ungemein großen Ebene zwischen Sirhind und Dehli, in welcher öfters Schlachten geliefert worden sind.

II. Dschatwary oder das Dschatenland.

Dieses Land ist eigentlich ein Theil der Landschaft Agra.

Die Dschaten, welche dasselbe jetzt noch inne haben, sind ein hinduischer Volksstamm, und zwar zum Stamme der Rasbuten gehörig. Sie waren ehemals friedliche Landbauer; aber als unter der Regierung des Aurung-Seb ein unruhiger Kopf, Namens Tschuramana, sich unter ihnen erhob, eine Räuberbande bildete, und mit Hülfe derselben große Reichthümer zusammenbrachte, wodurch er seine Anhänger vermehrte, und als er mächtig genug war, eine förmliche Empörung anzettelte, da machte auch der elektrische Schlag, den das ganze Volk dadurch erhielt,

dasselbe kriegslustig. Er trieb seine Eroberungen immer weiter, und erbaute sich die Festung Bhartpur zur Freistätte für seine Familie. Seine Nachfolger nahmen den Titel Radscha (Rajah, Fürst) an, und machten sich zu Beherrschern eines nicht großen, aber ziemlich mächtigen Staates. — Um das J. 1770 war derselbe in seiner schönsten Blüte, hatte ein ziemlich ansehnliches Gebiet, und konnte 60 bis 70,000 streitbare Mann ins Feld stellen. Aber im J. 1772 begann das Unglück des Kriegs, die Dschaten zu verfolgen. Sie wurden von ihren Nachbarn, vorzüglich von den Truppen des Padschach's oder Kaisers von Hindustan und den Mahratten so sehr in die Enge getrieben, daß ihnen nur noch das Gebiet von Bhartpur von wenigen Quadratmeilen, doch mit etwa 40,000 Pf. Sterl. Einkünften übrig blieb, das jetzt von einem Fürsten regiert wird, der mit den Engländern im Bunde steht.

Vorzüglichste Ortschaften:

(1) Bhartpur oder Bhirtpor, die feste, ziemlich gut bevölkerte Hauptstadt mit einem Castelle.

(2) Komer oder Kombhor, Festung oder bemauertes Städtchen mit einem Castelle.

III. Die Länder und Staaten der Mahratten.

Einen großen Theil von Indien nehmen die Länder der in neueren Zeiten so berühmt gewordenen Mahratten ein. Sie begreifen (zwischen 88° und 104° 20' L. und zwischen 15° und 26° 30' N. Br.) den südlichen Theil von Hindustan in sich, und einen großen Strich von Dekan oder der westlichen Indischen Halbinsel, hauptsächlich den nordwestlichen Theil. Der ganze Flächenraum kann auf mehr als 26,000 geogr. Qu. Meilen geschätzt werden. Die Anzahl der Einwohner kann nicht bestimmt angegeben werden; sie soll zwar beträchtlich seyn, aber

nicht im richtigen Verhältnisse mit dem Flächenraume stehen.

Die Indischen Länder, welche jetzt unter den Mahratten stehen, sind: die Landschaften Malwa, Kandish und Visiapur, nebst Theilen von den Landschaften: Orissa, Sunda, Berar, Gusurat oder Gudscherat, Adschmir, Ahmednagur oder Daulatabad.

Die Mahratten (Marhatten oder Maraschden) sind ein Hinduischer Volkszweig, auch Religions-Verwandte der Hinduer, vermuthlich so benannt von der Landschaft Marhat, in dem nordwestlichen gebirgigen Theile von Dekan, die sie ursprünglich bewohnten. *) Ihr ehemaliger Name war Beedschers.

Das Land der Mahratten ist zum Theil sehr bergig, im Ganzen genommen aber fruchtbar, besonders an allerlei Getraide-Arten, an Reis, Weizen, Hirse u. s. w., auch an Zugemüsen, Hülsenfrüchten und dergleichen, Obst, Mangofrüchten, edlen Südfrüchten, Wassermelonen, Holz u. s. w. Die Viehzucht wird ziemlich stark betrieben, insonderheit die vortreffliche Pferdezucht. Ferner wird sehr viel zahmes Geflügel gezogen, dessen Eier einen Hauptheil der Nahrung dieses Volkes ausmachen. **)

Die Manufacturen dieses Landes liefern Leinwand und Kattun in Menge, Zitz, mancherlei andere Zeuge u. s. w.; doch sind sie nicht so zahlreich, als sie seyn könnten und sollten.

*) Andre vermuthen, dieser Name komme von dem Titel Maha-Radscha her, den der erste Fürst dieses neugebildeten Volkes führte.

**) Zu Folge des Aufsatzes eines Monschi, an Ort und Stelle geschrieben. Teutsch in Klaproth's Asiat. Magazin, I B. S. 367 f.

Uebrigens sind die Mharatten sehr gutartige, ziemlich aufgeklärte, in ihren Sitten sehr einfache, redliche und gesellige, aber auch kriegerische Leute, welche die Gerechtigkeit lieben und üben.

Noch im 17ten Jahrhunderte waren die Mahratten bloß durch ihre Räubereien bekannt. — Der Stifter ihres Staats war Sewadschi, Fürst von Schitor oder Udipur, der im J. 1680 starb. Dieser vereinigte die unter verschiedenen Radscha's (Rajah's, Fürsten) in den Gebirgen zerstreuten Rasbuten. Während der nachmaligen Zerrüttungen des Moguliſchen Reichs nahmen die Mahrattenfürsten ihren Vortheil und den richtigen Zeitpunct wahr, und erweiterten durch Eroberungen ihr Gebiet auf allen Seiten, indem sie die damalige Schwäche der Moguliſchen Regierung benützten.

So entstand das gegenwärtige Mahratten-Reich, das unter mehreren Fürsten in einer Art von Staatenvereine besteht, und in folgende zwei Hauptheile zerfällt, nämlich den westlichen und östlichen Mahrattenstaat, beide mehr oder minder mächtigen Erbfürsten unterworfen, die zusammen gewissermaßen ein gemeinschaftliches Oberhaupt, nämlich den Paischwa oder Kaiser der Mahratten anerkennen. Er hat etwa 4 Mill. Pf. Sterl. jährlicher Einkünfte. Nächst diesem sind die mächtigsten Mahrattenfürsten: der Scindia, Fürst von Udschen, mächtiger als der Paischwa, mit 6 Mill. Pf. Sterl. jährl. Einkünfte; der Bunsla oder Regent von Nagpur, mit 3 Mill. Pf. Sterl. jährl. Einkünfte; dann der Holkar und mehrere andere kleinere Mahrattenfürsten und Vasallen von den größeren.

Die gesammte Kriegsmacht aller Mahrattenfürsten beträgt gegen 300,000 Mann, meist Cavalerie, und ist auch ziemlich gut mit Artillerie versehen. In neueren Zeiten (vorzüglich im J. 1803) sind die Staatskräfte der

Mahratten von den Britten in Indien ziemlich geschwächt und ihr Staatsgebiet beschnitten worden.

Die unter verschiedene Herren, zum Theil ziemlich verwirrt vertheilten Mahrattenländer zerfallen in folgende drei Haupt-Abtheilungen:

A. Westliches Mahrattenland unter mehrere Fürsten und Herren vertheilt, die jedoch in gewisser Hinsicht Vasallen des Paischwa oder Kaisers der Mahratten zu Punah sind. Die Staatsverfassung hat demnach viele Aehnlichkeit mit der vormaligen teutschen Reichsverfassung. Der Kaiser ist jedoch nicht der mächtigste unter den Mahrattenfürsten; er stellt 40,000 Mann Cavalerie und 10,000 Mann Infanterie ins Feld.

Die Länder des westlichen Mahrattenstaats liegen theils

a) Im nördlichen Theile der Ghatischen Halbinsel oder auf und an der Nordwestküste der Halbinsel diesseits des Ganges, wozu die Länder Kandish, Wisapur und die Küste Konkan gehören, und wo zu bemerken sind:

(1) Punah (91° 30′ L. 18° 13′ N. Br.) am Flusse Mubanodi, 6 Meilen von dem Ghatgebirge, 30 südöstlich von Bombai, nicht weit von den Quellen des Flusses Krischna, besteht eigentlich aus vier bis fünf beisammenliegenden Dörfern, und ist daher gar nicht hübsch gebaut, auch offen und unbefestigt: dennoch ist sie die Hauptstadt des westlichen Mahrattenstaats und die Residenz des Paischwa. Ansehnliche öffentliche Gebäude und Palläste giebt es hier nicht, außer dem mit einer Mauer umgebenen Residenzschlosse. Die übrigen Häuser der Stadt sind theils von Backsteinen, theils von Lehm erbaut. Der wohlversehene Basar nimmt eine ganze Straße ein, die längs durch die Stadt geht. Ueber den Fluß, der mitten durch die Stadt fließt, führt keine Brücke. Sonst wird die Polizei sehr gerühmt.

(2) Purundar, starke Bergfestung, 3½ teutsche Meilen von Puna, wohin in Kriegszeiten das Staatsarchiv und andre Kostbarkeiten geflüchtet werden. — In der Nähe sind die kleinen Festungen: Loghar und Rudarmal.

(3) Sitterah oder Sattara, 12 Meilen von Puna, vormalige Hauptstadt des Mahrattenstaats mit einer starken Felsenfestung.

(4) Parnala oder Pannela, alter, berühmter Ort, südwärts von Sitterah, eine feste Stadt und wichtiger Kriegsposten. — In der Nähe liegt das Bergcastell Punghar.

(5) Visapur oder Bidschapur (93° 8′ L. und 17° 28′ N. B.), ehemalige Hauptstadt des gleichnamigen, sonst mächtigen Königreichs, noch jetzt eine ansehnliche Stadt am Flusse Mandoa, mit sehr hohen Mauern; ist in neuern Zeiten sehr herabgekommen. In der Nähe sind Diamantengruben.

(6) Atteni oder Hotteni, Stadt mit stark besuchten Märkten.

(7) Mertsch oder Mertschi (16° 50′ N. Br.), große, aber schlechtbevölkerte Stadt, nicht weit vom Flusse Krischem, mit einem wohlbefestigten Schlosse.

(8) Mandapur, bemauerte Stadt mit einem Castelle.

(9) Bisnagar (oder Narsinga) am Tombudra, vormalige ungemein große und prächtige Haupt- und Residenzstadt eines gleichnamigen Königreichs, die jetzt nur in ansehnlichen Ruinen besteht, welche ganze Hügel von Schutt bilden, und worunter sich noch manche schöne Ueberreste befinden. — Das auf einem Theile der ehemaligen Stelle dieser Stadt erbaute Castell Anagundi ist jetzt auch verfallen.

(10) Sunda oder Sonda, Hauptstadt einer Radschaschaft (Rajahschaft) oder Fürstenthums.

(11) Harponelli, kleine Stadt.

Anm. Die Seeplätze: Bassin, Sufferdan, Dabul, Bankut (auch Fort Victoria genannt), Severndrug, Gheriah und Narih sind jetzt in den Händen der Britten.

B. Im westlichen Theile des eigentlichen Hindustan, nordwärts von dem Flusse Tapti. Er besteht aus folgenden Provinzen theils ganz, theils nur zum Theile: Malwa, Aschmir, Guzarat, Daulatabad, Agra u. s. w.

Zu bemerken sind:

(1) Brampur oder Burrampur (93° L. 21° 30' N. Br.), am Flusse Tapti, vormalige Haupt- und Residenzstadt des ehemaligen Königs von Dekan, ist noch ziemlich ansehnlich, treibt Handel und hat ein Castell.

(2) Asser oder Assergur, Städtchen und sehr starke Festung auf einem wasserreichen Berge in einer schönen, fruchtbaren Gegend, ist wegen der geringen Zugänglichkeit des Berges einer der besten festen Plätze in Indien.

(3) Tschupeah, Stadt am Flusse Gull mit einer berühmten Pagode.

(4) Kambaja oder Kambahat (30° 13' L. und 22° 16' 45" N. Br.), ansehnliche Handelsstadt an dem gleichnamigen Meerbusen, an der Mündung des Flusses Kaweru, mit einem guten Haven. Sie hat über eine geogr. Meile im Umfange, ist jetzt nicht mehr befestigt, auch etwas herabgekommen. Im Allgemeinen genommen sind die Häuser meist unansehnlich und viele Straßen enge und kothig; andre aber wieder ziemlich breit und hübsch. Der Basars sind drei; der Fabriken, besonders in Baumwollenzeugen, sind noch immer viele. Der Handel ist blühend, hauptsächlich mit Seiden- und Baumwollenzeugen, Elfenbein, allerlei Spezereien, auch mit Geschirren, Schüsseln, Tellern u. s. w., die vorzüglich nebst anderen Waaren aus schönem Achat gemacht werden, welchen man in der Gegend bricht. In der Nähe der Stadt befinden sich Salzwerke, welche viele Hände beschäftigen. — Um des Handels willen wohnen hier außer den Hinduern, viele Muhammedaner und Parsen; desgleichen hatten in dieser Gegend die Britten und Holländer Handels-Factoreien.

(5) Brodera (90° 52' L. 22° 75' 30" N. Br.), hübsche, große Stadt, die einen Umfang von mehr als einer Stunde hat, mit einer doppelten Mauer umgeben ist, berühmte Kattunfabriken enthält, und einen ziemlich beträcht-

lichen Handel treibt. Sie ist auch der Sitz eines Radscha (Rajah), welcher ein Vasall des Paischwa ist.

Anm. Dieser Vasall wird Radscha (Rajah) von Gusurat genannt, weil er ein Stück von dem Lande Gusurat mit dem Paischwa getheilt besitzt.

(6) Tschampenir, Stadt am Fuße eines isolirten hohen Berges, auf dessen Gipfel das Castell Pavaghar steht. Es wird hier viel Tuch für die Ausfuhr fabrizirt.

(7) Mahmudabad, ziemlich ansehnliche, mit einem Walle umgebene Stadt, berühmt wegen einer für sehr heilig gehaltenen Pagode des Mahadewa.

(8) Gusurat (90° 20′ L. und 23° 10′ N. Br.), auch Ahmedabad genannt, die berühmte, ansehnliche, vormalige Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Gusurat (Gudscherat) am Flüßchen Mehinderi, auf der Halbinsel gleiches Namens; eine der größten Städte in Indien, die aber jetzt sehr herabgekommen ist. Sie hat ein festes Schloß, Bhader genannt, worin die ehemaligen Könige wohnten, ferner 12 Haupt- und 4 Nebenthore, war in 360 Quartiere getheilt, und hatte 1000 Moscheen u. s. w. Von allen diesen und vielen andern Herrlichkeiten ist nur wenig mehr vorhanden. Die herrlichsten Moscheen und Pagoden, die schönsten Gebäude, die ausgezeichnetsten Denkmäler, die ansehnlichen großen Plätze liegen jetzt größten Theils im Schutte: kaum der vierte Theil der Stadt ist jetzt noch bewohnt. Der prächtige Königsplatz war 800 Ellen lang und 400 breit, und mit schattigen Alleen von Fruchtbäumen besetzt. Die hiesigen Einwohner sind jetzt noch theils Hinduer, theils Muhammedaner, theils Armenier. Die Hinduer hatten im vorletzten Jahrhundert noch eilf Pagoden und die Muhammedaner mehrere Moscheen. Auch noch jetzt findet man mancherlei Denkwürdigkeiten hier, worunter besonders drei Hospitäler für kranke Thiere sind. Die Fabriken sind noch ziemlich zahlreich, vorzüglich in kostbaren Stoffen, und der Handel ist noch immer lebhaft.

(9) Pattan oder Putten, uralte, bemauerte, große Stadt, die aber jetzt meist veraltet, verfallen und entvölkert ist.

(10) Mandu oder Mando in der Landschaft Malva, große, alte Stadt (93° 30′ L. und 22° 52′ N. Br.), ist mit Mauern umgeben, und hat einen sehr beträchtlichen Umfang. Auch hat sie Obelisken von sehr ansehnlicher Höhe und auf den Bergen umher verschiedene Castelle. Die alte Stadt ist jedoch meist verfallen, und die neue um Vieles kleiner.

(11) Indor, großer, doch mehr dorf- als stadtähnlicher Ort in einer mit Bergen und Hügeln umgebenen Ebene, dessen Häuser beinahe aus lauter Lehm- und Bambusrohrhütten bestehen; dennoch ist dies die Hauptstadt und Residenz des bekannten Mahrattenfürsten Holkar.

(12) Udschein oder Udsein (92° 37′ L. 23° 26′ N. Br.), eine ebenfalls große, uralte Stadt an dem fischreichen Flüßchen Sepra, dessen Wasser für heilig gehalten wird. Sie ist groß und gut gebaut; auch volkreich und der Sitz des mächtigsten Mahrattenfürsten Maha-Radscha-Daulat-Rau. Sie ist mit Mauern umgeben, hat mancherlei merkwürdige Denkmäler, eine Sternwarte und 84 Pagoden. Diese Stadt gehört deswegen unter die heiligen Oerter, die häufig von Hinduischen Wallfahrern besucht werden. Es wird hier noch jetzt starker Handel getrieben. Ungefähr eine Viertelstunde von dieser Stadt findet man die Ruinen der alten Stadt Udschaini oder Avanti.

(13) Kalliaba, hübsches Städtchen am Sepra. Hier hatten die Könige von Malva vor Zeiten öfters ihre Residenz.

(14) Sarangpur, mittelmäßige, bemauerte Stadt mit einem zerstörten Castelle, ist sehr herabgekommen, und keine so blühende Manufactur- und Handelsstadt mehr, wie vor Zeiten; doch findet man hier noch sehr viele Weber und Sticker.

(15) Kottah, schöne große Stadt, welche mit starken Mauern und Thürmen umgeben ist, in einer großen Ebene am Flusse Tschambal. Sie ist der Sitz eines Rajah, der in dem östlichen Theile der Stadt am Flusse Tschambal einen prächtigen Pallast auf einem steilen Sandhügel hat. Der Rajah kann über 8000 Mann ins Feld stellen. Die

Straßen der Stadt sind enge; man zählt eine Menge Hinduischer Pagoden. Um die Stadt her wird sehr viel Getraide gebaut.

(16) Serond oder Sarondsch (95° 45' L. 24° 4' 40'' N. Br.), eine ziemlich große und hübsche Stadt mit einem Castelle; hat auch gute Manufacturen.

(17) Tschanderi, vormals sehr große, jetzt sehr tief herabgekommene Stadt am Flusse Berba oder Betwa.

(18) Untsch oder Ontsch an demselben Flusse, eine ziemlich ansehnliche und volkreiche Stadt mit einem großen Castelle und prächtigen fürstlichen Schlosse; in der Nähe sind ein Paar ziemlich große Seen.

(19) Kalpi, ansehnliche Stadt an dem westlichen Ufer des Dschumna (97° 41' L. 26° 7' 15'' N. Br.), hat eine Münzstätte und Zuckersiedereien.

(20) Moat, vormalige Hauptstadt und Festung der Gosseins, eines hinduischen Stammes, der jetzt ebenfalls den Mahratten unterworfen ist.

(21) Narwa oder Narwar (95° 58' L. 25° 40' N. Br.), meist massiv gebaute Stadt mit Mauern umgeben, eine Meile vom Flusse Sind. Sie hat eine nach alter Art stark befestigte Festung auf dem Rücken eines steilen Berges, den man nur auf Treppen hinansteigen kann, und in dieser Festung befindet sich der Palast des Rajah, nebst einigen andern ansehnlichen Gebäuden. Der Berg selbst ist mit starken Mauern umgeben. Unter den Bewohnern dieser Stadt, die ziemlich gewerbsam sind, befinden sich auch Armenier, die schon in ältern Zeiten die Erlaubniß erhalten haben, sich hier eine Capelle zu bauen.

(22) Salbei, Stadt, welche merkwürdig ist wegen des im J. 1782 zwischen den Engländern und Mahratten daselbst geschlossenen Friedens.

(23) Gualior, Stadt und große, wichtige Bergfestung am Flüßchen Kobari, ist sowohl durch Kunst, als durch Natur sehr fest, und hat eine ganze Meile im Umfange. Die Bollwerke sind in den Felsen gehauen. Nur ein einziger

Zugang, welcher sehr stark verwahrt ist, führt in die Festung, die wirklich der steilen Felsen wegen unüberwindlich scheint, und doch haben die Britten dieselbe im J. 1780 durch Ueberrumpelung weggenommen, nachher aber im Frieden den Mahratten wieder zurückgegeben. — Am Fuße des Festungsberges liegt die dazu gehörige große und hübsch massiv gebaute Stadt, welche auch prächtige Gebäude hat. Diese gehört dem Ranah von Gohad. Die Festung aber dem Fürsten Daulat-Rau.

B. Oestliches Reich der Mahratten.

Dieser Haupttheil des großen Mahrattenlandes begreift hauptsächlich die Landschaften Berar und Orissa, und liegt auf dem östlichen Theile der Halbinsel am Meere zu beiden Seiten des Flusses Mahanada, so wie zu beiden Seiten des obern und mittlern Bain-Gonga zwischen 95° 5' bis 105° L. und zwischen 17° 10' bis 23° 40' N. Br., nordöstlich an Bengalen, westlich und nördlich an Golkonda gränzend.

Dieses Land steht gegenwärtig unter einem unabhängigen Mahrattenfürsten, genannt Senah-Saheb-Subah-Ragodschi-Bunsla, der ein Abkömmling des ersten Stifters des Mahrattenstaates Sewadschi ist. Unter diesem Fürsten stehen mehrere kleine Fürsten als Vasallen. Auch sind einige kleine Fürsten dieses Landes mit ihren Gebieten unabhängig.

Wir beschreiben hier demnach:

1. Die Landschaft Berar (doch nicht ganz), welche ein zum Theil feuchtes Klima und einen oft bewölkten Himmel hat; sie ist zum Theil bergig und waldig; im Ganzen genommen aber ziemlich fruchtbar; doch mit einzelnen wenig ergiebigen und schlecht bewohnten Gegenden, besonders im Innern.

Von Ortschaften sind hier zu bemerken:

(1) Nagpur oder Nagpor (97° 27′ L. und 21° 8′ 30″ N. Br.), die Hauptstadt des östlichen Mahrattenstaats und Residenz des Bunsla, Fürsten von Berar und Orissa, liegt am Bache Nag-Naddi, war bis zum Jahre 1740 nur ein großes Dorf oder Flecken; jetzt aber ist dieser Ort eine große, volkreiche Stadt; doch mit meist schlechten, den bäurischen Ursprung verrathenden Häusern; auch ist sie, außer einer kleinen Citadelle, nicht weiter befestigt. — Die Gegend umher ist schön, fruchtbar und wohl angebaut.

Anm. Westwärts von Nagpur und zum Theil noch zu ihrem Bezirke gehörig liegt eine schrecklich wilde und rauhe, und dabei waldige Gebirgsgegend, welche der Fluß Bain-Gonga durchströmt, wo die Völkerschaft der Dschands (Goands), wilde räuberische Gebirgsbewohner, ein ausgearteter Hinduischer Volkszweig, hausen und die Gegend unsicher machen. Auf dem hohen Gebirge Omerkuntuk, wo die Flüsse Soane, Narbudda und Jokala fließen, sind Pagoden und heilige Alterthümer, wohin gewallfahrtet wird. *) —

(2) Gawilah oder Gawalgur, eine Hauptbergfestung, worin der Fürst seine Schätze aufbewahrt.

(3) Tschanda, Stadt, 18 Meilen südlich von Nagpur, in einer sandigen Gegend, mit einer starken Festung. — In der Nähe liegt noch die Bergfestung Manekdueg.

(4) Schahpur oder Tschapor, ziemlich ansehnliche Stadt, vormals Hauptstadt von Berar, liegt südwestlich zwischen Nagpur und Tschandah, und ist großen Theils von Afganen bewohnt, welche sehr gute Eisenwaaren verfertigen und damit bis nach Bengalen handeln.

(5) Kuttunpur (100° 17′ L. und 22° 16′ N. Br.), uralte Stadt, Hauptort der Provinz Tschotesgur,

*) M. s. Blunt' Reise von Chunargur nach Yertnagoodun, aus den Asiat. Researches, im I. B. der Neuesten Beiträge zur Kunde von Indien, S. 3. f. (Sprengel-Ehrmannsche Biblioth. XXI. B.)

jetzt sehr herabgekommener, nur noch vorzüglicher Ort mit vielen alten Denkmälern, gehört einem Bruder des Fürsten von Berar, so wie der hier nachgenannte Ort.

(6) Sumbelpur (101° 31' L. und 21° 34' N. Br.), ein geringer Ort.

(7) Senne, Hauptort einer kleinen, unabhängigen, afganischen Herrschaft.

Anm. In Berar liegen noch mehrere kleine, theils abhängige, theils unabhängige Herrschaften, wie z. B. die von Boad, Korair, Konkair, Kurgomah, Mohurbundsch, Singreula u. s. w., bei deren näherer Beschreibung wir uns hier nicht aufhalten können.

2. Die Landschaft Orissa (auch Oressa) liegt gegen Südwesten von Berar, zwischen diesem, Bengalen, Golkonda und dem Meere. Es ist ein ziemlich reiches und fruchtbares, zum Theil aber bergiges Land, das vorzüglich von dem Flusse Mahanadi bewässert wird. Ein Theil dieses Landes, besonders längs der Küste hin, gehört jetzt den Britten.

In dem Antheile des Bunsla haben wir zu bemerken:

(1) Kattak oder Kuttak, am Flusse Mahanadi, Hauptstadt des Landes und Sitz eines Statthalters, ansehnliche, zum Theil gutgebaute Stadt; ihre Gestalt bildet ein Dreieck. Sie hat ein festes Castell, Barahbatti genannt, worin der Residenzpallast Lollbagh ist. Gegen das Wasser wird die Stadt durch einen Damm geschützt und gegen Osten durch einen Wall. Sie hat eine beträchtliche Anzahl von Moscheen, und ist sehr lebhaft, weil sie an der Hauptstraße aus Bengalen nach den nördlichen Cirkars liegt; auch ist der Handel ziemlich beträchtlich. Die Gegend umher ist hübsch. (Diese Stadt nebst ihrem Gebiete soll seit dem J. 1803 in den Händen der Britten seyn.)

(2) Schaschpur oder Dschaschpur, ansehnlicher Flecken, der ehemals eine beträchtliche Stadt und Festung gewesen ist, wie noch die Trümmer davon bezeugen.

C. Weitere zinspflichtige Länder der Mahratten.

a) In den vormaligen Landschaften Aschmir (Adschimere) und Agra:

Das Fürstenthum Udipur oder Dschitor unter einem Fürsten, der den Titel Ranna hat und ein Oberhaupt der Rasbuten ist.

Zu bemerken sind hier:

(1) Udipur, Haupt- und Residenzstadt, eine wohlbewohnte Stadt am See Raisaja.

(2) Dschitor (Chitor), alte, berühmte Bergfestung, jetzt im Verfalle.

2. Dschudpur (auch Marwar), zu beiden Seiten des Flusses Pudder.

Dschudpur, Städtchen, der Hauptort.

3. Dschoinagur, Fürstenthum, wo

(1) Dschoinagur, Hauptstadt und zugleich Residenz des Fürsten, mit Mauern und Thürmen umgebene Stadt, einem ansehnlichen Residenzschlosse und einer merkwürdigen wohlversehenen Sternwarte. Die Stadt besteht aus zwei Theilen, nämlich der Alt- und der Neustadt; letztere ist im J. 1725 mit regelmäßigen Straßen hübsch angelegt worden. Sie hat auch schöne Wasserleitungen und in der Nähe einige Teiche.

(2) Sambhar oder Sambar, große, wohlbevölkerte Stadt, in einer schönen Ebene, bei einem einträglichen Salzsee. In der Nähe steht auf der Ostseite ein altes Castell.

(3) Rantanpur, wichtige Bergfestung,

(4) Aschmir oder Adschimere, alte, große, berühmte vormalige Hauptstadt der gleichnamigen Landschaft, in einem anmuthigen Thale, ist mit Mauern und Thürmen umgeben, und hat ein festes Castell, fünf Thore und meist solid und gut gebaute Häuser, aber meist enge Straßen. Man findet hier noch mancherlei Merkwürdigkeiten, beson-

ders außerhalb der Stadt den Teich, bei welchem der Kaiser Schach-Jahan prächtige Gebäude und einen schönen Garten hat erbauen lassen; das königliche Schloß mit vier Thürmen, auf der Ostseite der Stadt, welches Schach Akbar aufführen ließ, und den heiligen See Pokhar, westlich von der Stadt, der ummauert, mit mehreren Gebäuden umgeben, und zur Bequemlichkeit der Badenden mit steinernen Stufen versehen ist. Alljährlich strömen von allen Seiten im October sehr zahlreiche andächtige Badegäste hieher.

4. Gohud oder Gohad, wo

Gohud, Hauptstadt mit einem Castelle.

b) Länder südlich des Flusses Dschumna, welche den Mahratten zinsbar sind:

1. Bundela, Bundelkund (auch Dangaja), zwischen den Landschaften Auhd und Benares, das Land der Rasbuten vom Stamme Bundela, ein bergiger Landstrich, wo:

(1) Rua, Haupt- und Residenzstadt.

(2) Kallingar, starke Bergfestung.

(3) Tscheterkot, heiliger Ort, mit vielen Pagoden, wohin die Hinduer häufig wallfahrten.

2. Abjidsing oder Aedschizing, an den Nebenflüssen Sahne und Taunse.

3. Gorry-Mundela, am obern Nerbuddaflusse, ein Bergland.

Ghora und Mundel, Festungen.

IV. Kleine unabhängige Herrschaften.

Hier haben wir noch mehrere kleinere Herrschaften, die in Hindustan zerstreut und noch unabhängig sind, um der Vollständigkeit willen in kurzen Beschreibungen nachzutra-

gen, und zwar nach der Ordnung ihrer Lage von Westen nach Osten.

a) Auf der Halbinsel Gusurat: Die Gebiete Potten — Theile von Gulwara — von Kottwar — Soret, Okamundel, wo die räuberischen Sangarier hausen — Hallias — Insel Doarka, wo der Flecken Benith mit einer berühmten, dem Krischna geweihten Pagode, zu welcher häufig von frommen Hinduern gewallfahrtet wird; außer dieser sind hier noch 7 Pagoden, den 7 Gemahlinnen jenes Gottes geweiht.

b) In Nordwesten:

1. Länder Kutsch unter Rasbutischen Rajah's, am Nieder-Pudder, theils unfruchtbar und wüste, theils waldig.

Budsch, die große Hauptstadt, in einer sandigen Gegend am Meerbusen von Soret, mit einem doppelten Castelle.

2. Mewat, Gebirgsland am Flusse Sadi zwischen Agra und Dehli, unter mehreren Fürsten, von einem kriegerischen, aber dabei räuberischen Volke bewohnt.

(1) Matscheri, Hauptstadt, Sitz eines Rajah's.

(2) Alwar, Bergfestung.

3. Das Land der Ballutschen (in Indien) oder Klein-Balludschestan und Sind, von den Ballutschen (die sich auch in Süd-Persien angesiedelt haben) bewohnt. Dieses Volk soll, was aber noch nicht erwiesen ist, ein Zweig der Afganen seyn. Es sind Muhammedaner, und meist wilde, rohe Nomaden, die sich großen Theils von der Viehzucht nähren, und schon in frühen Zeiten in Indien eingewandert sind, und jetzt zum Theil unter mahrattischer Herrschaft stehen.

In diesen Gegenden ziehen auch Horden von Geassia's und Bill's (Bhyls) umher; beide sind verworfene hinduische Stammszweige, zusammen ein wildes, rohes Raubgesindel, das in den Gebirgen und Wäldern von West-Hindustan umherstreift.

B. Bengalen,

nebst den übrigen Brittischen Besitzungen in Hindustan.

Die Englisch-ostindische Handels-Gesellschaft in London hat sich zuerst in Indien blos des Handels wegen einige Niederlassungen zu verschaffen gesucht. Die ersten brittischen Handelsleute kamen zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts hierher; aber erst seit etwas mehr als einem halben Jahrhunderte sind sie auch Eroberer geworden, und haben sich nach und nach nicht nur in Hindustan, nebst Bengalen und Dekan ungeheure Strecken von Ländern und mehrere Inseln, auf mancherlei Weise, durch offenbare Gewalt und durch Ränke (lucri bonus odor ex re qualibet!), sondern auch ein ziemlich entschiedenes Uebergewicht in den gesammten Staats-Angelegenheiten Indien's zu erwerben gewußt!

Die Brittische Macht am Ganges ist jetzt hoch aufgesproßt! Aber daß sie nicht fest gewurzelt ist, dies behaupten die Kenner und beweisen die Umstände, wie wir noch in der Folge sehen werden.

Das ganze Brittische Reich in Indien begreift jetzt einen Flächenraum von 30,000 geogr. Qu. Meilen, mit einer Volksmenge von 45 Millionen Seelen.

Diese Ländereien sind, ihrer Regierung zu Folge, in drei Hauptheile oder Präsidentschaften abgetheilt, nämlich in die Präsidentschaft Kalkutta oder Bengalen, wohin noch die übrigen unmittelbaren und mittelbaren brittischen Besitzungen im eigentlichen Hindustan und die beiden Prä-

sidentschaften Madras und Bombai, welche die brittischen Besitzungen und Ländereien in Dekan oder auf der Halbinsel diesseits des Ganges umfassen, gehören; wozu dann jetzt noch die Insel Seilan oder Ceilan kömmt.

A) Die Präsidentschaft Kalkutta oder Bengalen begreift theils unmittelbare, theils mittelbare Länder:

a) Unmittelbare Länder.

1) Das Reich Bengalen.

Das vormalige Königreich Bengalen, ein großes, schönes, fruchtbares und reiches Land, liegt am obern Ende des nach ihm benannten Bengalischen Meerbusens, zwischen West-Hindustan oder dem eigentlichen Hindustan, wo es an Mahratten-Staaten gränzt, an Butan und Assam, und dem Birmanischen Reiche in Hinterindien. Das ganze Land hat in seiner Länge von Westen nach Osten 70 geogr. Meilen, und in seiner größten Breite von Norden nach Süden 80 geogr. Meilen. Der Flächenraum beträgt ungefähr 4062 Qu. Meilen.

Das Land ist sehr gut gelegen, und hat meistens Naturgränzen, so daß es von feindlichen Anfällen wenig zu fürchten hat; denn auf der Südseite wird es von der Küste eines untiefen Meeres gedeckt, wo nicht leicht eine Seemacht landen kann, und wo auf einer Strecke von 60 Meilen nur ein einziger brauchbarer Haven ist, dessen Zugang jedoch selbst erschwert wird. Gegen Osten und Norden wird das Land durch ziemlich hohe und rauhe Gebirgsketten von der Natur beschützt, und auf dieser Seite hat es ebenfalls keine furchtbaren, kriegerischen Nachbarn. Auf der Westseite wäre noch die einzige Gefahr zu befürchten; aber auch da ist die Naturgränze stark.

Der Boden ist mehr eben und hügelig, als bergig; denn die meisten Gebirge ziehen sich, wie bereits gesagt, an

und auf den Gränzen hin. Das Land ist größtentheils gut bewässert; der Hauptfluß ist der Ganges mit seinen Nebenflüssen und Armen. Die Flüsse befördern zugleich die innere Schiffahrt. Nur etwa ein vierter Theil des Ganzen hat nicht hinreichende Bewässerung.

Die vorzüglichsten Producte sind: Reis in reichem Ueberflusse, auch viel Waizen u. dergl.; Zucker, Wein, Ingwer, Pfeffer, Opium, Baumwolle, Indigo, Bisam, mancherlei Obstarten, wohin auch die Ananas gerechnet zu werden verdient; ferner köstliches Gummilack, Seide, doch nicht von der besten Art. Die Viehzucht ist stark; man sieht eine Menge Heerden von Rind- und Schafvieh und Ziegen; die Pferde sind hingegen selten; die meisten und geschätztesten kommen aus Persien. Geflügel und Wildpret giebt es in Menge. In einigen Gegenden sind die Elephanten sehr zahlreich. Die Gewässer sowohl im Lande selbst, als das Meer an den Küsten sind ungemein reich an köstlichen Fischen. — Wachs wird sehr viel gewonnen. — Von Mineralien sind zu bemerken: eine besondere Art Borax, Salz, Salpeter, Eisen und Edelsteine, besonders Diamanten. (Die Volksmenge wird in der ganzen Präsidentschaft Kalkutta zu mehr als 21 Millionen angeschlagen.)

Fabriken und Manufacturen sind fast in dem ganzen Lande zahlreich, besonders in Seide und Baumwolle; es werden eine Menge von mancherlei Kattunzeugen und die feinsten Mousseline fabricirt. In der Glasmalerei, Thongeschirrfabrication, Verarbeitung des Goldes und Silbers giebt es hier sehr geschickte Meister.

Was die Staatsverfassung und Verwaltung von Bengalen betrifft, so ist die brittisch-ostindische Handelsgesellschaft zu London und ihre Directoren zwar der eigentliche Souverän sowohl von diesem Lande, als von den übrigen brittischen Besitzungen in Indien, die deshalb einen eigenen Geheimen-Rath in London haben; aber die Gesell-

schaft sowohl, als der Rath ist der Oberaufsicht des Königs von Großbrittanien unterworfen. — Der General-Gouverneur zu Kalkutta herrscht beinahe wie ein König, und nicht selten, wie ein Tyrann: er dirigirt als oberster Staatsbeamter nicht nur das gesammte Civil- und Militärwesen zunächst der Präsidentschaft von Kalkutta oder von Bengalen und der zugehörigen Länder, sondern er ist überdies noch der Oberaufseher und Vorgesetzte der übrigen brittischen Gouverneurs in Indien, die nicht zu seiner Präsidentschaft gehören. Ihm ist ein Rath von vier Gliedern beigegeben. Unter ihm steht auch ein Gerichtshof, der aus einem Präsidenten und drei Richtern zusammengesetzt ist, und welcher in allen Kirchen-, Criminal-, Civil- und Marine-Sachen in letzter Instanz Recht spricht. — Die Hinduer werden nach ihren eigenen Gesetzen gerichtet. — Der hohe Rath von Indien steht unter dem Rathe der Directoren der Gesellschaft in London.

Die Staats-Einkünfte dieser Präsidentschaft werfen, nach Abzug aller Kosten, einen jährlichen reinen Ertrag von etwa anderthalb Millionen Pf. Sterl. ab.

Die Kriegsmacht steht auf einem ziemlich ansehnlichen Fuße, in Friedenszeiten zählt sie gewöhnlich 10,000 Mann Europäer und 50,000 Mann Sipajen (Seapoys) oder angeworbene Indier. Zu einer solchen Armee gehört aber ein ungeheurer Troß, der ihre Bewegungen sehr hindert und beschwerlich macht. —

Merkwürdige Ortschaften sind:

(1) Kalkutta, oder richtiger Kolkotta (unter 106° 5' L. und 22° 33' N. Br.), die ansehnliche Hauptstadt nicht nur von Bengalen und dieser Präsidentschaft, sondern auch aller brittischen Besitzungen in Indien und Sitz des General-Gouverneurs und der obern Collegien. Sie liegt am Flusse Hugli, dem westlichen Arme des Gangesflusses, auf welchem die Schiffe bis in die Stadt

schiffen können, welche etwa 6 Meilen vom Meere entfernt ist. Die Gegend umher ist aber nicht sehr gesund, da sie zum Theil waldig und sumpfig ist. Zu Ende des 17ten Jahrhunderts stand auf dieser Stelle noch das Dorf Gowindpur; erst zu Anfange des 18ten Jahrhunderts begann man die heutige, so hoch aufgeblühte, große, reiche und merkwürdige Stadt zu erbauen, die jetzt einen so beträchtlichen Umfang und eine Volksmenge von wenigstens 600,000 Einwohnern hat. *) Diese ansehnliche Stadt besteht in dem von den Engländern bewohnten Theile beinahe aus meist regelmäßig gebauten, geschmackvollen, hübschen Gebäuden und Pallästen, worunter sich der Gouvernements-Pallast auszeichnet. Besonders schön sind die beiden Reihen von Gebäuden, die sich längs den beiden Seiten der Esplanade hinziehen, und deren jedes durch einen beträchtlichen Zwischenraum von dem andern getrennt ist, wodurch die Schönheit der Ansicht vermehrt wird. — Auch ist das sogenannte Garden-Reach nicht zu vergessen, das aus einer Reihe von schönen Häusern, auf einer großen Ebene, die mit Gärten umgeben sind, besteht, und die den reichsten Einwohnern zu Lusthäusern dienen. — Der übrige Theil der Stadt ist nur mittelmäßig gebaut, denn hier bestehen, wie beinahe überall die Häuser der Hinduer fast durchgehends in geringen Bambushütten; auch sind die Straßen dieses Theils der Stadt meist enge und krumm; dabei gewöhnlich mit kleinen Canälen bewässert und mit kleinen Badeteichen versehen.

Die Stadt wird durch eine regelmäßige, schöne und starke Citadelle, Fort William genannt, beschützt, worin alle, auch die übrigen Regierungsgebäude sind. — Es sind in dieser Stadt mehrere christliche Kirchen, unter andern eine römisch-katholische mit einem Augustinerkloster, mehrere Braminische Pagoden u. dergl. Ferner fehlt es nicht an wohlthätigen und gelehrten Anstalten; der Hospitäler sind mehrere, die Waisenversorgungsanstalt, die Freischule u. s. w. Hier ist seit dem J. 1784 eine asiatische gelehrte Gesellschaft errichtet und im J. 1801 ein Collegium (eine Art Universität) angelegt worden. Noch sind: die Cadettenschule, die Aka-

*) *Le Goux de Flaix*, Tableau de l'Indoustan, T. I. p. 379. giebt die Anzahl der Hinduer allein in dieser Stadt zu Einer Million an. Obige ist die gewöhnlichste Angabe.

demie der Muhammedaner, die Handelsschule, die Sternwarte und der botanische Garten zu bemerken. Es sind der Buchdruckereien mehrere. An Fabriken, Künstlern und Handwerkern fehlt es dieser Stadt nicht; auch ist der Handel sehr erheblich. Der Ausfuhr- und Einfuhrhandel zu Wasser und zu Lande wird jährlich auf etwa 4 Mill. Pf. Sterl. geschätzt. Es sind hier mehrere Handelsbanken, 6 Assecuranz-Gesellschaften, und außer den vielen englischen und hinduischen Handelshäusern, mehrere portugiesische, armenische, türkische und nordamerikanische Handelshäuser. — Es wird hier ziemlicher Schiffbau getrieben.

(2) **Nuddea** oder **Nadya** am **Ganges**, ansehnliche, jetzt aber in Verfall gerathende Stadt, in welcher viele **Braminen** wohnen; auch ist daselbst ein hinduisches Seminarium.

(3) **Dekka** oder **Dschihanzironga** (108° 20′ L. und 23° 43′ N. Br.), vormals eine Hauptstadt von **Bengalen**, liegt am **Ganges**, und ist in Rücksicht ihrer Größe und Bevölkerung die dritte in **Bengalen**. Die Häuser sind meist Rohrhütten auf Pfählen. Die Citadelle ist im Verfalle. Unter den Einwohnern sind mehrere zum Christenthume bekehrte **Hinduer**. Man findet hier eine armenische Kirche; desgleichen Manufacturen, welche die feinsten Baumwollenzeuge, Mousseline, Zitze, geblümte Schleier u. s. w. verfertigen, wozu die Baumwolle aus der Landschaft selbst genommen wird. Auch ist hier noch ein Hauptmarkt von seidenen und baumwollenen Zeugen, ob er gleich in den neuesten Zeiten nicht mehr so blühend ist, wie vormals.

(4) **Murschedabad** (106° 5′ L. und 24° 15′ N. Br.), große Stadt am Flusse **Ganges**, ehemals ebenfalls eine Hauptstadt von **Bengalen**, ist schlecht gebaut und jetzt sehr im Verfalle. Vormals war hier auch eine große Factorei der **Holländer**.

(5) **Kassimbasar**, nicht weit von voriger, starker, gewerbsamer Handelsplatz, mit mehreren europäischen Factoreien; auch ist hier der erste Hauptmarkt für den Handel mit Seiden- und Baumwollenwaaren.

Anm. In der Nähe liegt in einem Sumpfe der große, prächtige Pallast Motidschil, und auf der Seite gegen über der Pallast Hiradschil.

(6) Saidabad, eine beträchtliche Handelsstadt, nicht weit von voriger, wo viele armenische Kaufleute in ansehnlichen Häusern wohnen; auch waren hier sonst französische Kaufleute.

(7) Nattore (106° 40′ L. und 24° 30′ N. Br.), große alte Stadt, nordostwärts von Morschedabad, an einem Canale des Armes des Flusses Tystah.

(8) Radschemal (auch Akbarnagor genannt), alte große Stadt und vormalige Residenz des Statthalters von Bengalen, am Fuße der Tilingully- und Sakrigully-Gebirge, etwa 16 geogr. Meilen von Murschedabad. Die Nähe der Wälder macht die Luft in dieser Gegend etwas ungesund. Diese ehemals ziemlich wichtige Stadt ist in neueren Zeiten sehr herabgekommen. Die häufigen Ruinen zeugen von der ehemaligen Pracht. Noch sieht man einige vorhandene, aber verfallene Paläste, und andere zum Theil noch besser erhaltene Gebäude. Ein Theil der Häuser ist von Backsteinen und Kalk erbaut, ein größerer aber besteht bloß in Lehm- und Strohhütten.

Anm. In der Nachbarschaft von Radschemal in den Gebirgen am Ganges wohnt die Völkerschaft der Tuppa's, die sich in jeder Hinsicht, Sprache, Charakter, Sitten, Religion u. s. w., sehr merklich von den übrigen Bewohnern Indiens unterscheidet. Sie treibt auch Räuberei.

(9) Mungulgaut oder Mongulhat, am Flusse Durlah, Manufacturstadt, die sehr viele Baumwollenzeuge in den Handel liefert.

(10) Rongpur oder Rungpur, befestigte Gränzstadt, an einem Arme des Tystah, Hauptniederlage des Handels nach Tibet.

(11) Islamabad oder Dschittigang (91° 55′ L. und 22° 20′ N. Br.), Handelsstadt und Seehaven am östlichsten Ausflusse des großen Ganges; hat ein ansehnliches Castell mit einem Schiffswerfte.

(12) Marbarkan, Hauptstadt der jetzt mit Bengalen vereinigten Landschaft Tipra.

(13) Komillah, Stadt an einem Arme des Buramputer.

Anm. 1. Im nordöstlichen Theile von Bengalen ziehen sich die Garraugebirge mit mehreren fruchtbaren Hügelreihen, deren Bewohner ihre eigenen Oberhäupter, Priester und sehr einfache Sitten haben, und den Britten zinsbar sind.

Anm. 2. Die noch sehr wenig bekannte Landschaft (oder Königreich) Tipra liegt ostwärts von Bengalen, zwischen diesem Lande und Ava; dem größten Theile nach soll sie jetzt zu Bengalen gehören; doch die Herrschaft der Britten über dieses Land nicht sehr fest seyn, da die Einwohner eine Art Wilder sind. — Die Gebirgsbewohner werden Kuki's oder Kukier genannt; sie glauben an ein einziges höchstes Wesen, haben aber auch dabei eine Menge Untergötter und den Fetischen ähnliche Wesen. Außerdem findet man noch vielerlei seltsame Sitten unter ihnen. Sie sind kriegerisch, und ihre Waffen bestehen in Schwerdtern, Lanzen, Bogen und Pfeilen.

Zugabe.

In Bengalen liegen außer den hier beschriebenen brittischen Besitzungen und Niederlassungen:

(1) Tschandernagor (Chandernagor) (106° 9' L. und 22° 51' 26" N. Br.), bisherige französische Niederlassung am Flusse Hugli mit einem Gebiete von einer Stunde im Umkreis.

(2) Chinsura am Ganges, mit einem Castelle, den Holländern gehörig, die in diesem Lande noch einige Factoreien hatten.

Anm. Diese und alle andere Niederlassungen der Holländer, Franzosen und Dänen in Hindustan und Dekan sind jetzt von den Engländern in Besitz genommen worden; von ihrem neuesten Zustande ist uns nichts bekannt und wir können deswegen nichts Bestimmtes davon beibringen.

2. Die Landschaft Behar oder Bahar.

Diese Landschaft ist ebenfalls den Britten unmittelbar unterworfen, außer einem Theile, welcher den

Mahratten gehört, und den wir schon beschrieben haben. Auf beide Theile paßt die gleiche Nachricht von der Naturbeschaffenheit. Diese Landschaft ist besonders reich an Salpeter und an Mohn, der zur Zubereitung des Opiums benutzt wird. Derjenige Theil, welcher westwärts von Bengalen an beiden Seiten des Ganges liegt, enthält folgende bemerkenswerthe Ortschaften:

(1) Patna (103° 5′ L. und 26° 20′ N. Br.), die Hauptstadt dieser Landschaft und Sitz der Regierung. Es ist eine beträchtliche, weitläuftige und volkreiche Handelsstadt am südlichen Ufer des Ganges. Sie hat eine kleine Festung, ist aber auf der Landseite nur mit einer Mauer umgeben. Außer der schönen, geraden Hauptstraße, die sich mitten durch die Stadt hin in der Länge einer Meile bis zu dem großen Marktplatze erstreckt, sind die Straßen größtentheils enge und unreinlich. Die Häuser sind jedoch meistens massiv, ziemlich ansehnlich, und darunter sehr hohe und wirklich prächtige Gebäude, die den europäischen Handelsleuten gehören. In dieser Stadt werden viele Silber-, Eisen- und Holzarbeiten verfertigt; desgleichen sind die Cattunwebereien zahlreich; mit diesen Fabrikaten, besonders aber mit dem vortrefflichsten Opium, der in der Gegend gebaut und bereitet wird, und mit dem gewonnenen Salpeter wird ein ansehnlicher Handel getrieben. — Dieser Stadt gegenüber auf einer Insel im Ganges liegt der Ort Sumbulpur.

(2) Dinapur, militärisches Standquartier an dem Einflusse des Soane in den Ganges.

(3) Arbal, Stadt am östlichen Ufer des Soane mit einer Papierfabrik.

(4) Bahar, sehr herabgekommene Stadt, welche vormals die Hauptstadt der Landschaft war, der sie den Namen gab, und sich jetzt nur noch durch ihre prächtigen muhammedanischen Grabmähler auszeichnet.

(5) Rotaßgam, eine der vornehmsten Bergfestungen in Indien, drei Meilen westwärts von dem Soane, die einen Umfang von zwei geogr. Meilen hat und auf einem Berge liegt, den man zu ersteigen eine Stunde braucht. Der

Zugang zur Festung ist sehr erschwert, und in dem Innern derselben sind hübsche, steinerne Gebäude.

(6) Darbang oder Durbunga, große Stadt am Flusse Gogari, die aber nur aus Häusern mit Strohdächern besteht.

(7) Tirhut, eine sehr weitläuftige Stadt am Ufer des Flusses Bagmathi, ein alter Musensitz der Hinduer.

(8) Bettiah oder Bithia, große, volkreiche, mit einer Lehmmauer, Thürmen und Graben befestigte Stadt, nicht weit vom Flüßchen Man. Hier ist ein kleines Franciscaner-Closter mit einer katholischen Kirche.

(9) Monghir oder Housa, eine große, alte Stadt am Ganges, vormals Sitz eines Statthalters, mit einer alten, ehemals sehr ansehnlichen, jetzt verfallenen Festung auf einer Anhöhe, die drei Thore hat. Der Pallast, der nach dem Ganges hin liegt, ist ein großes, ansehnliches und hübsches Gebäude. Die Stadt selbst ist mit einer Mauer umgeben und hat vier Thore. Sie ist jetzt sehr herunter gekommen; denn von den schönen Pallästen, Moscheen, Pagoden und andern prächtigen Gebäuden, so wie von dem großen Marktplatze ist jetzt nicht mehr viel vorhanden, da die Stadt so gar sehr durch Kriege gelitten hat; sie ist auch nicht mehr die große Handelsstadt, die sie vormals war.

3) Landschaft Orissa.

Von dieser Landschaft gehört nur ein Theil, wie wir schon angemerkt haben, nämlich der längs der Küste hin bis Bengalen, zu den unmittelbaren brittischen Besitzungen in Indien, das Uebrige hingegen macht einen Theil des östlichen Mahrattenstaats aus.

In dem brittischen Antheile an diesem Lande haben wir folgende Ortschaften zu bemerken:

(1) Midnapur (105° 25′ L. und 22° 48′ N. Br.), Hauptstadt eines Bezirks, mit einem alten und einem neuen Castelle und einem prächtigen, steinernen, fürstlichen Schlosse.

(2) Kuttak oder Kattak (103° 40′ 30″ L. und 20° 30′ N. Br.), am Flusse Mahanadda, nicht weit vom Meere, die sehr ansehnliche befestigte Hauptstadt der ganzen Landschaft mit zum Theil massiven, steinernen Häusern, zum Theil schlechten Lehm- und Strohhütten. Die Citadelle, Barahbatty genannt, ist ein ziemlich großes und festes Castell; auch ist hier der Statthalters-Pallast, Lollbagh genannt.

(3) Dschagernat (eigentlich Dscherganada), Seehandelsstadt, einige Stunden vom Meere und am See Dschilka, berühmter jedoch als Wallfahrtsort, wohin alljährlich eine ungemein große Anzahl von andächtigen Pilgern ziehen. Denn hier wird in einer Pagode, deren hohes Alter, das sich in der Dunkelheit der frühesten Vorzeit verliert, *) nicht bestimmt werden kann, der Gott Wischnu, unter dem Namen Dschagarnatha, d. h. Herr der Schöpfung, andächtigst verehrt. — Der Tempel besteht eigentlich aus drei mit einander verbundenen Pagoden, deren Pyramidenspitzen sich beinahe bis in die Wolken erheben, und schon in weiter Ferne sichtbar sind, so daß sie den Schiffern zu Merkzeichen dienen. — Dieses ungeheure Gebäude, eine schreckliche Steinmasse, ist aus Granitblöcken aufgethürmt, die aus einem etwa 24 Meilen entfernten Granitsteinbruche herbeigebracht worden; es sollen sich darunter Massen von 10 bis 12,000 Kubikfuß befinden. **) — Das Ganze bildet ein Parallelogramm. — Die drei Pagoden sind mit einer starken Mauer von großen schwarzen Steinen eingeschlossen, die vier Thore, gegen jede Weltgegend eines, hat. — Die Hauptpagode, welche man auch die schwarze nennt, ist ganz von großen schwarzen Steinen, und wird für die höchste, schönste und heiligste gehalten; auch ist die Pyramide, die ihren Haupteingang krönt, die höchste, ein hohes bewundernswürdiges Werk, das der Zuschauer erstaunt anblickt und über der schwindelnden Höhe seine Zierrathen beinahe ganz vergißt.

*) Ja die Hinduer sprechen von einem Alter von 11,000 Jahren.

**) *Le Goux de Flaix* (T. I. p. 114.) behauptet, solche Massen selbst ausgemessen zu haben.

Die Bildsäule des Gottes, eine menschliche Figur, 8 Fuß hoch, roth und sehr plump in Holz gearbeitet, hat von Edelsteinen eingesetzte Augen, und steht auf dem Altare oder Takur in der Hauptpagode, in welcher alle Hindues, außer denen der unedeln Kaste, *) um ihre Andacht zu verrichten, freien Zutritt haben; aber ihre Mahlzeit halten und ihre Nachtruhe nehmen, dürfen die Wallfahrer nur in den beiden andern Pagoden, die demnach eigentliche Pilgerherbergen (Schultri's) sind.

Die Straße der Stadt, die zu den drei Pagoden führt, ist sehr lang und enthält viele große Häuser und Gärten.

Dieser Tempel soll große Schätze (wie viel jetzt noch davon vorhanden seyn mögen, läßt sich nicht wohl bestimmen) und große Einkünfte besitzen, welche letztere man noch zu Anfange des vorigen Jahrhunderts auf 450,000 Thaler schätzte, die von Pilgern freiwillig gesteuert wurden, denn die Armen waren frei. — Die Ausgaben sind auch groß, denn davon muß der Oberbramin mit seinen zahlreichen Gehülfen und Dienern unterhalten, die vielen Tausend dürftigen Pilger, die hierher kommen, unentgeldlich gespeiset, und eine äußerst zahlreiche Heerde von Kühen (vor Zeiten 20,000 Stück) ernährt werden.

Die Haupt-Wallfahrt ist zur Zeit des Wagenfestes (wovon schon oben), an welchem das Götzenbild des Dschagarnatha auf drei verschiedenen Götterwagen umhergefahren wird.

In dem Tempel sieht man, etwa 70 Fuß hoch über der Erde erhaben, einen in die Wand eingemauerten, mit dem Vorderleibe frei schwebenden, heiligen Ochsen.

Auf der Landseite bei den drei Pagoden sieht man noch eine Menge kleiner Pagoden und Götzenbilder mit Lustwäldern und ausgemauerten Badeteichen. Auch die Straßen der Stadt sind reich an Götzencapellchen.

*) *Le Goux de Flaix* sagt (am angef. Orte), alle Hindues dürfen ohne Unterschied in den Tempel hinein, und sind dann einander völlig gleich.

Hierbei ist noch anzumerken, daß es für jeden Hinduer eine heilige Pflicht ist, wenigstens Ein Mal in seinem Leben nach Dschagernat zu wallfahrten.

(4) Balassor oder Balessir, ziemlich beträchtliche See- und Handelsstadt am Burry-Bellarflusse und am Bengalischen Meerbusen auf der Gränze von Bengalen, mit einem Hafen. Die Stadt ist etwas heruntergekommen; sie ist nicht mehr so groß, wie vormals, auch ist ihre Gewerbsamkeit nicht mehr so lebhaft, wie vor Zeiten; doch werden noch sehr schöne, vortreffliche Kattune, besonders weiße, und andere Zeuge, auch besondere Zeuge aus Wurzelfasern, oder richtiger, aus wilder Seide, und zwar in ziemlicher Menge verfertigt. Der Handel ist auch noch gar nicht ausgestorben. Man findet hier mehrere fremde Handelsleute. Die hiesigen Portugiesen haben eine katholische Kirche.

(5) Bimilipatnam oder Bhiempatnam (unter 18° N. Br.), vormalige holländische Handelsloge, mit einer kleinen Festung, am Meere und am Fuße eines ziemlich hohen Berges, auf dessen Gipfel eine Pagode steht, in deren Pyramide jede Nacht Feuer zur Ehre der Gottheit unterhalten wird, so daß dieser Tempel den Schiffern zum Leuchtthurme dient. Jetzt ist diese Niederlassung in den Händen der Britten, die auch den kleinen Fürsten von Tschikokol, zu dessen Gebiete dieser Ort gehört, zu ihrem Vasallen gemacht haben.

Anm. In der Nähe ist der heilige Berg Schiemanchelom, wohin gewallfahrtet wird. *)

(6) Vizegapatnam, eigentlich Vieschnagapatnam (d. h. Schlangengiftstadt), eine Stadt oder vielmehr Flecken an der Mündung eines kleinen Flusses, dessen Einfahrt gefährlich ist, liegt zwischen dürren, kahlen Bergen und steilen Felsen eingeklemmt. — Die Hitze ist hier im Sommer bei Tage sehr schwül. — Die Britten haben hier eine befestigte Factorei, mit 4 kleinen Bastionen und 18 Kanonen. Man baut hier Schiffe, und in der Gegend werden allerlei grobe und feine Zeuge verfertigt, die in den Handel kommen.

*) Haafner's Reise, I. S. 13 f.

4. Die Landschaft oder das Fürstenthum Benares (oder Benares), welche vormals zur Landschaft Berar und dann zur Landschaft Allahabad gehörte, ist ein schönes, vom Ganges von Westen nach Osten durchflossenes Land, das fruchtbar und in mancher Hinsicht reich und schätzbar ist. Es ist nicht sehr bergig. Die Anzahl der Einwohner wird auf zwei Millionen angeschlagen. Sie hat jetzt nur noch zum Scheine einen Titular-Rajah, der ein Pensionnair der Britten ist. —

Diese Landschaft liegt zwischen den Ländern Bahar und Aud (Oude). — Zu bemerken sind:

(1) Benares, vormals Kaschi (105° 47′ L. und 25° 14′ N. Br.), die Hauptstadt dieses Landes, eine berühmte, sehr ansehnliche, große, reiche und volkreiche Stadt, eine der wichtigsten in ganz Indien, in einer herrlichen Ebene am linken Ufer des Ganges, welcher dieselbe in einem halben Zirkel umgiebt. Die Stadt nimmt einen beträchtlichen Umfang ein, ist aber ganz offen; die Straßen sind meist enge und schmutzig, und werden durch Häuser verdunkelt, die oft 5 bis 7 Stockwerke hoch sind; erstere sind großen Theils von Steinen, *) zum Theil von sehr schönen und theueren, erbaut, worunter auch prächtige Palläste, zahlreiche, öffentliche Gebäude, Pagoden, Hospitäler u. s. w., nebst anderen milden Anstalten, schönen Gärten, Alleen, großen und kleinen Teichen und weiteren Merkwürdigkeiten. Besonders auffallend ist die Anzahl und Schönheit der Pagoden, unter welchen sich, als die vornehmste, die des Wiß-Wischa oder Wiß-Wischar (Mahadewa) emporhebt, ob sie gleich nicht die größte, aber doch wegen ihrer Bauart und künstlichen Verzierungen die merkwürdigste ist. Zu derselben strömt alljährlich eine große Menge von Wallfahrern herbei, besonders auch um des hier vor anderen Stellen heiligen Wassers des Ganges. — In diesem Flusse

*) Nach Lord Valentia's Angabe in seiner neulich erschienenen Reisebeschreibung sind hier der steinernen Häuser mehr als 12,000, und der Lehmhäuser mehr als 16,000, also: 28,000 Häuser.

waschen sich die Einwohner sehr häufig; zu dem Ende gehen von dem steinernen Damme oder Gestade (Kai), der an den Häusern längs dem Flusse hinläuft, und zur Bändigung seiner Fluten dient, sehr häufig Stufen hinab an das Wasser. —

Besonders merkwürdig ist aber Benares wegen seiner Universität oder Braminischen hohen Schule, seiner Sternwarte u. s. w. Ueberhaupt ist hier der Hauptsitz der alten Indischen Gelehrsamkeit. —

Die Stadt hat sehr viele Industrie und treibt beträchtlichen Handel, doch war der Wohlstand vor Zeiten weit blühender, als jetzt. Man verfertigt hier Schahls (Shawls) und einige andere Zeuge u. dergl., auch sind hier Indigofabriken. Der Handel wird noch lebhaft betrieben, besonders auf der großen, starkbesuchten Messe, die jährlich im Februar und März hier gehalten wird. Die Anzahl der Kaufleute und Wechsler ist sehr groß, und viele sind sehr reich. — Die meisten Einwohner und Kaufleute sind Hinduer, doch giebt es darunter auch mehrere Europäer und Muhammedaner (nicht der zehnte Theil). — Von neueren Reisenden rechnet der Eine *) die Anzahl der ansässigen, beständigen Einwohner auf 380,000 Köpfe, ein Andrer **) gar auf 580,000 — ohne den Hofstaat der sich hier aufhaltenden drei Prinzen, und ohne die Fremden, die zu gewissen Zeiten in ungeheurer Menge hieher zusammenströmen.

Das Klima dieser Stadt ist sehr gesund, und trotz der südlichen Lage ist der Winter, wegen der Nähe der Tibetanischen Schneegebirge, ziemlich kalt, und hat auch Eis. — In der Nähe findet man mehrere alte Ruinen. —

(2) Dschionpur oder Dschonpur, weitläuftige Stadt, vormals eine königliche Residenz, mit einem sehr starken, großen, jetzt verfallenen Castelle auf einem Erdhügel. Es sind in dieser Stadt noch mehrere Alterthümer und merkwürdige Ruinen, worunter die noch ziemlich wohl er-

*) *Le Goux de Flaix*, der noch dabei sagt, er wundre sich über diese große Angabe.

**) Lord Valentia.

haltene, steinerne Brücke über den Gumaty vorzüglich zu bemerken.

(3) Ghasipur, große Stadt am linken Ufer des Ganges. Sie hat zwei Schlösser, ein altes Bergschloß, das schon lange in Ruinen liegt, und ein neueres Schloß oder Pallast des Befehlshabers am steilen Ufer, das auch schon im Verfalle ist.

(4) Ramnagor, Stadt und Festung am rechten Ufer des Ganges gegen Benares, über eine Meile davon entfernt. Die Häuser sind von Stein, die Straßen, wie hier zu Lande gewöhnlich, enge, und unter mehreren anderen schönen Gebäuden befindet sich hier auch ein prächtiger Pallast des Rajah.

(5) Tschinar oder Tschinargar, Stadt und ansehnliche Felsenfestung am rechten Ufer des Ganges, welche schon alt ist und den Fluß bestreicht. —

(6) Radschpur, Stadt und Residenz eines Rasbuten-Radscha's (Rajah's).

5) Theile der Landschaft Auhd (Oude), nebst Bezirken von Ellahabad, welche von dem Fürsten dieses Landes für ihren Schutz an die Engländer abgetreten werden mußten. Hierher gehören folgende Ortschaften:

(1) Ellahabad oder Allahabad, Hauptort eines Gebiets, vormals einer großen Landschaft; sehr große, aus einer alten und neuen bestehende, merkwürdige und wichtige Stadt mit einem prächtigen Castelle, schönen Gebäuden und hübschen Gärten. Man findet hier auch mancherlei Indische Alterthümer. Sie wurde im J. 1798 mit ihrem Gebiete an die Engländer abgetreten.

(2) Lucknow oder Loknu, eine große, volkreiche, doch unregelmäßige und offene Stadt am Flusse Gumaty, mit einem Umfange von vier Meilen, hat manche schöne Gebäude, aber auch schlechte Häuser und enge, schmutzige Straßen. Das vorzüglichste Gebäude ist der sogenannte fünffache Pallast. Es sind hier die Indigo-Fabriken zu bemerken.

6) Das Gebiet von Agra.

Die vormalige kaiserliche Stadt Agra, die oft dem hindustanischen Kaiser zur Residenz diente, ist nach mancherlei Schicksalen einem Mahrattenfürsten, nämlich dem Daulat-Rau-Sindiah, mit dem größten Stücke der dazu gehörigen Landschaft zu Theil geworden. Diese Stadt mußte er aber nebst ihrem Gebiete im Jahr 1803 den Britten abtreten; ihre Beschreibung gehört also jetzt hierher.

Agra oder Akbarabad (94° 24' L. und 26° 43' N. Br.), vormals zuweilen Haupt- und Residenzstadt des Padschach's von Hindustan (oder Groß-Moguls), am Flusse Dschumna, war noch um die Mitte des 18ten Jahrhunderts eine sehr große, ansehnliche, wichtige Stadt, welche 7 Meilen in der Länge und 3 in der Breite hatte; in frühern Zeiten zählte man in derselben fünfzehn große Marktplätze, achtzig Kierwanserais, 800 öffentliche Bäder, eine Menge anderer öffentlicher Gebäude, ein ungemein prächtiges, aufs kostbarste ausgeschmücktes, kaiserliches Residenzschloß, mit hohen Mauern, festen Thürmen und tiefen Graben umgeben. Der Umfang beträgt 2500 Ellen. Ueberall herrschte Pracht und Luxus. Die Anzahl der prachtvollen Moscheen und öffentlichen Gebäude war ungemein groß; auch sah man hier eine beträchtliche Anzahl von Mausoleen und andern Grabmälern. Die Jesuiten hatten hier ein Closter. An Künstlern, Fabriken und einem ziemlich beträchtlichen Handel fehlte es ehemals dieser prächtigen, wichtigen, merkwürdigen und durch mancherlei Vorzüge ausgezeichneten Kaiserstadt keineswegs, ob sie gleich kein anderes als salziges Wasser in ihrem Umfange hat, weswegen man das Trinkwasser außerhalb derselben herbeiholen muß. Jetzt ist diese prachtvolle Stadt mit allen ihren Herrlichkeiten durch die Gräuel des Krieges größtentheils zerstört, und von allen ihren Prachtgebäuden und Schönheiten sind meistens nur noch Trümmer vorhanden.

Die Gegend um diese ehemals so blühende Stadt her ist jetzt eine baumleere Sandwüste.

B. Mittelbare oder zinsbare Länder der Britten in Hindustan.

1) Die Landschaft oder Nabobschaft Auhd oder Avad (Oude) begreift jetzt außer dem Reste dieser alten Landschaft, von welcher ein Theil an die Britten abgetreten worden ist, wie wir oben gesehen haben, einige Theile von der alten Landschaft Allahabad, den größten Theil von Rohilkund, oder den Ländern der Rohilla's, und Theile der Landschaften Agra und Dehli, welches Land der jetzige Fürst, der den Titel Nabob-Wessir führt, als ein Erblehn von den Britten besitzt.

Die bemerkenswerthesten Ortschaften sind:

(1) Feisabad, Haupt- und Residenzstadt des Landes, auch Bangla genannt, am Flusse Gagra.

(2) Dscherabad oder Kafrabad, volkreiches Städtchen mit zum Theil steinernen Häusern, mit Teichen umgeben, in einer weiten Ebene zwischen zwei Flüssen. Die Einwohner haben guten Ackerbau und treiben dabei starke Baumwollenweberei.

(3) Balrampur, Handelsplatz in einer anmuthigen Ebene, mit meistens Lehm- und Strohdachhäusern, wohin die Bewohner der nördlichen Gegenden ihre Producte zu Markte bringen.

(4) Nanpara, eine Stadt in einer sumpfigen Rohrgegend, wo sich sehr viele wilde Thiere, als Tiger, wilde Ochsen, Elephanten, Nashörner u. s. w. aufhalten.

(5) Partabghar, Stadt bei einer Salzsteppe, in welcher man viel Küchensalz sammelt. —

Folgende zwei Rohilla's-Fürstenthümer:

(a) Das Fürstenthum Furruchabad, mit der gleichnamigen Fabrik- und Handelsstadt, welche ein Castell hat.

(b) Das Fürstenthum Brampor mit der Haupt- und Handelsstadt gleiches Namens am Ganges.

Anm. Die beiden kleinen Fürsten dieser Ländchen sind jetzt Vasallen des Fürsten von Auhd (Oude).

2) Der Ueberrest des Gebiets des vormaligen, so tief herabgesunkenen Kaisers von Hindustan, des unglücklichen Schach Allum, der nun ein Vasall der Britten ist, und nichts mehr besitzt, als die alte Kaiserstadt Dehli mit ihrem Gebiete, indem die übrigen Theile dieser Landschaft vertheilt worden sind.

Wir haben also hier zu beschreiben:

Dehli, die alte Haupt- und Residenzstadt von Hindustan, in einer Ebene am westlichen Ufer des Flusses Dschumna. Diese ungeheuer große und prachtvolle Kaiserstadt, die jetzt ebenfalls gar sehr von ihrem ehemaligen Glanze herabgekommen ist, hatte zur Zeit ihres Flors von Süden nach Norden längs dem Flusse hin eine Länge von etwa fünf geogr. Meilen, und eine Breite von beinahe vier Meilen. Der ganze Umfang soll 15 Meilen betragen haben. Die Anzahl ihrer Einwohner belief sich auf zwei Millionen Seelen.

In der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts wurde diese Prachtstadt von feindlichen Heeren ausgeplündert und verheert. Im J. 1738 kam der persische Tyrann, Schach Nadir, mit seiner Armee hierher, nachdem er die hindustanische geschlagen hatte, und brachte ein unaussprechliches Elend über die Stadt, den Hof und das ganze Land. Er raubte den ganzen Schatz, den er in den kaiserlichen Pallästen vorfand und plünderte alles aus, was er von Kostbarkeiten auffand. Man schlägt den Werth des von ihm Geraubten aufs geringste zu 500 Millionen Reichsthalern an.

Im J. 1747 wurde die Stadt zu wiederholten Malen von den Afghanen geplündert und verheert. Nach diesen kamen die Mahratten, die nicht besser in dieser armen Stadt wirthschafteten, die sich seit der Zeit nicht wieder hat erholen können. Was von dieser ungemein großen und prächtigen Stadt noch übrig geblieben, das dient beinahe nur zur Rückerinnerung an das, was sie vor Zeiten gewesen ist, und wie ältere Reisebeschreiber sie uns als Augenzeugen schildern. Dennoch hat sie auch jetzt in dem verwüsteten Zu-

stande, in welchem man sie findet, manche Vorzüge, Schönheiten, Merkwürdigkeiten und Ueberreste alten Glanzes, die sie noch immer interessant machen. Sie ist nicht ganz von der Erde verschwunden, sondern verdient noch jetzt die Aufmerksamkeit jedes reisenden Beobachters.

Was davon noch übrig ist, wollen wir mit einigen Blicken überschauen. — Die heutige Volksmenge der Stadt soll sich auf mehr als 1,700,000 Seelen belaufen. *) Die Stadt ist jetzt in die Alt- und Neustadt abgetheilt; jene begreift den noch übrigen ältesten Theil. Der Umfang des Ganzen betrug noch in neueren Zeiten zwölf Meilen. Ein Theil der Stadt wird Hinduanieh genannt, und blos von Hinduern, und der andere Mogolemie, und nur von Muhammedanern, Mogulen u. s. w. bewohnt. Der letztere ist regelmäßiger gebaut und hat schönere Häuser und Palläste, als der erstere. — Der großen Hauptstraßen sind drei. — Zu bemerken sind: die Moscheen Sekandara und Humajum, bewundernswürdige Gebäude, die sehr zahlreichen Basars (Marktplätze und Kaufhöfe). Die drei größten und ansehnlichsten derselben sind: der von Sadulakan, der von Schande-nit-Schek und Paragaon: hier kann man auch Nachts die benöthigten Waaren haben. — Das Zeughaus (Topekana) ist sehr merkwürdig. — Die sehr reinlichen Fleischbänke am Ufer des Dschumna. — Das Jesuitenkloster. — Die prächtige steinerne Brücke mit zwölf Schwibbogen. — Das schöne Grabmal von Schamskhan. — Die Sternwarte. — Der kaiserliche Pallast, Daurisaraj genannt, nicht weit von vorgedachter Brücke am Flusse, nimmt einen Raum von 84 378 Quadrattoisen mit seinen sieben Hauptgebäuden und drei Gärten ein; nur auf den drei Landseiten ist dieser Pallast mit einer 20 Fuß hohen Mauer umgeben; auf der Wasserseite ist er offen. Der Thore sind vier. Das Innere ist sehr schön verziert; doch sind, wie bereits angemerkt, die ungeheuern Kostbarkeiten nicht mehr vorhanden, welche vor dem J. 1738, d. h. vor der persischen Plünderung, diesen Pallast einer beinahe un-

*) Nach *Le Goux de Flaix* (T. I. p. 183. f.), dessen Schilderung des neuesten Zustandes von Dehli hier im Auszuge mitgetheilt wird.

erschöpflichen Schatzgrube gleich machten. Zwischen den beiden Thoren auf der Stadtseite sieht man den herrlichen Gerichtssaal. — Noch merkwürdiger ist der Gesandtschaftssaal mit dem Prachtthrone. Die Gärten, Stallungen und Küchen sind sehr schön, und besonders beide letztere werden ungemein reinlich gehalten. — In diesem Pallaste ist auch die Eisgrube zu bemerken, wo man durch Kunst das Eis für den Bedarf des Hofes zubereitet, weil die Natur hier keines liefert. — — Es sind hier noch mehrere ansehnliche Palläste und andre Merkwürdigkeiten. Auch herrscht noch viel Kunst- und Gewerbsfleiß, die Fabriken sind ziemlich zahlreich und der Handel ist gar nicht unbedeutend. — (Dies ist das Wichtigste, was uns der enge Raum erlaubt, von dieser großen Stadt zu sagen.)

II. Dekan
oder die Halbinsel diesseits des Ganges.

Außer den Mahrattenländern auf der Nordwestküste dieses Landes und dem Reiche Orissa auf der Nordostseite der Halbinsel, welches zwischen den Mahratten und Britten getheilt ist, haben wir jetzt noch folgende Theile dieser auch sogenannten Ghatischen Halbinsel zu beschreiben, die jetzt beinahe alle, bis auf Golkonda, den Britten am Ganges theils unmittelbar, theils mittelbar unterworfen sind.

Hier haben wir also zu beschreiben:

II) Die Brittische Präsidentschaft Madras, welche den östlichen Theil, nämlich die Küste Koromandel (richtiger Dscholomandela), nebst einigen Theilen des Innern in sich faßt, und zwar vom See Schilka, zum Cap Komari oder Komerin, das die Südspitze der Halbinsel ausmacht, besteht, so wie die von Kalkutta oder Bengalen, theils aus unmittelbaren, theils aus mittelbaren,

meist sehr fruchtbaren und einträglichen Ländern. — Diese einzelnen Theile sind folgende:

1. Die Landschaft Karnatik, der Landstrich, der sich, mit Einschluß der Nabobschaft Arkot, zu welcher das Ganze gehört, von der Südgränze der nördlichen britischen Cirkar's bis an die Südspitze erstreckt, längs dem Meere hin, und auch ins Innere hinein, von den Flüssen Palier, Dschowanarou und Ponnarru durchflossen, besteht jetzt an sich aus folgenden Landschaften und Bezirken:

1) Der Bezirk (Cirkar) von Madras, vormals Schaghier (d. h. Lehn), von Karnatik oder Karnada, Bezirk am Meere, den die Britten Anfangs von dem Nabob von Arkot zu Lehn trugen, dessen Oberherren sie jetzt sind.

Hier haben wir zu bemerken:

(1) Madras (eigentlich Madraspatnam, bei den Hinduern aber Tschinepatnam), am Flusse Palier und am Meere (98° 8' L. und 13° 4' 54" N. Br.), sehr ansehnliche See- und Handelsstadt mit etwa 300,000 Einwohnern, theils Britten und anderen Europäern, theils Hinduern, Sinesen, Peguanern, sogenannten Mohren, Juden u. s. w. Die Hoffnung des Gewinns zieht viele Leute hieher. Diese Stadt ist die Haupt-Niederlassung der Britten auf dieser ganzen Küste und als Hauptstadt ihrer zweiten Präsidentschaft auch der Sitz eines Gouverneurs u. s. w. — Die Engländer ließen sich schon im Jahr 1645 hier nieder, aber erst nachdem ihre feste Niederlassung Fort David im J. 1758 von den Franzosen zerstört worden war, machten sie aus Madras ihre Hauptniederlassung auf dieser Küste, wo sie vorher nur eine Factorei gehabt hatten. — Der Boden, auf welchem dieser Ort erbaut wurde, hat, trotz der Bequemlichkeit der Lage, mancherlei nachtheilige Beschaffenheiten, denn er ist salzig, trocken, sandig, und daher sehr wenig zum Anbaue geschickt, auch zum Theil wirklich unfruchtbar; die Ur-

sache davon ist ein Salzwasserflüßchen, das alle ihm nahen Süßwasserquellen verschlingt oder verstopft; daher fehlt es dieser Stadt an gesundem, frischem Trinkwasser. Doch ist, um diesem Uebel abzuhelfen, in den neueren Zeiten eine Wasserleitung angelegt worden — Diese Hauptstadt besteht aus zwei Hauptheilen, nämlich zuerst aus der starken Festung St. Georg, welche zugleich die sogenannte weiße oder neue Stadt bildet, die nur von Europäern bewohnt wird. Die Festung an sich ist vortrefflich angelegt und einer der festesten Plätze in Indien. Sie liegt am Meere, ist der Sitz des Gouverneurs, dessen Wohnung aus zwei prächtigen Gebäuden besteht, der Regierung, aller oberen und unteren Beamten der Ostindischen Gesellschaft, so wie auch der Wohnplatz vieler reichen Kaufleute; die Anzahl der sämmtlichen Wohnhäuser, die alle gut gebaut sind, beläuft sich auf etwa 500, die vielen Magazine und Packhäuser ungerechnet, in welchen ungeheure und äußerst kostbare Waarenvorräthe aufgestapelt sind; so wie man auch viele große Kaufmannsgewölbe und Kramläden findet. — Der schöne, große, viereckige Paradeplatz (Fort's-Square genannt) liegt vor dem Gouvernementsgebäude, *) und diesem gegenüber steht das hübsche Rathhaus, und die übrigen Compagnie-Gebäude nehmen die anderen Seiten des Platzes ein. — Außerdem ist in dieser Stadt eine hübsche Kirche; ferner die Casernen und andre öffentliche Gebäude. — Der zweite Haupttheil, die sogenannte schwarze Stadt (von etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden im Umfange), liegt um die vorgedachte weiße Stadt her, und wird durch eine große, breite Esplanade von der Festung geschieden. Es wohnen hier, außer den vielen Engländern und der noch größern Anzahl von Hinduern oder eigentlichen Malabaren, auch Mohren oder Muhammedaner, Armenier, Mestizen und Leute von verschiedenen anderen Völkerzweigen. Diese schwarze Stadt war bis ins J. 1768 ganz offen; dann erst wurde sie mit einer Mauer und Thürmchen umgeben; doch fehlt es an einem Graben und an einem bedeckten Wege. Dieser Stadttheil ist zwar nicht regelmäßig gebaut, doch hat er mehrere große und breite Straßen, vorzüglich in dem Quartiere der Malabaren. Die größte Anzahl der Wohnungen der

*) Auf der 3. Tafel der zu diesem Bande gehörigen Kupfer zum Theile abgebildet.

schwarzen Stadt besteht aus geringen Häusern und armseligen Lehmhütten, unter welchen man aber auch die schönsten Gebäude und wahre Palläste findet. Ueberhaupt sind die Häuser der vornehmern Engländer, so wie die der armenischen und portugiesischen Kaufleute, gewöhnlich groß, geräumig und bequem. Sie sind aus Bruchsteinen erbaut und mit glänzend weißem Kalke übertüncht; sie haben, nach morgenländischer Sitte, flache Dächer, auf welchen man, um die Morgen- und Abendkühle zu genießen, herumspazieren kann. Auch sind sie gewöhnlich mit Gallerien und Balkonen versehen, auf welchen letzteren Zelte aufgeschlagen werden, unter welchen man das Frühstück und Abendbrod zu sich nimmt. Dachböden und Keller haben diese Häuser nicht. Das Erdgeschoß wird selten, oder höchstens nur von Bedienten bewohnt. Glasfenster findet man wegen der Hitze nicht, sondern in vornehmeren Häusern hat man dafür Jalousieläden, und in geringeren Gitterfenster von Rohr. — Die Häuser der Malabaren und Mohren sind einfache, einstöckige, ins Viereck aufgeführte, leichte Gebäude, die in der Mitte einen viereckigen Hof haben, um welchen her ein Säulengang läuft, der zu den Zimmern führt, die sonst keine Gemeinschaft unter sich haben, und ohne Fenster nur durch die Thüren ihr Licht empfangen. Auch auf der Außenseite läuft ein aufgemauerter Säulengang hin, wo die Einwohner ihre meiste Zeit des Tages hinbringen. — Die Wohnungen der Malabaren sind so, wie die der Hinduer überhaupt (wovon oben), sehr einfach mit Hausgeräthschaften versehen; in denen der Muhammedaner findet man aber schon mehr Luxus. — — Man stößt in dieser großen Stadt auf mehrere Kirchen von verschiedenen Religionsparteien (darunter auch eine armenische) und Klöster, Moscheen und Pagoden, eine lutherische Missionsanstalt, eine Sternwarte, eine Buchdruckerei, eine Waisenversorgungs-Anstalt, Schulen und andre Lehranstalten; auch ein Irrenhaus. — Die Stadt ist überdies ein sehr ansehnlicher Fabrik- und Handelsplatz, und sowohl in ihrem Umfange selbst, als in ihrer Nachbarschaft, beschäftigen sich auf 15,000 Personen mit der Zitz- und Kattundruckerei, und 30 000 mit der Verfertigung von allerlei Glaswaaren zum Frauenzimmerputze. Ferner sind hier beträchtliche Töpfergeschirrfabriken, Ziegelbrennereien, Salzsiedereien u. dergl.

Auch sind die Handelsgeschäfte und die Schiffahrt sehr ausgebreitet, wenn es der Stadt gleich an einem Hafen fehlt, und dieselbe auch nicht einmal eine sichere Rhede hat; denn die Schiffe, besonders die größeren, laufen zu manchen Zeiten sehr große Gefahr auf derselben. — Man zählte hier im J. 1803 zwei Handelsbanken und drei Assecuranz-Gesellschaften. — In der Nähe ist der Berg Pondamaka, auch Montgrand genannt, auf welchem man einige Festungswerke und einen der Brittisch Ostindischen Gesellschaft gehörigen botanischen Garten findet.

(2) Wöperi, Ort, nicht weit von Madras, wo die Protestanten eine Missions-Anstalt, mit einer Kirche und einer Malabarischen Schule haben.

(3) Meliapur oder Mallapuram (d. h. Pfauenstadt), von den Europäern gewöhnlich St. Thomasstadt genannt, weil die Katholiken zu dem Grabe des heil. Thomas häufig hieher wallfahrten, auch wohnen hier viele Thomaschristen, doch sind jetzt die Muhammedaner zahlreicher. Jene haben hier einen Bischof, zwei Kirchen und ein Kloster. Diese Stadt, die in einer sehr anmuthigen, fruchtbaren Gegend, eine Stunde von Madras, an einer Bucht liegt, die eine Art Hafen bildet, war vormals eine sehr blühende See- und Handelsstadt. Sie ist zwar in neueren Zeiten sehr herabgekommen, doch werden hier noch sehr viele bunte und weiße Baumwollenzeuge verfertigt.

Anm. In der Nähe liegt der Thomasberg, ein heiliger Wallfahrtsort, den nicht nur Katholiken, Nestorianer, Jakobiten und andere christliche Secten, wegen der daselbst verehrten Reliquien des heil. Thomas, als andächtige Pilger besuchen, sondern wohin auch Hinduer und Muhammedaner wegen der daselbst befindlichen heiligen Pagoden und Moscheen wallfahrten. — Man findet daselbst auch kleine protestantische Missionsgemeinden. —

(4) Maweliewarom oder Mavalipuram (von den Seefahrern die Sieben Pagoden genannt, weil sieben im Meere theils tiefer, theils minder tief versunkene Spitzen von Tempeln, die mehr oder weniger vorragen, die Küste kenntlich machen, die wegen des versunkenen Gemäuers hier gefährlich ist), ist der Name einer uralten, verwüsteten

Stadt am Meere, anderthalb Meilen von Sadras, von welcher noch ungeheure, bewundernswürdige Ruinen vorhanden sind, die einen Umfang von beinahe drei Meilen einnehmen, jetzt aber so verfallen, so öde, so sehr mit Gestrüpp verwachsen, daß man diese Trümmer nur mit Lebensgefahr besuchen kann, da sie der Schlupfwinkel einer Menge wilder und reißender Thiere und allerlei Ungeziefers sind, die von hier aus auf Raub ausgehen. — Die noch übrigen sehr ansehnlichen Ruinen beweisen, daß diese Stadt ehemals wahrscheinlich eine sehr ansehnliche Hauptstadt gewesen seyn müsse, *) deren Erbauung und Zerstörung jedoch in Zeiten fällt, wohin die Fackel der Geschichte nicht reicht. Eine alte, aber noch unerwiesene Sage schreibt die Erbauung dieser Stadt einem uralten Könige Judister zu; über die Ursachen der Zerstörung läßt sich ebenfalls nichts Bestimmtes angeben. — Man findet hier noch sogenannte Riesenmauern oder Cyklopisches Gemäuer. Die am Meere hin, und jetzt zum Theil in demselben stehenden Pagoden oder Tempel sind besonders merkwürdig. Sie sind mit allerlei Bildhauerarbeit verziert — Je weiter man in das Labyrinth dieser Ruinen hinein kömmt, desto mehr findet man Gegenstände des Erstaunens und der Bewunderung, und der Gedanke von dem Alter dieser architektonischen Denkmäler, deren Inschriften bis jetzt noch Niemand hat entziffern können, die in Zeiten hinaufreichen, die für uns noch in Finsterniß verhüllt sind, liefert neuen Stoff zu dem verwickeltsten Nachdenken. — Bei diesen zahlreichen Trümmern der grauesten Vorzeit ist eine Tschultri und ein Dörfchen von Braminen bewohnt, das aber nun beinahe ganz verlassen ist, da die Gegend allzu unwirthbar bleibt. Um derselben Ursache willen ist wahrscheinlich auch nur der kleinere Theil der hiesigen Merkwürdigkeiten, die Alles, in diesem Fache sonst auf der Erde vorhandene, übertreffen, bekannt, und auch dieses Bekanntere kann hier nicht ausführlich angedeutet werden. **)

*) Man hält sie für die Stadt Maliarpha der alten Griechen, besonders des Ptolemäus.

**) Ausführlichere Nachrichten findet man aus den vorzüglichsten Schriftstellern hierüber aufgeführt in den Allg. geogr. Ephemeriden XXX. B. S. 38 f. und XXXII. B. S. 3. ff.

(5) Palliakate (eigentlich Waliakada, d. h. große Ueberfahrt), bisher von den Holländern inne gehabte, jetzt von den Engländern besetzte, ziemlich lebhafte Seestadt an einer Rhede, mit dem Fort Geldern, ist in den neuesten Zeiten sehr herabgekommen. Es ist hier eine holländische und eine malabarische Christengemeinde. Man fabricirt hier mancherlei schöne Baumwollenwaaren, auch sehr hübsche, gestreifte, seidene Schnupftücher. In der Gegend wird viel Reis gebaut. In der Nähe ist ein 3 Meilen langer Landsee.

(6) Kandschiburi, Wallfahrtsort in einer Ebene am Gebirge Bommarasa. Seit uralten Zeiten ist hier eine berühmte Braminenschule; so wie eine große, dem Wischnu geheiligte Pagode, die sehr häufig von frommen Pilgern besucht wird, die ebenfalls, um hier das berühmte Fest zu feiern, herbeieilen.

(7) Tschingkpat, kleine, jetzt etwas verfallene, sonst starke Festung, in einer angenehmen Lage, nahe bei einem Landsee, 7 Meilen von Madras. In einiger Entfernung ist der Adlerberg.

(8) Sadras (Sadraspatnam), bisherige holländische Niederlassung, die aus einem Dorfe oder Flecken am Meere und einem Castelle, auch einer katholischen Kirche bestand, und ziemlich blühend war, ist im J. 1780 im Kriege von den Engländern feindselig überfallen, erobert, und beinahe ganz zerstört worden. Die Einwohner wurden theils als Kriegsgefangene abgeführt, theils in die Welt hinein zerstreut. Dieser Ort hat sich nicht wieder erholt; denn die Britten, die ihn im darauf folgenden Frieden zurückgegeben hatten, nahmen ihn nachher, da die Feindseligkeiten aufs neue ausbrachen, wieder in Besitz. Sein jetziger Zustand ist nicht genau bekannt.

2. Die Landschaft (vormalige Nabobschaft) von Karnada oder Karnatik, ein beträchtlicher Landstrich längs dem Bengalischen Meerbusen hin, und zum Theil landeinwärts sich erstreckend. Ein schönes, fruchtbares Land, das besonders reich an Baumwolle und Baumwollenweberei ist. Es hatte sonst seinen eigenen Fürsten (Nabob), dieser aber,

Namens Mohammed-Ali-Khan, hat sein Land den Britten übergeben, und wohnt nun in einem Pallaste am Meere, dicht neben der Festung St. Georg; auch hat er einen Pallast, worin seine Weiber wohnen, in der schwarzen Stadt von Madras. — Sein zweiter Sohn, vermuthlicher Thronfolger und jezt erster Minister, Namens Omir, wohnte zu Schultiplän, eine Stunde von der Stadt. Als der Vater starb, wurde sein zweiter Sohn Regent; da dieser aber im J. 1801 ebenfalls mit Tode abgieng, so setzten die Britten nicht den rechtmäßigen Thronerben, sondern einen Vetter desselben, den Ul-Daulah-Bahader, zum Nabob ein; aber er erhielt nur den Titel; denn er mußte sein ganzes Land den Britten abtreten, wogegen ihm der fünfte Theil der Einkünfte seiner Nabobschaft, doch wohlverstanden, mit noch mancherlei Abzügen, zu seinem Unterhalte zugestanden wurde. (Das Land Arkot an sich beträgt 1113 Quadratmeilen und ist reich.) — So gehen die Britten in Indien mit ihren Freunden, Bundsgenossen, Vasallen u. s. w. um!

In dieser Landschaft sind zu bemerken:

(1) Arkot (Arrukate), große, alte Stadt (97° 9′ 15″ L. und 12° 51′ 30″ N. Br.), bisherige Haupt- und Residenzstadt des Nabob von Arkot, woher auch das ganze Land so genannt wurde, am Fl. Pallier; sie hat eine Citadelle, und in der Nähe die Bergfestung Kalisgur. — Die Stadt Arkot ist schlecht gebaut, und in den neueren Zeiten, besonders seit sie nicht mehr Residenz ist, sehr herabgekommen.

(2) Welur oder Welor, feste Stadt am Flusse Pallier in einem Thale, mit drei Bergcastellen, an einem wichtigen Engpasse aus Karnatik nach Mäßur (Mysore). — Auf einem Berge bei dieser Stadt findet man mehrere alte Pagoden, zu deren höchsten unterirdische Gänge hinführen.

(3) Ambur, Stadt am Pallier.

(4) Karnatik-Gur und (5) Dobby-Gur, wichtige Festungen.

(6) Dschindschi, berühmte Bergfestung, die jedoch jetzt etwas verfallen ist. In derselben ist ein befestigter Pallast, der mit einem Graben umgeben ist, in welchem vor Zeiten Krokodille unterhalten wurden.

(7) Tirunamalei, Stadt, nicht weit von Dschindschi, an einem sogenannten heiligen Berge, der für den Wohnsitz einer besondern Gottheit gehalten wird, die den Namen Arunassola-Ischwaram führt; deswegen ist auch der Berg mit Pagoden umgeben und mit Höhlen untergraben, in welchen fromme Einsiedler wohnen; auch die Stadt, die sonst nur aus schlechten Häusern und Hütten besteht, hat eine berühmte, befestigte Pagode, wohin die frommen Hinduer, so wie nach dem benachbarten heiligen Berge, sehr häufig wallfahrten.

(8) Pondichery, eigentlich Pudutschery, d. h. Neustadt (97° 31′ L. und 11° 55′ 41″ N. Br.), ansehnliche und berühmte, auch befestigte Seestadt, vormals Hauptstadt der französischen Besitzungen in Indien; eine lebhafte, gewerbsame, nahrhafte Handelsstadt, welche noch im J. 1788 über 20,000 (im J. 1761 aber über 70,000) Einwohner hatte; sie enthielt mehrere Kirchen, Schul-, Lehr- und andere Anstalten, und trieb einen sehr ausgebreiteten und einträglichen Handel. Seit 1761 ist diese Stadt drei Mal von den Engländern den Franzosen entrissen und sehr herabgebracht worden. Noch jetzt ist sie mit ihrem Gebiete von 4 Qu. Meilen in den Händen der Britten, und ihren neuesten Zustand kennen wir nicht.

(9) Bomrase, verfallener Ort, Hauptort eines gleichnamigen Ländchens.

(10) Pellur, befestigte Stadt.

(11) Ongole, verschanzte Stadt am Fl. Gondegama, Sitz eines abhängigen Nabobs und Hauptort eines Cirkars.

(12) Nellur, große, bemauerte und mit einem Castelle versehene Stadt am südlichen Ufer des Pennar.

(13) Wenkatighiri, feste Stadt auf einem Berge, Sitz eines abhängigen Naïks.

Anm. In dieser Landschaft liegen mehrere, über 50 Naïken und Polygar's-Gebiete, deren Besitzer steuerpflichtige Vasallen der Britten sind.

3. Die fünf nördlichen Cirkar's im nördlichen Theile der Ghatischen Halbinsel, zwischen Orissa und Karnatik längs der Küste hin, wo:

1) Der Cirkar Guntur, auch Kundabir genannt, mit Diamantengruben; hier sind:

(1) Guntur, befestigte und ziemlich ansehnliche Hauptstadt, mit runden Thürmen umgeben und drei verfallenen Castellen versehen.

(2) Kondavir, eine starke Bergfestung.

2) Der Cirkar Kondapilly am Vorgebirge Divy-Noo.

(1) Kondapilly, vormaliger Hauptort dieses Bezirks, jetzt nur ein Fischerdorf, das eine sehr schöne öffentliche Herberge hat.

(2) Masulipatnam (unter 17° N. Br.), große, ansehnliche und reiche Manufactur- und Handelsstadt, 5 Meilen von Divy, auf einer kleinen Insel in der Mündung eines Arms des Küstenflusses Kistna. Sie ist von Natur fester, als durch Kunst; denn auf der Landseite ist sie mit einem großen Moraste umgeben, der sie deckt, aber auch die Luft verpestet, die ohnehin in den heißesten Monaten hier ungesund ist. Das umliegende Land bringt Reis, Tabak und Holz in reichem Ueberflusse hervor. — Die Stadt ist ziemlich ansehnlich und reich, hat einige schöne und breite Straßen, vier Thore, mehrere ansehnliche Pagoden und Moscheen. Die Anzahl der Einwohner, die theils aus wenigen Europäern, sehr vielen Hinduern, einer Anzahl von Mohren oder Muhammedanern und einer ziemlichen Menge Armeniern bestehen, ist ziemlich beträchtlich. Sie sind meist wohlhabend und sehr gewerbfleißig; es werden hier allerlei Zeuge, besonders sehr schöner Zitz verfertigt. Die

sogenannten feinen Tücher von Masulipatnam werden aber nicht hier gemacht. — Die hiesigen öffentlichen Tänzerinnen stehen auch in gutem Rufe. Der Handel ist beträchtlich und der Haven gut.

3) Der Cirkar Ellor, nordwärts von Masulipatnam, wo:

Ellor, die Hauptstadt.

4) Radschamundri, noch etwas weiter gegen Norden, wo:

(1) Radschamundri, die Hauptstadt, am Godawerry.

(2) Indscheram, Stadt.

5) Der Cirkar Tschikakol, noch weiter gegen Norden, wo:

(1) Tschikakol (Cocala), eine große und wichtige, dabei ziemlich beträchtliche Handelsstadt, vormals die Hauptstadt einer Landschaft und der Sitz eines Fürsten.

(2) Gandscham, eine sehr gewerbsame Seestadt in einer fruchtbaren Gegend mit einer Pagode. Es wächst hier viel Reis, auch wird Zucker gebaut, und außer Baumwollen- und Leinenmanufacturen giebt es noch Wachs-, Eisen- und andere Fabriken.

4. Das Fürstenthum Tanschauer (Tanjor), ein gutes, wohlbewässertes Land, südwärts von Karnatik am Meere, gehört jetzt größtentheils den Britten, welche den Rajah dieses Landes im J. 1800 gezwungen haben, ihnen sein ganzes Land, ausgenommen die Stadt Tanschauer mit ihrem kleinen Gebiete, abzutreten, wogegen sie ihm eine jährliche Pension versprachen.

Wir haben also hier zu beschreiben:

1) Das Gebiet des Rajah von Tanschaur, wo:

(1) Tanschaur (96° 2′ L. und 10° 42′ N. Br.), eine große, befestigte Stadt zwischen zwei Armen des Kawery-

Flusses, ist mit einem Graben umgeben, in welchem Krokodille unterhalten werden. Sie ist die Haupt- und Residenzstadt des jetzt so sehr verkleinerten Fürsten und hat brittische Besatzung. Man findet hier eine schöne, große Pagode, und unter den Einwohnern sind Katholiken und Protestanten. Letztere haben eine Missionsschule und ein Waisenhaus. — Eine halbe Meile von dieser Stadt hat der im J. 1800 verstorbene Missionnär Schwarz eine hübsche, gewerbfleißige Colonie für Protestanten gegründet.

(2) Wallam oder Wellam, eine beträchtliche Stadt, südwestlich von der Hauptstadt.

(3) Madelipatnam, ansehnliche Stadt an einer Mündung des Kawery, deren Einwohner sehr geschickt schöne Schilfmatten zu flechten wissen, die ins Ausland gehen.

2) In dem Brittischen Antheile ist hauptsächlich zu bemerken:

(1) Negapatnam (79° 55′ L. und 10° 40′ N. Br.), eine stark befestigte Seestadt mit einem Castelle an der Mündung eines Armes des Flusses Kolaru und an einer Rhede, gehört seit dem J. 1781 den Britten, welche diesen Ort den Holländern weggenommen haben, die ihn im J. 1658 den Portugiesen entrissen hatten. Es werden hier und in der Gegend sehr viele Baumwollenzeuge fabricirt, von welchen vormals jährlich 4 bis 5000 Ballen verführt wurden.

(2) Karikal, ein vormals den Franzosen gehöriger, jetzt von den Britten besetzter Handelsflecken und zerstörte Festung an der Mündung eines Armes des Kawery, mit einer katholischen Kirche und einem Gebiete von 5 bis 6 Meilen im Umkreise. Hier wurde ehemals beträchtlicher Handel mit Reis und gemeinen Baumwollenzeugen getrieben; jetzt ist der Ort im Verfall.

(3) Trankebar (richtiger Turangaburi), feste Stadt mit der Citadelle Dansborg, südlich vom Kolaru-Flusse, mit 15,000 Einwohnern, einem Haven, Baumwollenfabriken und Salzsiedereien. Es ist hier eine lutherische Hauptkirche, 1 Malabarische Missionskirche, 1 katholische Kirche, 5 hinduische Pagoden und 1 Muhammedanische

Moschee. Besonders ausgezeichnet aber ist die protestantische Missionsanstalt, wozu eine Buchdruckerei, eine gelehrte Gesellschaft, einige Schulen und Industrieanstalten gehören. Alles dieses ist gegenwärtig in den Händen der Britten.

5. Das Reich Mysore (Mässur).

Von diesem Reiche gehören seit der Zertrümmerung der Staaten des berühmten Haider-Ali (Hyder-Ali) folgende Länder hierher:

1) Barramahal, d. h. die 12 Festungsplätze, liegt am Flusse Ponarru, zwischen Tanschaur und Neu-Mysore, wo:

(1) Kistnagheri (96° 17′ L. und 12° 42′ N. Br.), der Hauptort, eine starke Festung.

(2) Die Festungen Dschegadivi (Jegadivy), Kandely, Kongunda, Vaniambaddy, Mahrausegur, Kockingur, Kuturagur, Balingar, Tripator, Tadkull und Gigangury.

Das Gebiet des Schili Naik gehört auch hierher.

2) Die Landschaft Dindigul oder Tindakalla, wo:

(1) Dindigul (95° 51′ L. 10° 20′ N. Br.), feste Stadt auf einem Felsen, treibt starken Handel nach Malabar, und hat eine französisch-katholische und eine protestantische Missionsanstalt.

(2) Utampaliam, Stadt und Festung in dem gleichnamigen Thale, treibt starken Handel nach Malabar.

3) Die Landschaft Koimbettur im südlichen Theile des Landes, wo:

(1) Ussor, starke Festung an den Quellen des Ponnaru an der Gränze von Barramahal.

(2) Bangalor (94° 31′ L. u. 12° 56′ N. Br.), vormals die Haupt- und Residenzstadt eines besondern Königreichs, eine ansehnliche, stark befestigte Stadt von beträchtlichem Umfange, hat viele schöne Gebäude, besonders einen hübschen königlichen Pallast.

(3) Kolar (96° 2′ L. und 13° 8′ N. Br.), Stadt und Festung, merkwürdig wegen des Grabmals, das Haïder Ali seinem Vater hier setzen ließ, und welches ein hübsches Gebäude ist.

6. Die Landschaft Madura auf dem südöstlichen Theile der Halbinsel diesseits des Ganges im weitern Verstande genommen, liegt, von dem Kawery und seinen Nebenflüssen durchströmt, am Indischen Meere südwärts von Karnatik, und dazu gehören folgende Landschaften:

1) Die Landschaft Madura im engern Verstande, an dem gleichnamigen Flusse, wo:

(1) Tirutschinapalli (90° 21′ L. und 16° 50′ N. Br.), die ansehnliche feste Hauptstadt dieses ganzen Landes, ein Hauptwaffenplatz der Engländer. Es ist hier eine Missionsanstalt. In der Nähe bricht man Edelsteine. Bei der Stadt zeigen sich auch einige merkwürdige Felsen, von welchen herab man eine schöne Aussicht hat.

(2) Seringam, bei den Hinduern sehr heilig gehaltene Stadt wegen einer sehr berühmten, prächtigen, braminischen Pagode, auf der gleichnamigen Insel. Sie ist dem Wischnu geweiht, und ein bewundernswürdiges Meisterstück der Baukunst uralter Zeiten; denn man schätzt das Alter derselben auf mehr als 2000 Jahre. — Dschumna-Krischna, nahe bei Seringam, ist eine andere, sehr verehrte hinduische Pagode.

(3) Madura (95° 59′ L. und 9° 50′ N. Br.), die ehemalige Hauptstadt des gleichnomigen Königreichs in einer unbeschreiblich schönen Gegend; sie ist groß, liegt an dem gleichnamigen Flusse und enthält noch viele Merkwürdigkeiten, worunter mehrere Pagoden, andere Denkmäler, und besonders der alte, zum Theil verfallene Residenzpallast sich auszeichnen. Bei letzterem ist auch ein schöner Teich. Unter den Einwohnern giebt es Katholiken und Protestanten. — Die Stadt ist jetzt ziemlich im Verfalle.

2) Die Landschaft Tinevelli, südlich von voriger, wo:

Tinevelli oder Tirunavelli (95° 23′ L. und 8° 40′ N. Br.), beträchtliche Handelsstadt und Festung, ein

Waffenplatz der Britten; von hier wird nach Malabar gehandelt. Auch ist hier eine französisch katholische Missions-Anstalt und eine protestantische Gemeinde.

Hierzu gehören folgende Vasallen-Herrschaften, meist ehemalige Theile der Landschaft Madura.

1) Ländchen Kallestry, dessen Fürst denselben Titel führt, von räuberischen Kalliern (Cooleries) bewohnt, deren Häuptlinge Polygar's genannt werden, und die meist in den Gebirgen hausen. Hier ist zu bemerken:

Nattam, großer Flecken im Gebirge, Sitz eines Kallier-Fürsten.

2) Der Theil von Madura, der zu Trawankor gehört, wovon weiter unten. —

7. Die Landschaft Marawa oder Marawar, von dem Flusse Madura oder Wajarra durchschnitten; vormals Provinz des Königreichs Madura, zwischen welchem und zwischen Tanschaur, Tondiman und dem Meere sie liegt. Es ist ein bergiges, waldiges Land, mit rohen, kriegerischen Einwohnern. Nur der nördliche Theil dieses Landes steht unmittelbar unter Brittischer Herrschaft; der übrige steht auch unter Brittischer Hoheit; aber unter der unmittelbaren von Landesfürsten, nämlich zum Theil des Königs von Trawankor, zum Theil des Fürsten oder Polygar's von Ramanadpur und einigen kleinen Fürsten. Die vorzüglichsten Theile dieses Landes sind:

1) Die Landschaft Klein-Marawar, liegt auf der Küste, wo:

(1) Kallikoil, Festung, wo ein sehr großer Wald ist.

(2) Schiwagunga, Stadt und Festung, wo der Missionar Schwarz eine englische Provinzialschule für junge Malabaren angelegt hat.

(3) Elluwankotta und (4) Tschangukotta, Städte und Festungen.

(4) Tscholaburam, Stadt und Festung.

(5) Mana-Madura, großer Ort mit schönen Pagoden.

2) Die Landschaft Groß-Marawar, wo

(1) Ramanada oder Ramanadapuram (96° 43' L. und 9° 20' N. Br.), an der Mündung des Wajarra-Flusses, alte, ehemalige Hauptstadt und königliche Residenz von Madura, jetzt Sitz eines von den Briten abhängigen Polygar's, die hier eine Besatzung halten. Es ist hier auch eine protestantische Missionsanstalt mit einer Schule.

(2) Ramisserom oder Ramisseram, kleine Stadt auf einer Insel gleiches Namens, mit einer berühmten Pagode und verschiedenen anderen Heiligthümern, weswegen ziemlich häufig dahin gewallfahrtet wird. Es sollen hier gegen 300 Braminenfamilien wohnen.

(3) Kavarikotta, ansehnliche Stadt und Festung zwischen zwei Armen des Wajarra.

(4) Kilkarre, alte Stadt und Festung am Meere mit brittischen Factoreien.

3) Die Landschaft Peskaria begreift den Küstenstrich zwischen Manapar und der sogenannten Adamsbrücke, einer Art von zerschnittener Felsenbank zwischen der Südspitze der Ghatischen Halbinsel und der Insel Seilan oder Ceilan, wo:

(1) Weiparra, großer Flecken an einem dreifachen Felsen am Meere, mit einem Felsencastelle.

(2) Tutukorin, befestigter Handelsflecken, wo Leinwandbleichen sind und die Holländer ehemals eine Factorei hatten; es wird auch Baumwolle von hier ausgeführt. Die hiesige Perlenfischerei ist nicht mehr so stark, wie ehemals.

(3) Monapur, befestigter Handels- und Fischerflecken am Meere.

4) Die Landschaft Tondiman, welche zum Theil auch von wilden Kalliern bewohnt ist. Zu bemerken sind:

(1) Pudukotta (96° 41′ L. u. 10° 26′ N. Br.), Festung am Fuße des Gebirges.

(2) Tiruvonangur, eine ziemlich ansehnliche Stadt an der Gränze von Tanschaur.

(Die kleineren Vasallenländer der Britten, die zu dieser Präsidentschaft gehören, können hier des Raums wegen unmöglich alle angeführt werden.)

III. Die Brittische Präsidentschaft Bombai.

Den dritten Haupttheil der unmittelbaren und mittelbaren Brittischen Besitzungen auf dem festen Lande von Indien macht die Präsidentschaft Bombai aus, die beinahe, mit Ausnahme der Mahratten- und Portugiesischen Gebiete, die ganze Westseite der Ghatischen Halbinsel einnimmt, und überhaupt einen Flächenraum von 11,024 Qu. Meilen mit 11,963,030 Einwohnern hat, nämlich an unmittelbaren Ländern: 3924 Qu. M. mit 2,800,000 Einwohnern, und an mittelbaren: 7100 Qu. M. mit 9,163,030 Einwohnern. (Welche Angabe jedoch von Andern bestritten wird.) — Zu dieser Präsidentschaft, die, außer anderen indischen Producten, an Reis, besonders Pfeffer, Kardamomen und Sandelholz sehr reich ist, gehören folgende:

a) Unmittelbare Landschaften:

1. Das Gebiet von Bombai auf der Küste Konkan, im Umfange des westlichen Mahratten-Gebiets, am Meere, wo zu bemerken:

Bombai (98° 18' L. und 18° 56' 40" N. Br.), eine der wichtigsten See- und Handelsstädte in Indien, *) liegt nahe am festen Lande in dem Meerbusen von Bombai auf der gleichnamigen Insel, die jedoch nur 2 Meilen lang und nicht über eine halbe Meile breit ist. Diese Stadt, welche die Hauptstadt der nach ihr benannten Präsidentschaft, der Sitz des Gouverneurs und der Regierung ist, hat eine beträchtliche Größe und Volksmenge, eine gute Citadelle, einen vortrefflichen Haven, in welchen die größten Kriegsschiffe sicher einlaufen und ankern können. Es sind hier auch Schiffswerfte und ein Schiffszeughaus. Diese Stadt ist im J. 1662 von den Portugiesen an die Engländer abgetreten worden und seither sehr blühend geworden, besonders durch den ausgebreiteten und lebhaften Handel, den sie nach verschiedenen Indischen Handelsplätzen, nach Persien und Arabien treibt; außerdem ist sie eine Hauptniederlage der indischen, persischen und arabischen Waaren, wozu jetzt auch Pfeffer insbesondere kömmt. Es sind hier ferner Seesalzsiedereien. — In dem gegenwärtigen Jahrhunderte zählte man hier 60 europäische, 5 armenische, 20 hinduische, 13 parsische und 4 muhammedanische Handelshäuser. Außer den Britten und Hinduern giebt es hier unter den Einwohnern auch Europäer von verschiedenen Nationen, besonders Abkömmlinge von Portugiesen, sowie Muhammedaner und Parsen oder Gebern, welche letztere ihren eigenen Leichenplatz haben. Ueberdies ist hier eine katholische und eine protestantische Kirche, nebst Pagoden und Moscheen.

Bei Bombai sind in diesem Meerbusen noch folgende Inselchen zu bemerken:

1) Die Schlächter-Insel, welche so genannt wird, weil sie den Schlächtern zur Weide für ihr Schlachtvieh dient.

2) Die Elephanten-Insel nahe bei Bombai, berühmt wegen der auf derselben befindlichen uralten, in

*) Der Name soll so viel als gute Bai (Bonne baie) bedeuten.

Felsen gehauenen, unterirdischen Pagode, die von allen Reisenden und aufmerksamen Beobachtern angestaunt wird. Der Ursprung dieses Kunstwerks verliert sich in den dunkelsten Zeiten der grauen Vorwelt. Diese Pagode ist von Menschenhänden auf der halben Höhe eines hohen Berges in den Felsen gegraben, und bildet einen geräumigen Saal von etwa 120 Quadratfuß: damit er nicht einstürze, hat man von demselben Felsen massive Pfeiler, die ganz hübsch ausgearbeitet sind, zur Stütze der Decke in bestimmten Entfernungen von einander stehen lassen. Ein großer Theil des Innern ist mit erhabenen menschlichen Bildern in Riesengröße und von seltsamen Gestalten angefüllt. Er enthält noch überdies eine große Menge symbolischer Figuren, welche vermuthlich die Attribute der Hinduischen Gottheiten und die Thaten bewunderter Helden darstellen. Diese bildlichen Vorstellungen zu Elephanta sind von denjenigen, welche man in den neueren Pagoden findet, so sehr verschieden, daß man, doch mit Unrecht, auf den Gedanken gerathen ist, dieser uralte Tempel habe einer ältern Religion, als der Braminischen, angehört; aber auch die heutigen Hinduer erkennen in diesen Bildern ihre Götter, und noch überdies sieht man viele von solchen Bildern mit der Braminenschnur verziert, welches beweist, daß dieses Unterscheidungszeichen der Kaste schon damals Mode gewesen sey, als dieser Tempel ausgearbeitet wurde. *)

3) Die Insel Salsette, ebenfalls nicht weit von Bombai, aber größer, ist sehr fruchtbar und versieht die Stadt mit allen Arten von Lebensmitteln, auch mit Wildpret. Hier sind zu bemerken:

(1) Tannah, ein bemauertes Städtchen, der Hauptort dieser Insel, in einer sehr schönen, lieblichen Gegend;

*) Niebuhr, Anquetil du Perron und mehrere andere ältere und neuere Reisende beschreiben diese alten Denkmäler, die wir hier nur kurz anzeigen durften.

hat ein Castell und noch eine Dominikaner-Kirche und Kloster.

(2) Dschegesery, Dorf, 2 Stunden von vorigem Orte, mit sehenswürdigen Pagoden und uralten Denkmälern, die denen zu Salsette ähnlich sind.

(3) Monpesser, Dorf mit einer christlichen Kirche, so wie auch mit einer ebenfalls alten und merkwürdigen Pagode.

2. Die Stadt Surate mit ihren Umgebungen.

Surate (90° 28′ L. und 21° 10′ N. Br.), eine ungemein wichtige See- und Handelsstadt an dem südlichen Ufer des Flusses Tapty, 5 Stunden vom Meere entfernt, hat einen Haven, doch nur für kleine Schiffe, der aber sehr stark besucht wird, und bei dem Dorfe Suhali, 4 Stunden von der Stadt, sich befindet. Sie bildet ein ummauertes Viereck, außer auf der Flußseite, wo sie eine Art von halbem Monde darstellt und auch nicht bemauert ist. Sie hat 3 Stunden im Umkreise und über 150,000 Einwohner, *) die meist wohlhabend sind, worunter, außer den Britten, als Herrschern, sich noch Europäer von beinahe allen Nationen, Hinduer, Juden, Armenier, Parsen, Araber und andre Muhammedaner u. s. w. befinden, welche ihren freien Gottesdienst haben. Daher sind hier auch christliche Kirchen, Moscheen, Tempel u. s. w. Die Parsen haben hier ebenfalls ihr heiliges Feuer. Ferner trifft man hier zwei Hinduische-Thierhospitäler. — Die Stadt hat überdies eine Citadelle, die nicht groß, aber stark befestigt ist. Sie ist mit einem großen Kaufhofe versehen, hat eine Menge öffentlicher Bäder und ist ziemlich hübsch gebaut, mit sehr vielen massiven, ansehnlichen und zum Theil prächtigen Gebäuden, besonders um den Markt her; doch ist die Anzahl der elenden Bambushütten auch sehr groß. Die größte Merkwürdigkeit von Surate ist ihr Kunst- und Gewerbsfleiß und Handel. Die Fabriken sind ansehnlich; man fabricirt vorzüglich mancherlei Seidenzeuge, Brokate, gedruckte

*) Andere von den neueren Berichtgebern schlagen diese Zahl zu 500,000, und wieder Andere zu 600,000 Köpfen an. Welche Differenz!

Leinwand, allerlei hübsche Waaren aus Perlmutter, aus feinen Holzarten, aus Gold und Silber. Der Handel ist sehr erheblich. Es wird sowohl Land als Seehandel getrieben; ersterer vorzüglich durch mehrere Kjerwanen, letzterer hauptsächlich nach den Häven der Küsten Malabar und Koromandel, auch nach China. Baumwolle ist einer der stärksten Ausfuhr-Artikel. Diese Stadt ist jetzt der Sitz eines von den Britten pensionirten Nabobs. — Auch ist noch zu bemerken, daß die hiesigen öffentlichen Tänzerinnen ihrer Vorzüge wegen sehr berühmt sind.

3. Der Landstrich zwischen dem Nerbudda- und Pudderflusse, in dem nördlichen Theile der Westküste der Ghatischen Halbinsel, den der Mahrattenfürst, Rajah von Udschein, den Britten im J. 1803 abtrat, wo zu bemerken sind:

(1) Broach oder Barotsch (90° 10′ L. u. 21° 40′ N. Br.), feste See-, Fabrik- und Handelsstadt an der Mündung des Nerbuddaflusses; sie ist groß, jetzt aber ziemlich herabgekommen; doch sind hier noch wichtige Baumwollenwebereien; auch werden schöne Arbeiten aus Achat gemacht. — Bei der Stadt haben die Parsen einen Leichenplatz.

(2) Ahmednagur, Festung und Stadt.

(3) Dschelnapur, Festung.

(4) Gandapur, Stadt mit ihrem Gebiete.

4. Die Landschaft Kanara im engern Verstande und ein Theil von Sunda, vormals unter mehrere kleine Hinduische Fürsten, Naiken oder Nairen, vertheilt, die sich Haider-Ali unterwarf, und die nach seines Sohnes Tode mit diesem ganzen Landstriche theils unmittelbar, theils mittelbar unter Brittische Herrschaft gekommen sind. — Wir bemerken hier:

(1) Karwar (92° 2′ L. und 14° 50′ N. Br.), Seestadt an der Mündung des Aliga, eine ziemlich große und wohlgebaute Stadt, Hauptort eines Bezirks, welcher sehr

viel Reis und Pfeffer hervorbringt. Die Stadt hat einen Haven, an welchem die Brittische befestigte Factorei erbaut ist. (Sie liegt in der Landschaft Sunda Brittischen Antheils.)

(2) Onor (92° 10′ L. und 14° 15′ N. Br.), alte, doch nicht sehr ansehnliche Seestadt, die aber wegen ihres starken Pfefferhandels berühmt ist. Der Haven ist gut und die Festung, die ihn deckt, stark.

(3) Barselor, Seestadt mit einem Haven und einem Castelle, war vor Zeiten eine ansehnliche Handelsstadt, jetzt ist sie aber sehr herabgekommen. — Die hiesige, alte, große Pagode stand ehemals in hohem Rufe.

(4) Mangalor oder Korial-Bender (92° 37′ L. und 12° 50′ N. Br.), Stadt und Festung mit einem sehr guten Haven, welcher einer der besten auf dieser Küste ist, und darum auch den Handel der Stadt gar sehr befördert.

(5) Nelisseram, Seestadt mit einem Castelle.

(6) Dekla, befestigte Insel.

(7) Mateloi.

5. Brittische Besitzungen, welche in Küstenplätzen mit ihren Gebieten bestehen, die ziemlich weit ausgedehnt sind und in den Landschaften Kananor, Kalikut, Kotschin und Trawankor auf der Küste Malabar gelegen sind, über welche Länder sich ebenfalls die Britten die Oberherrschaft angemaßt haben; es ist ein schöner, fruchtbarer, reicher Landstrich.

Den Britten gehören unmittelbar:

1) In den Ländern Kananor und Kalikut:

(1) Tellitscheri (93° 21′ L. und 11° 42′ N. Br.), eine feste Stadt, die starken Handel treibt, und eine Haupt-

niederlage für Pfeffer, Kardamomen, Sandelholz, Tekholz, Baumwollenwaaren und andere Landesproducte ist. Die Britten, welche schon lange im Besitze dieses Ortes sind, haben sich nunmehr daselbst fest angesiedelt. Ihre Niederlassung ist ansehnlich; sie haben hier ein Hohesrathscollegium, dessen Pallast eines der schönsten Gebäude in Indien ist, auch ein Zeughaus, und dieser Ort ist ein Hauptwaffenplatz der Britten.

(2) Waipur oder Sultanpatnam, eine Seestadt, deren Hafen der Sultan Tippu zur Beförderung des Handels in einen vortrefflichen Zustand setzen ließ.

2) In Kotschin haben sie:

Kranganor oder Kudungalur, eine Handelsstadt.

3) In der Landschaft Trawankor besitzen sie eigenthümlich Folgendes:

Andschengo (94° 31′ L. und 8° 42′ N. Br.), Festung und Handelsplatz an der Mündung des Madelapascha-Flusses. Es ist hier eine brittische Factorei, die einen sehr starken Pfefferhandel treibt.

6. Antheil der Britten an Mässur (Mysore). Unmittelbare Besitzungen:

(1) Seringapatnam (94° 32′ L. und 12° 20′ N. Br.), die vormalige, feste Haupt- und Residenzstadt des Mässurischen (Mysorischen) Reichs auf einer Insel in dem Kaweri-Flusse. Die Stadt ist schön, groß, volkreich und hat außer dem alten, schönen Residenzpallaste noch viele andere Merkwürdigkeiten; auch waren große Schätze und Kriegsvorräthe hier aufgehäuft, welche den Britten in die Hände fielen. Bei der Stadt ist noch besonders das prächtige Mausoleum der königlichen Familie zu bemerken.

(2) Palikat oder Palakatscheri, ansehnliche, berühmte und sehr feste Stadt, zwischen zwei Armen des

Flusses Paniani. Die Festung ist von Quadersteinen gebaut und unvergleichlich schön eingerichtet.

(3) Konkam, am Flusse Paniani, im Ghatischen Gebirge an einem Hauptpasse zwischen Malabar und Koromandel, mit einer guten Festung.

B. Mittelbare Besitzungen der Britten, die unter der Präsidentschaft Bombai stehen, und ihnen mehr oder weniger unterworfen sind, nämlich:

1. Das Fürstenthum Mässur oder Mysore, so wie es jetzt von den Britten beschnitten ist, liegt zwischen Brittischen, Mahrattischen und Golkondischen Gebieten, zu beiden Seiten des Ober-Kaweri und des Hindenny-Flusses, und ist noch der traurige Ueberrest des Mysorischen Reiches, das Haider-Ali (Hyder-Ally) gestiftet hat, welches die Britten im J. 1799 seinem Sohne und Nachfolger entrissen, und nachdem er dabei umgekommen war, zertheilt und einen guten Theil für sich behalten haben. Den hier zu beschreibenden Ueberrest von 1198 □ M., mit 1,565,500 Einwohnern und 1,374,076 Pagoden jährlicher Einkünfte, haben die Britten einem unmündigen Sohne des vormaligen Rajah von Mysore zum Eigenthum als sein rechtmäßiges Erbtheil übergeben, doch mit Vorbehalt, daß er mit Land und Leuten unter ihrer Vormundschaft stehen müsse; denn er ist jetzt erst 16 Jahr alt; seine Festungen sind mit Brittischer Besatzung besetzt, wofür er der Englischen Regierung jährlich 700,000 Pagoden als Schutzgeld bezahlen muß, und überhaupt ganz unter der Zucht der Britten steht.

Bemerkenswerthe Ortschaften in diesem Ueberreste von Mässur sind:

(1) Mässur (Mysore), feste Hauptstadt dieses Landes an einem Arme des Flusses Kabani, jetzt die Residenz des jungen Rajah von Mässur.

(2) Bagabram, Stadt an den Quellen des Flusses Pennar.

(3) Serah, feste Stadt, Hauptort eines Bezirks.

(4) Tschitteldrug, starke, berühmte Bergfestung auf einem schroffen, 2.640 Ellen hohen Felsen auf fünf von Natur und Kunst befestigten Spitzen erbaut, welche daher für unüberwindlich gehalten wird. Sie hat überdies, außer einem schönen Pallaste, noch mehrere alte Pagoden und andere Merkwürdigkeiten, ist die Hauptstadt eines Bezirks und liegt auf der Westseite des Flusses Hindenny.

(5) Haidernagor (Hydernagor), vormals Bednur, neuere Haupt- und Residenzstadt der Landschaft Bednur in einer weiten Ebene am Flusse Tombudra, die zu Haider-Ali's Zeit eine sehr große, ansehnliche, ungemein glänzende und blühende Stadt mit schönen Gebäuden und Pallästen war, 150,000 Einwohner, worunter 30,000 Christen, zählte, und sich auf mancherlei Weise auszeichnete, jetzt aber ihrer alten Pracht beraubt und sehr im Verfalle ist.

(6) Karor oder Karrur, Stadt und Festung am obern Kaweri-Flusse.

2. Das Fürstenthum Kurga, ein waldiges Land zwischen dem Ober-Kaweri-Flusse und dem Vorgebirge Dilli, mit einem Flächenraume von etwa 50 Q. M.

Merkara, die Hauptstadt dieses Landes.

3. Die Landschaft Kananor, auf der Westküste der Halbinsel diesseits des Ganges, besteht aus mehrern kleinen monarchischen Ländchen, deren schwache Fürsten ein gemeinschaftliches Oberhaupt haben, welches den Titel Kolastri führt, und das in neueren Zeiten weiblichen Geschlechts war und, wie man sagt, von den Britten (zum

Scherze?) Bibi von Kananor genannt ward. Hier sind zu bemerken:

(1) Kananor (93° 15' L. und 11° 52' N. Br.), Seestadt mit einem Castelle, uralte, große, volkreiche Haupt- und bisherige Residenzstadt des Beherrschers dieser Landschaft. Die meisten Einwohner dieser Stadt sind Muhammedaner; es giebt hier schöne Moscheen und Pagoden. Hier legten die Portugiesen ihre erste Festung an.

(2) Kotta, Seestadt, in welcher auch Zitzfabriken sind.

Anm. 1. In dem Umfange dieses Landes waren vormals die muhammedanischen Mapulet's merkwürdig.

Anm. 2. Die Molarbi's, furchtbare Seeräuber. Sie wohnen hauptsächlich auf der Ostseite des Gebirges Dilli, wo die Küste Malabar im engern Verstande beginnt.

4. Das Königreich Kalikut, ehemals ein mächtiger Staat, dessen Gebiet südwärts von Mysore am Meere liegt, und sich bis gegen Kotschin hin zieht. Ehe es von dem letzten Sultan von Mysore, dem Tippu Saïb, verheert wurde, war dies Land sehr einträglich, reich, und lieferte vorzüglich sehr viel Pfeffer, Kardamomen, Sandel und Tekholz in den Handel. Es ist aber sehr herabgekommen, seit der gedachte Sultan es im J. 1790 eroberte, nach dessen Tode es den Britten zu Theil geworden ist. — Dieses Land gehört zu den Staaten der sogenannten Naïren oder Naïken, eines besondern, für edel gehaltenen, Indischen Stammes, welche Vasallen eines Monarchen sind, der den Titel Samorin (d. h. Kaiser) führt, vormals unabhängig und mächtig war, jetzt aber so sehr unter Brittischer Oberherrschaft steht, daß von seinem ganzen Ansehen ihm jetzt beinahe nichts mehr, als sein alter Titel übrig bleibt, den ihm seine Oberherren gelassen haben.

In diesem Lande haben wir vorzüglich folgende Ortschaften zu bemerken:

(1) Kalikut (93° 31′ L. und 11° 21′ N. Br.), die Hauptstadt dieses Reichs, ehemals berühmte See- und Handelsstadt, mit einem uralten Castelle und einem Hafen, der aber jetzt sehr versandet ist. Sie hat 6000 Häuser und Hütten, und ist in Ansehung ihres Handels in neueren Zeiten gar sehr herabgesunken. Es wohnen jedoch hier noch viele fremde, vorzüglich muhammedanische Kaufleute. — Nicht weit von dieser Stadt ist die Festung Ferokkabad.

(2) Tervangari, Stadt.

5. Das Königreich oder Fürstenthum Kotschin, zwischen Kalikut und Trawankor, am Meere, ist in neueren Zeiten sehr herabgekommen und geschwächt worden. Der Rajah dieses Landes wurde ein Vasall der Holländer, und jetzt ist er es der Britten. Das Land ist ziemlich schön und reich. — Zu bemerken sind:

(1) Kotschin (93° 43′ L. und 9° 58′ N. Br.), ansehnliche, schöne und große, feste Seestadt an der Mündung des schiffbaren Flusses Mongatti. Sie ist gut gebaut, hat hübsche, breite Straßen, einen Hafen oder Rhede, und trieb ehemals einen sehr beträchtlichen Handel, der aber sehr tief gesunken ist, seit Tippu-Saïb und Britten hier wirthschafteten. Die Einwohner sind, außer den andern Europäern, eingeborne Portugiesen, Juden, Muhammedaner und vorzüglich Hinduer. — Man webt viele Baumwollenzeuge und baut Schiffe. — Bisher wohnte hier auch ein katholischer Bischof.

(2) Maitantscheri, lebhafter, volkreicher, gewerbsamer Flecken, eine Viertelstunde ostwärts von Kotschin, große Niederlage aus- und inländischer Waaren und Wohnsitz vieler fremden Kaufleute. Es kommen viele arabische Schiffe des Handels wegen hierher.

(3) Waipi, kleine, erst im J. 1341 durch einen Durchbruch des Meeres gebildete Insel, nahe am Ufer.

(4) Koilan oder Kulan, feste, vor Zeiten sehr berühmte Fabrik- und Handelsstadt, welche jetzt gar tief herabgesunken ist. Doch findet man hier noch sehr geschickte Künstler.

IV. Das Reich Golkonda

oder der Staat des Subah oder Nisam, vormaligen Vicekönigs von Dekan, welcher einen beträchtlichen Theil der Halbinsel einnimmt, gehört darum noch hierher, weil er nicht nur in genauer Verbindung mit den Britten steht, sondern gewissermaaßen von denselben abhängig ist. Dieses Staatsgebiet besteht theils aus dem Lande Tellingana, theils aus der alten Landschaft Golkonda, dem östlichen Theile von Daulatabad, dem Fürstenthume Adoni am Flusse Tongebadda, einem kleinen Theile von Berar und dem vormals Mysorischen Bezirke Guschindergur.

Dieses Land liegt im nördlichen Theile der Halbinsel zwischen den Mahrattenländern, der Brittischen Präsidentschaft Madras und Mysore, und hat nach den neuesten Angaben einen Flächenraum von 5419 Qu. Meilen und eine Bevölkerung von 6,430,000 Seelen. — Die vorzüglichsten Flüsse des Landes, das zum Theil bergig ist, sind: der Krischna und Godaveri, die es durchströmen, der Tongebadda, der Tombudra, der Katna u. a.

Das Land ist theils eben, theils bergig, im Ganzen jedoch sehr reich und fruchtbar. Der Reichthum dieses Landes, besonders der Landschaft Golkonda, an den kostbarsten Diamanten, ist berühmt. — Die Haupt-Einwohner dieses Staatsgebiets sind die Telinger.

Die Einkünfte des Fürsten dieses Landes sollen sich jährlich nur auf 130 Lack Rupien (etwa 8 Mill. Reichsthaler) belaufen.

Bemerkenswerthe Ortschaften sind:

(1) Hydrabad, vormals Bagnagor (unter 17° 12′ N. Br.), weitläuftige und ansehnliche Haupt- und Residenzstadt des Nisams von Dekan, liegt in einer reizenden Ebene, am Flusse Mussi, der sie durchfließt und überflüssig mit Wasser versieht. Sie ist mit Mauern und Thürmen umgeben. Man findet in der Stadt sehr schöne und ansehnliche Gebäude mit Gärten, besonders wird das Residenzschloß als prächtig geschildert. Das Ganze stellt nud Einen Gatten vor.

(2) Golkonda oder Mohammedabad, starke, mit 84 Thürmen umgebene Felsenfestung, vormalige Hauptstadt des nach ihr benannten Landes.

(3) Kombamar, Stadt und Festung.

(4) Ratschur oder Firuznagur, Hauptstadt eines Bezirks, mit einem Castelle auf einem hohen Berge am Flusse Krischna.

(5) Kanul oder Karnul, befestigte Stadt am Tongebadda.

(6) Adoni (94° 56′ L. und 15° 40′ N. Br.), hübsche Stadt, Hauptort eines Sirkars, mit einem vortrefflichen Fort am Hindenny, südwärts vom Tombudra.

(7) Kalberga oder Ahsenabad, alte, große, mit einem Steinwalle umgebene Stadt, war vor Zeiten die ansehnliche Haupt- und Residenzstadt der alten Könige von Dekan; seit deren Erlöschung ist sie aber sehr in Verfall gerathen.

(8) Sakkur, starkes Bergcastell nahe am Bimera.

(9) Noldrug oder Nalduruk, Stadt und Bergfestung.

(10) Parenda, starkes Castell.

(11) Aurengabad (93° 43′ L. und 19° 45′ N. Br.), große, ansehnliche, volkreiche Stadt und Festung, von dem Kaiser Aureng-Seb erbaut, ist zwar etwas herabgekommen, doch ist sie noch ansehnlich und hat mancherlei Merkwürdigkeiten, unter welchen sich besonders der prächtige Kaiser-Pallast auszeichnet. Nicht minder sehenswürdig ist das herrliche Gebäude, welches das marmorne Grab enthält, das Aureng-Seb seiner Tochter hat errichten lassen.

(12) Daulatabad, Stadt mit einer starken Festung auf einem kegelförmigen Berge. Die Außenwerke sind in Felsen gehauen. Sie ist überhaupt äußerst merkwürdig.

(13) Ellora oder Illura, vormalige Stadt, nordwestlich von Aurengabad, jetzt nur noch ein Flecken, aber äußerst merkwürdig wegen der Alterthümer, nämlich der in den uralten Zeiten in den Felsen gegrabenen Kammern und Höhlen, mit ebenfalls in den lebendigen Felsen gehauenen, sehr zahlreichen Figuren, ganz und halb erhabenen Arbeiten, die das Staunen des Kenners erregen. — Dieser Höhlen sind sehr viele; sie nehmen eine ganze Gebirgsreihe ein, und enthalten eine Menge von bemerkenswerthen Bildhauerarbeiten. *)

(14) Elatschpur oder Ellitschpur, alte Stadt, die vormals zu Berar gehörte, dessen Hauptort sie war, jetzt der eines Bezirks, hübsche, bemauerte Stadt mit einem steinernen Castelle in einer Ebene.

---

*) Da es der Raum nicht erlaubt, eine ausführliche Schilderung dieser merkwürdichen Höhlen hier mitzutheilen, so müssen wir unsre wißbegierigen Leser auf die Beschreibung derselben im II. B. der N. Beiträge zur Kunde von Indien, S. 219. f. verweisen.

Anm. Der Beherrscher des Reichs Golkonda oder der Nisam hat mehrere Vasallen, worunter besonders der Rajah von Sorapur ist, dessen Gebiet an dem Einflusse des Bihma in den Krischnafluß liegt, mit der gleichnamigen Stadt.

Hier haben wir nun eine topographische Uebersicht der Brittischen Besitzungen in Indien mitgetheilt, die unsre Leser schon in den Stand setzen wird, bei Betrachtung der überreichen, großen und gesegneten Länder, welche die Britten, oder eigentlich die Englisch-Ostindische Handelsgesellschaft, deren Hauptsitz London ist, in Indien besitzt, zu beurtheilen, von welchem Werthe diese Besitzungen überhaupt für den ganzen Brittischen Staat seyn müssen. — Ja es ist nicht zu viel, nicht ohne Grund gesagt, wenn man behauptet, die Brittische Monarchie ziehe ihre Hauptstärke, die sich auf Reichthum gründet, aus Indien, so wie dies ungefähr auch bei Spanien und Portugal der Fall mit America war. Eine mißliche, precäre Lage; denn so wie diese Stütze, die nicht so ganz sicher ist und oft schwanket, fällt, so stürzt auch das ganze Gebäude ein, wehe dann den Millionen, welche die Niederlage trifft! —

Eine unermeßliche Goldgrube ist Indien für die Britten, aber wahrlich keine unerschöpfliche, besonders auf die Weise, wie sie verwaltet wird. Nicht mit Unrecht sagt daher ein französischer Beobachter: „Die Britten benützen „ihre Besitzungen in Indien, als ob sie voraussähen, daß „ihre Herrschaft daselbst nicht von Dauer seyn könne; denn „sie sind nicht mit dem bloßen, reinen Ertrage des Landes „zufrieden, sondern sie saugen es bis aufs Mark aus." — Die gutmüthigen Hinduer schmachten unter dem härtesten

Despotism. Wie kann es auch anders seyn, da selten ein Britte in einer andern Absicht nach Indien geht, als um sich dort zu bereichern; die Mittel dazu sind ihm gleichviel. Daher herrscht hier ein völlig organisirtes Raubsystem vom untersten bis zum obersten Beamten hinauf; Jeder will sein Schäfchen scheeren; wenn es aber doch nur beim Scheeren bliebe, und nicht bis zum Schinden käme! Aber leider erlaubt sich der golddurstige Britte, wenn er die Gelegenheit dazu hat, Alles, um Geld zusammenzuscharren, theils um es in dem luxuriösen Leben, das hier sehr kostsplitterig ist *), andern Europäern gleich zu thun, theils, wie dies die Absicht der Meisten ist, um einen hübschen Sparpfennig mit nach Hause zu bringen, von welchem man dann seine übrige Lebenszeit in stolzer Ruhe und im Genusse aller Lebensfreuden vergnügt zurücklegen kann. **)

Was daraus folgen muß, da das Land so reich und die Einwohner meist so geduldig, so genügsam, so unterthänig sind, folglich der Habsucht ein so weites Feld geöffnet ist, läßt sich ohne Mühe schließen: Bedrückungen, Erpressungen und Ungerechtigkeiten ohne Zahl. ***)

*) *Renouard de Ste. Croix* (Voy. T. I. p. 126.) berechnet, daß ein unverheiratheter Mann, wenn er honnet nach Landessitte leben will, monatlich wenigstens 110½ Rthlr. sächs. zur Bestreitung seiner unentbehrlichsten Bedürfnisse nöthig hat.

**) Haafner erzählt (II. S. 68): Herr Harcley, damals neuernannter Gouverneur von Masulipatnam, habe ihm, als er ihm auf der Reise begegnete, aufrichtig gestanden, er sey nur hierher gekommen, um bei seinem zerrütteten Vermögenszustande sich einige 100,000 Pf. Sterl. zusammen zu scharren, um dann im Vaterlande vergnügt leben zu können.

***) Papi, Haafner und viele andere neuere Schriftsteller führen die empörendsten Beispiele davon an. Die schreiend-

Dies Alles ist bekannt. Alle nichtbrittischen Schriftsteller und Reisebeschreiber beschreiben diesen Despotendruck und diese Blutsaugerei der sonst als so großmüthig geschilderten Britten in Indien mit den grellsten Farben. Die Britten selbst schweigen nicht davon. Die Sache ist weltkündig. Hat nicht Hastings mit seinem famosen Processe Aufsehen genug in der Welt gemacht, und als erwiesener Capitalverbrecher entgieng er der verdienten Todesstrafe, weil er neben seinem eigenen auch den Vortheil der Brittisch-Ostindischen Handelsgesellschaft durch seine Ungerechtigkeiten so außerordentlich befördert und ihr Gebiet so sehr erweitert hatte. *)

Man hat tausend Beispiele dieser Art, seit die Britten in Indien herrschen, die den Fluch über dieses schöne Land gebracht, und sich den unversöhnlichen Haß der biedern Einwohner zugezogen haben.

Die Größe und Volksmenge der Brittischen Besitzungen in Indien überhaupt läßt sich am leichtesten aus nachstehender Tabelle **) übersehen.

ste Ungerechtigkeit ist wohl die, durch welche der Menschteufel den allverehrten Braminenfürsten Nundokomar, unter dem erdichteten Vorwande, er habe einen falschen Wechsel gemacht, ganz unschuldiger Weise an den Galgen gebracht, weil dieser Biedermann es wagen wollte, die Verbrechen dieses Satans aufzudecken.

*) Die Proceßschriften sind gedruckt.

**) Nach Hassel.

a) Unmittelbare Besitzungen:	Größe in Q. M.	Volksmenge.
I. Präsidentschaft Kalkutta oder Bengalen	9,438	21,497,184
begreift:		
1) Bengalen . .	4,061	
2) Behar . . .	2,286	
3) Oestl. Aubd (Oude) .	499	
4) Westl. Aubd und Duab	1,480	
5) Allahabad und Benares	591	
6) Tipora und Tschittigong	519	
II. Präsidentschaft Madras	4,015	5,380,086
begreift:		
1) Cirkars mit Kattek .	1,968	
2) Karnatik . . .	1,113	
3) Schaghire (von Madras)	135	
4) Tanschaur (Tanjore) .	161	
5) Tondiman . . .	61	
6) Polygars . . .	69	
7) Madura . . .	72	
8) Marwar und Ramisseram	121	
9) Tinevelli . . .	314	
III. Präsidentschaft Bombai .	3,923	2,800,000
begreift:		
1) Bombai und Salsette	14	
2) Guzurat und Broach .	521	
3) Fort Victoria . .	6	
4) Mässur und Polnaud .	3,383	
IV. Präsidentschaft Benkulen .	491	600,000
begreift:		
1) Brittisches Sumatra	350	
2) J. Pulo-Pinang .	22	
3) J. Bunwut und Orulong	29	
V. Brittisches Ceylon .	548	400,000

	Größe in Q. M.	Volksmenge
VI. Zinsbare Fürsten in Indien, nämlich:	11,733	14,997,590
1) Kotschin und Trawankor	483	1,168,750
2) Reich Golkonda . .	5,419	6,428,780
3) Nabob von Auhd (Oude)	1,006	2,288,800
4) Rajah von Mässur (Mysore)	1,198	1,565,500
5) Guera, Mundla und Bundelkund . .	4,107	3,543,760
6) Agra und Dehli . .	2,539	

Staatseinkünfte.

Außer dem Handelsgewinne bezieht die Ostindische Handelsgesellschaft an Steuern und Abgaben aus ihren Besitzungen in Indien gegen 60 Millionen Thaler; die Ausgaben belaufen sich aber auch auf mehr als 50 Millionen, und die Schulden sollen über 175 Millionen Thaler betragen. — Man rechne nun, was diese Länder, die noch obendrein so viele Beamte u. dergl. zu füttern und zu mästen genöthigt sind, aufbringen müssen!

Die Militärmacht besteht, nach den neuesten Nachrichten, in 16,000 Mann Europäischer Truppen, in 60,000 Mann Sipajen (Seapoy's) oder Indischer Truppen und in 18 Kriegsschiffen von 40 bis 50 Kanonen.

Die Besitzungen anderer europäischen Nationen.

Die Portugiesen waren, wie wir schon gesehen haben, die ersten Europäer, die sich als Entdecker des Wasserwegs nach Indien in diesem Lande als Sieger niedergelassen und Länder erobert haben, um in denselben Schätze zu sammeln. Aus einem großen Theile derselben wurden sie

aber nachmals von den Holländern verdrängt. Späterhin siedelten auch Franzosen, Engländer und Dänen sich hier an, von welchen aber die Engländer allein die Oberhand behielten.

1) Die Portugiesen, die unter der Obervormundschaft der Britten stehen, besitzen noch in Indien folgende Orte auf dem obern Theile der Westküste der Ghatischen Halbinsel:

(1) Goa (31° 25′ L. und 15° 3′ N. Br.), ansehnliche Stadt auf einer Insel an der Küste des Reichs Sunda, hat einen vortrefflichen Hafen und ist der Hauptort der Portugiesischen Besitzungen, der Sitz eines General-Gouverneurs oder Vicekönigs und eines Erzbischofs, mit mehreren Clöstern. Seit 1783 hat sie Brittische Besatzung. Es ist eine sehr schöne Stadt mit vielen herrlichen Gebäuden, worunter sich besonders der Pallast des Vicekönigs und die Domkirche auszeichnen. Die Stadt hat zwei Castelle. Es herrscht hier ziemlich viel Gewerbsamkeit, besonders wird viel Arrak gebrannt; auch ist der Handel nicht unbeträchtlich.

(2) Diu, schöne, gutgebaute, wohlbewohnte Stadt, mit einem sehr festen Castelle und bequemen Hafen auf einer kleinen Insel, auf welcher viel Ingwer gebaut und Viehzucht getrieben wird, welches die beiden Hauptnahrungszweige der Einwohner der Stadt sind.

(3) Daman, hübschgebaute, befestigte See- und Handelsstadt in einer angenehmen, gesunden Gegend.

2. Die Holländer besaßen:

1) In Bengalen: Tschinsura — Fort Gustav — Bernagor.

2) In Karnatik und Madura — Paliakate — Sadras — Tutukorin.

3) Auf der Küste Malabar: Kotschin — Mattandscheri — Waipi — Koilan.

3. Die Franzosen besaßen:

1) In Bengalen: Tschandernagor.

2) Auf der Küste Karnatik: Pondichery, nebst Gebiete und Zugehör.

3) Im Reiche Tanschaur: Karikal.

4) In Kalikut auf Malabar — Maheh.

4. Die Dänen besaßen:

1) In Bengalen: Friedrichsnagor oder Sirampur.

2) In Tanschaur: Trankebar.

Alle diese holländischen, französischen und dänischen Besitzungen und Niederlassungen in Indien sind jetzt in den Händen der Britten, ob diese sie einst wieder zurückgeben werden, steht dahin.

Asien.

Zehnte Abtheilung.

Beschreibung der einzelnen Länder.

C. Süd-Asien.

Vorder-Indische Inseln.

C. Süd-Asien.

D) Vorder-Indische Inseln.

In die vierte Hauptabtheilung von Vorder-Indien gehören die sogenannten Vorder-Indischen Inseln, d. h. diejenigen Inseln, welche nahe an der Ghatischen Halbinsel an der Südwest- und Südostküste derselben liegen. Dieselben bestehen theils aus zwei Archipeln oder Gruppen von meist ganz kleinen Inselchen auf der Südwestseite der Halbinsel, theils aus einer großen Insel auf der Südostseite.

Diese sind:

I. Die Lakediven oder Lakedivischen Inseln (zwischen 89° 55′ bis 91° 40′ L. und zwischen 9° 52′ bis 11° 56′ N. Br.) Sie sind ziemlich zahlreich und liegen der Küste Malabar gegenüber. Ihre Hauptproducte sind Reis und Cocosnüsse. Sie stehen unter einem muhammedanischen Fürsten oder Könige.

Die vorzüglichsten dieser Inseln, die überhaupt noch zu wenig bekannt sind, heißen: Lakondy, Perinrapar und Metelar.

II. Die Maldiven oder Maldivischen Inseln (zwischen 89 und 93° L. und zwischen 7° S. Br. und 8°

N. Br.). Sie ziehen sich von der Südwestspitze der Insel in beinahe gerader Linie von Norden nach Süden durch den Aequator hin. Es sind ihrer ungefähr 12,000 theils größere, theils kleinere, theils ganz kleine. Sie sind ziemlich fruchtbar, aber nicht alle bewohnt. — Aus ihrer Lage an und unter der Linie zu schließen, muß das Klima sehr heiß seyn, besonders im Sommer, welcher im October anfängt und 6 Monate lang dauert; die Hitze des Tages wird beinahe unerträglich; doch sind dann die Nächte kühl, und der starke Thau, der während derselben fällt, erquickt alle Pflanzen.

Der Winter beginnt im April und dauert bis in den October. Es ist die eigentliche Regenzeit, während welcher die Westwinde heftig wehen, aber kein förmlicher Frost eintritt.

Diese Inseln sind, überhaupt genommen, sehr fruchtbar, besonders an Hirse, Reis und andern Getraidearten, wovon jährlich zwei Aerndten gehalten werden; ferner findet man hier mancherlei eßbare Wurzeln und eine Art Brodfrucht; es giebt auch vortreffliche Baumfrüchte, als Cocosnüsse, Citronen, Granatäpfel, Indianische Feigen u. s. w. An Gehölze fehlt es nicht. Man findet hier einen Baum Kanbau genannt, dessen Holz noch leichter ist als Kork. Von Thieren: hauptsächlich Büffel, Schafe, etwas zahmes Rindvieh, sehr viel Federwild, aber desto weniger zahmes Federvieh. Das Meer ist hier ungemein reich an Fischen; auch fängt man Schildkröten und in großer Menge die sogenannten Kauris oder Porzellanmuscheln, die in einem großen Theile von Indien und bei den Negern in Afrika für Scheidemünze gelten. Desgleichen sammelt man sehr viel Ambra. An mancherlei schädlichem Ungeziefer, Insecten, Schlangen, ja Crocodillen fehlt es ebenfalls nicht.

Diese sämmtlichen Inseln sind zusammen in 17 Gruppen abgetheilt, welche Atollon's genannt werden, und

die eben so viele Provinzen oder Districte bilden, welche durch mehr oder minder schmale, mehr oder minder tiefe Kanäle von einander getrennt sind. Nur vier von diesen Durchfahrten haben für große Schiffe Wasser genug, um von ihnen durchsezelt zu werden; auch sind sie wegen ihrer Klippen gefährlich.

Die Einwohner, man nennt sie nur gewöhnlich Maldiver, sind eine ganz hübsche Menschenrasse, deren Abstammung aber nicht wohl genau zu bestimmen ist, doch ist es wahrscheinlich, wenigstens ihrer Gestalt und Leibesfarbe wegen, daß sie ein Nebenzweig des Hinduischen Volksstammes sind. Sie sind wohlgewachsen, stark, olivenfarbig, regelmäßig geformt und sehr gut gebildet, so daß nur die Farbe sie von den Europäern unterscheidet. Das Haar ist durchgehends schwarz; aber nur Weibspersonen, Kriegsmänner und Edelleute dürfen zu ihrer Zierde lange Haare tragen. — Unter dem weiblichen Geschlechte findet man sehr schöne und reizende Personen. — Die Maldiver sind ziemlich gutartige, lebhafte, redliche, mit vielem Verstande versehene, in Speise und Trank mäßige, aber auch leichtsinnige, sanguinische und wollüstige Leute. — Verliebte Ausschweifungen sind hier äußerst gemein; auch hat sich die venerische Krankheit unter ihnen ausgebreitet, die, so wie eine Art Pocken und das sogenannte Maldivische Fieber, alljährlich viele Menschen wegrafft.

Die Maldiver haben eine eigene Sprache und Schrift, die man noch zu wenig kennt, um sie mit anderen gehörig vergleichen zu können. Da sie Muhammedaner sind und den Koran haben, so lernen sie auch Arabisch, als die gelehrte und Religionssprache, wie wir Lateinisch; Einige legen sich auch auf die Erlernung anderer Indischen Sprachen.

Die Kleidung dieses halb cultivirten Volkes ist wegen der Wärme des Klima's sehr einfach. Die gewöhnliche Be-

deckung der Männer ist eine Art von Hosen, worüber die Vornehmeren ein Kattunkleid, einem Schlafrocke ähnlich, tragen. Gemeine wickeln ihren Leib blos in ein Stück Kattun; doch an festlichen Tagen ziehen sie auch kattunene oder seidene Wämser oder Kamisöler an. — Die Vornehmeren, Priester und dergleichen, lassen ihren Bart wachsen, doch so, daß er um die Lippen mit der Scheere abgeschnitten wird; die gemeinen Leute tragen nur einen kurzen Stutzbart. — Sie umwinden sich die Lenden mit einem Gürtel, in welchen sie auf der linken Seite ihre Geldbörse und ihre Betelbüchse stecken, und auf der rechten ihr Messer, die einzige Waffe, welche gemeine Leute tragen dürfen.

Die Weibspersonen kleiden sich meist sehr sittsam; sie tragen Unterröckchen und darüber ein langes Kleid von Seide oder Kattun. Auf ihren Kopfputz wenden sie viele Mühe und Kosten, sie lassen das Haar lang wachsen, waschen und beschmiʒren es fleißig mit wohlriechendem Oele, und binden es in Zöpfe, die auf den Rücken hinabfallen, und mit Bändern, die mit Perlen, Juweelen, Blumen geschmückt sind, oder mit goldenen und silbernen Ringen zusammen gehalten werden. — Es giebt aber auch gemeine Mädchen und Weiber, die beinahe nackt gehen, indem sie nur ein Tuch oder Pagne um die Lenden tragen.

Die Wohnungen der Malediver sind ziemlich einfach. Die des gemeinen Volkes sind bloße Hütten von Cocosholz roh zusammengezimmert, und mit zusammengenähten Cocosblättern gedeckt. Die Vornehmeren und Reicheren haben Häuser von weißen Felssteinen, die vermittelst der Breter von Kandau- oder Kanduholz von den Klippen im Meere sehr künstlich heraufgezogen werden. Die vorzüglichsten Hausgeräthschaften sind, wie im ganzen Oriente, Matten und Teppiche, die Geschirre großen Theils von gröberem oder feinerem Porzellan, je nachdem es das Vermögen gestattet. Gold- und Silbergeschirre sind verboten.

Im Essen sind die Maldiver nicht nur, wie bereits angemerkt, sehr mäßig, sondern auch ungemein reinlich. Sie essen, wie die Hinduer, mit kreuzweis geschlungenen Beinen auf der Erde, auf feine Matten niedergekauert; Bananasblätter vertreten die Stelle des Tafelzeugs. Flüssige Speisen essen sie mit Löffeln, alle anderen aber mit den Fingern, die sie fleißig waschen. Auch entfernen sie sich von dem Essen, wenn sie ausspeien müssen. — Nur Leute von gleichem Stande essen mit einander. Wenn man Jemanden bewirthen will, so schickt man ihm das für ihn bestimmte Essen ins Haus. — Die Zubereitung der Speisen, worin sie gar nicht ungeschickt sind, liegt den Weibern ob. Man ißt verschiedene Gattungen von Pflanzen, Obst und dergleichen. Ein Hauptnahrungsmittel sind Fische, Geflügel und anderes Fleisch. Man trinkt erst nach Tische. Das gewöhnlichste Getränk ist Wasser, oder frischer Cocospalmwein. Man hat auch kostbare Getränke, eine Art Meth, Kaffee und mit Zucker versüßten Cocosnußsaft, die nur von dem Könige und den Vornehmen öfter, von den Geringeren aber bloß an sehr festlichen Tagen genossen werden. Zum Nachtische wird eine Schüssel mit Betelblättern aufgetragen, von welchem Leckergenusse die Maldiver ebenfalls sehr große Liebhaber sind. —

Sie treiben auch einen ziemlich beträchtlichen Handel, besonders nach der Küste Malabar. Der Haupt-Ausfuhr-Artikel besteht in den Schneckchen Kauri's oder Boli's, die hier als weit umher kursirende Scheidemünze in den Handel kommen. Es werden jährlich 30 bis 40 Schiffsladungen davon ausgeführt. Der König und die Großen haben ganze Vorrathshäuser damit angefüllt; ferner werden ausgeführt: Stricke, Oel, Zucker von Cocospalmen, auch Cocosnüsse, gedörrte Fische, Schildkrötenschalen, verschiedene hübsche Kattunzeuge, Binsenmatten u. dergl., wogegen sie alle ihre Bedürfnisse an Metallen u. s. w. eintauschen. — Die Mün-

zen werden hier blos von einerlei Art geprägt, nämlich Larin von Silber, deren einer etwa 3 Groschen gilt, und ein Päckchen von 12,000 Kauri's ist = 1 Larin. Fremde Münzen werden nach dem Gewichte angenommen.

Die Maldiver haben viele Talente für mancherlei Künste, sie sind geschickte, muthige Krieger, kluge, vorsichtige Handelsleute, und treiben verschiedene mechanische Künste und Manufacturen, besonders in Seide und Baumwolle.

Ihre ganze Gelehrsamkeit beschränkt sich darauf, daß sie Arabisch lesen und schreiben können, und den Koran verstehen. Sie schreiben auf weiß angestrichene, hölzerne Täfelchen, auf welchen die Schrift wieder ausgelöscht werden kann. — Was aufbewahrt werden soll, wird auf eine Gattung pergamentartiger Palmblätter geschrieben.

Die Vielweiberei herrscht hier; doch darf ein Maldiver, wenn er auch mehrere ernähren kann, nicht mehr als drei Weiber nehmen. Wenn sich ein Mann verheirathen will, so zeigt er seine Absicht dem Pandiar oder Oberbeamten an, der sodann die Aeltern der Braut fragt, ob sie in diese Ehe willigen? Antworten sie bejahend, so wird die Braut auf der Stelle herbeigeholt und die jungen Leute zusammengesprochen und in Gegenwart ihrer Verwandten und Freunde getraut.

Eine Frau kann sich nicht ohne Einwilligung ihres Mannes von ihm scheiden; aber der Mann kann sich nach Belieben zu jeder Stunde von ihr trennen.

Die Erziehung ist ganz einfach; jede Mutter, selbst die Königin, muß ihr Kind selbst stillen. Die kleinen Kinder werden nicht in Windeln gewickelt, sondern ganz nackt in eine Art Hangmatten von Schnüren gelegt, die an Stricken an die Decke gehängt sind, demnach frei schweben und von Sklaven hin und her gewiegt werden. Dies bekömmt den

Kleinen sehr wohl; schon im 9ten Monate fangen sie an gehen zu lernen. Mißgestaltete findet man nicht unter ihnen. Im 7ten Jahre werden die Jungen beschnitten, und im 9ten müssen sie das lernen, was sie in ihrem Stande zu erlernen nöthig haben.

Von den Krankheiten, die auf diesen Inseln einheimisch sind, haben wir schon oben gesprochen. Die Heilkunst der Maldiver ist nicht sehr groß; sie besteht meist in abergläubigen Gebräuchen; doch haben sie gewisse einfache Arzneimittel, unsern sogenannten Hausmitteln ähnlich, von welchen manche, auch ohne Begleitung abergläubiger Ceremonien, Europäern geholfen haben. Sie wissen ferner Salben aus mancherlei Kräutern zu bereiten, Arzneitränkchen zu kochen und dergleichen mehr.

Für den Tod ist aber auch hier kein Kraut gewachsen. Die Maldiver sterben trotz ihrer meist gesunden Luft und ihrer Frugalität, so gut als andre Adamskinder, die, wie sie, sich bei aller sonstigen guten Diät, doch zu sehr den verliebten Ausschweifungen überlassen. —

Stirbt Jemand, so wird der Körper des Verblichenen von einer dazu bestellten Person seines Geschlechts gewaschen. Dann wird die Leiche in Kattun eingewickelt, und die rechte Hand ans Ohr und die linke an die Hüfte gelegt. Hierauf wird sie, auf der rechten Seite liegend, in einen Sarg von Kandauholz gethan, und dann von sechs Freunden oder Anverwandten auf den Begräbnißplatz getragen, und uneingeladen folgen die Nachbarn dem Leichenzuge nach. Die Leiche wird sodann so in das Grab eingesenkt, daß sie das Gesicht gegen Muhammeds Grab richtet. Das Grab wird mit weißem Sande angefüllt, mit Wasser besprengt und mit einem großen Stücke Seidenzeug oder Kattun bedeckt, das nachher dem Priester gehört, welcher das Leichenbegängniß besorgte, und welchem die Verwandten des Verstorbenen auch allerlei Geldstücke schenken, während sie auf dem Hin- und Her-

wege Kauri's unter die Armen auswerfen. Während der ganzen Ceremonie singt der Priester immer fort, und nach Vollendung derselben laden die Verwandten die ganze Gesellschaft zu einem Trauermahle ein. — Die Gräber werden mit einer Art von Zaun eingefaßt, damit man nicht über dieselben gehen könne, weil sie dies für sündlich halten.

Die Begräbnißplätze sind um ihre Moscheen herum angelegt, und diese Moscheen sind zierliche, steinerne Gebäude, deren jede drei Thüren hat, zu welchen man auf Stufen hinansteigt; sie sind zum Theil geschmückt, doch ohne Bilder. Bei jeder ist ein Priester angestellt, der, außer seinen priesterlichen Verrichtungen, auch zugleich der Schullehrer der Kinder ist. Ehe man in die Moschee tritt, muß man sich Füße, Hände, Augen, Ohren und Mund waschen. Wer zu den Frommen gehören will, besucht täglich die Moschee fünfmal; doch kann auch jeder sein Gebet zu Hause verrichten; thut er dies aber nicht, so sinkt er in die tiefste Verachtung. Der Freitag ist der Sabbath, welcher sehr heilig gehalten wird: auch der Tag des Neumonds wird, so wie die übrigen Festtage des Jahres, ungemein feierlich begangen.

Die Muhammedanische Religion der Maldiver ist mit sehr viel heidnischem Aberglauben und abgöttischen Gebräuchen vermischt. So beten sie z. B. einen Gott oder König der Winde an, dem sie jedesmal auf einer besondern Stelle Dankopfer darbringen, wann sie glücklich einer Gefahr zur See entgangen sind. Alle ihre Fahrzeuge sind diesem Abgotte geweiht und werden daher für heilig gehalten; selbst dem Teufel bringen sie Opfer an bestimmten Plätzen, weil sie ihn für den Urheber der Krankheiten und des Todes halten.

Die ganze Nation ist in vier Stände oder Classen getheilt. Der erste begreift den König mit seiner ganzen Familie, die Prinzen der vormaligen königlichen Häuser und die vornehmsten Herren. Der zweite Stand umfaßt diejenigen Männer, welche Ehrenstellen und Aemter bekleiten, die

nur der König ertheilen kann, wobei der Rang sorgfältig beobachtet wird. Der dritte Stand ist der Geburtsadel, und der vierte das gemeine Volk. — Der König kann den Adel ertheilen, wem er will, und überhaupt steht der Adel in großem Ansehen. Ein adeliches Frauenzimmer, das einen Bürgerlichen heirathet, verliert dadurch seinen Adel nicht, und ihre Kinder werden Edelleute. Ein gemeines Mädchen, das einen Edelmann heirathet, wird dadurch nicht adelich; wohl aber ihre Kinder.

Die Regierungsform ist monarchisch und unumschränkt. Der König führt den Titel Raskan, und die Königin Renuillag. Nach dem Könige folgen die sämmtlichen Prinzen vom Geblüte, dann die hohen Reichsbeamten, der oberste Quillag oder erste Minister, der Kanzler, der Staatssecretär, der Oberschatzmeister, der Ober-Einnehmer und andere, nebst 6 Moskulis, welche den Geheimen-Rath des Königs bilden. Diese obern Beamten werden außer ihren Besoldungen von dem Könige mit Reis versorgt; es wird in diesem Lande zu einer besondern Ehre angerechnet, wenn man von einem Manne sagt: Er ißt des Königs Reis.

So unumschränkt auch die Gewalt des Königs ist, so theilt er sie doch gewissermaßen mit den Priestern, welche unter dem Namen Naib Statthalter der einzelnen Provinzen sind und dabei, als Lehrer des Gesetzes, die Ober-Aufsicht über Religion und Gerechtigkeits-Verwaltung haben, und sowohl in bürgerlichen als peinlichen Sachen Richter sind.

Das Oberhaupt dieser Naibs ist der Pandiar, welcher das Oberhaupt der Religion und der Oberrichter aller Inseln ist, sich beständig bei Hofe aufhalten muß, und an welchen man von den Urtheilssprüchen der Naibs appelliren kann; doch ist ihm ein Rath von 15 Mokuri's beigeordnet, ohne deren Zuziehung er in wichtigen Sachen kein Urtheil fällen kann.

Die Justiz wird ziemlich gut verwaltet. Ein Schuldner, der seine Schulden nicht bezahlen kann, wird der Sklave seines Gläubigers. Kein Richter darf Geschenke annehmen, unter welchem Vorwande es sey. Es wird nach dem Koran Urtheil gesprochen. Jede Partei trägt vor Gericht ihre Sache selbst vor. Die peinliche Gerichtsbarkeit ist auf folgende Weise eingerichtet. Wenn Einer einen Familienvater ermordet, so muß er die Kinder desselben, wenn sie noch unmündig sind, ernähren und unterrichten lassen, bis sie ihr sechzehntes Jahr erreicht haben: dann kommt es auf sie an, ob sie dem Verbrecher verzeihen, oder ihn zur Strafe ziehen lassen wollen. Die gewöhnlichen Strafen sind: Verbannung auf eine unbewohnte Insel, Verlust eines Gliedes, (z. B. einem Diebe wird die Hand abgehauen, wenn der Diebstahl wichtig ist,) und Geißelung, welche oft tödtlich ist.

Schuldner, die nicht bezahlen können, werden, wie schon gedacht, Sklaven ihrer Gläubiger, der sie jedoch nicht verkaufen darf; solche Sklaven bekommen von ihrem Herrn nichts als die Kost; sterben sie, so bemächtiget sich derselbe ihrer ganzen Verlassenschaft, und reicht sie nicht zu ihrer Bezahlung hin, so müssen die Kinder des Schuldners dem Gläubiger so lange dienen, bis die ganze Schuld vollends abgetragen ist.

Die Einkünfte des Königs der Maldiven fließen theils aus den Domänen, die in einigen Inseln bestehen, welche ihm unmittelbar unterworfen sind; theils aus dem fünften Theile aller Landesproducte; theils aus einer Vermögenssteuer, die nach der Anzahl der Cocosbäume ausgeschrieben wird; ferner aus den Kauri's, die gefischt werden, und von welchen ihm ein Theil zusteht; theils aus einer Auflage auf getrocknete Fische, theils aus den Abgaben der ausländischen Kaufleute und aus dem Gewinne der Handlung, die er für eigene Rechnung mit seinen Schiffen außer Landes treiben läßt. Außerdem gehört ihm auch Alles, was das Meer

sowohl bei Schiffbrüchen, als von selbst an das Ufer dieser Inseln wirft, wohin besonders auch eine Menge Ambra und Korallen, und hauptsächlich die sogenannten Maldivischen Cocosnüsse gehören (von den Maldivern Tawarkarre genannt), die zwar nicht hier wachsen, aber diesen Namen erhielten, weil die Europäer dieselben zuerst hier fanden. Erst in neuern Zeiten hat man entdeckt, daß die Palmeninsel eine von den Seschellen es ist, von wo sie von dem Meere an benachbarte Küsten getrieben werden. Man schrieb ihnen und ihren Schaalen ehemals Wunderkräfte zu.

Das stehende Militär, das der König unterhält, und das ebenfalls seinen Reis ißt, besteht theils aus seiner Leibwache, von 600 Mann, die beständig um seine Person ist und von 6 Moskuli's angeführt wird; theils aus 10 Compagnieen anderer Truppen, die in Friedenszeiten in dem Lande umher zerstreut sind. Alle diese Soldaten genießen ziemlich ansehnlicher Vorrechte, und dürfen allein einen Ring am rechten Daumen tragen, der ihnen zum Bogenspannen dient. Außer dem Reis sind dem Militär noch einige andre Einnahmen angewiesen. — Dieser Vorzüge wegen bemühen sich auch reiche Maldiver, mit Bewilligung des Königs, die aber, so wie alle Ehrenstellen und Aemter, nicht umsonst ertheilt wird, unter das Militär, besonders unter die Garde, aufgenommen zu werden. — Alles wird hier mit Geschenken bezahlt.

Der königliche Hofstaat ist ziemlich glänzend; es herrscht auch viel Luxus bei Hofe. Der König trägt gemeiniglich einen langen Leibrock meist von sehr feinem weißen Zitz, oder auch einen Ueberwurf, der bis über den Gürtel reicht, weiß und blau eingefaßt, und mit gegossenen goldenen Knöpfen zugeknöpft ist. Der Unterleib bis auf die Fersen wird von einer rothen seidenen Schürze umgeben und bedeckt, die mit einem rothen seidenen Gürtel mit goldenen Franzen und mit einer dicken goldenen Kette um den Leib befestigt ist; das Schloß

dieser Kette ist etwa Hand breit und stark mit Juweelen besetzt. Von diesem Gürtel hängt vorn ein kostbares Messer herab. Auf dem Kopfe hat er ein goldgesticktes Mützchen mit einem massiv-goldenen, mit Juweelen besetzten Knopfe. Die Beine bleiben unbedeckt; aber an den Füßen trägt er Pantoffeln von vergoldetem Leder, das aus Arabien herbeigebracht wird.

Wann der König ausgeht, so ist er von einem Theile seiner Leibwache begleitet, und zum Zeichen seiner Königswürde tritt Einer hinter ihm drein, der ihm einen großen, weißen Sonnenschirm über den Kopf hält. Drei Edelknaben begleiten ihn beständig, deren Einer seinen Windfächer, der Andre sein bloßes Schwerd und seinen Schild, und der Dritte seine Betelschachtel trägt. Hinter ihm her geht ein Gesetzlehrer mit einem Buche in der Hand.

So wird dieser König und sein Aufwand geschildert. —

Was nun die Topographie seines Landes betrifft, so haben wir schon angemerkt, daß der ganze Archipel in 17 Inselgruppen, Atollon's oder Statthalterschaften, abgetheilt ist. Eigentliche ummauerte Städte findet man auf denselben nicht, sondern blos theils zerstreute, theils ganze beisammenliegende, aber offene Haufen von Häusern und Hütten, wie selbst die Haupt- und Residenzstadt einer ist.

Die 17 Atollon's, wie sie von den Portugiesischen Charten angegeben werden, sind von Norden nach Süden folgende:

1. Inseln Divomburu, die nicht eigentlich einen Atollon bilden,

2. Malikut, eine einzelne Insel.

3. Atollon de Tilla Doumatis.

4. — Doue de Madu, wo die Hauptinsel Malinao.

5. — De Madu, wo die Hauptinseln Pandu, Puladu und Makonnadu.

6. Atollon de Padypolo.

7. — Arca, wo die Insel Pulador.

8. — Bandu.

9. — Male, wo:

Male, Haupt-Insel des ganzen Archipels und Sitz des Königs, der Regierung und des Adels; sie ist die größte (ihr Umfang beträgt $1\frac{1}{2}$ Meilen), die bevölkertste, weil Alles dem Hofe nachzieht, die fruchtbarste, aber auch die ungesundeste von allen diesen Inseln, die nicht einmal gutes Trinkwasser hat, das man daher von benachbarten Inseln herbeiholen muß. Die Stadt Male selbst ist ein großer, nicht regelmäßiger Haufen zum Theil hübscher Häuser. — Der königliche Pallast ist wirklich ein sehr ansehnliches Gebäude von beträchtlich großem Umfange, von Stein aufgeführt, doch nur ein Stockwerk hoch; besteht aber aus einer sehr zahlreichen Menge von Zimmern, und umschließt nicht nur viele Höfe, deren jeder in seiner Mitte einen schönen Brunnen von weißem Steine hat, sondern auch viele hübsche Lust- und Baumgärten. — Der Eingang in das Schloß geht durch die Hauptwache, und das Thor stellt einen viereckigen Thurm vor, vor welchem Kanonen aufgepflanzt stehen. Fremde dürfen in der Regel nicht weiter in diesen Pallast eindringen, als in den ersten Saal. Das ganze Innere ist geschmackvoll und prächtig. Man sieht hier die herrlichsten Tapeten, Teppiche und Matten, die vorzüglich von Masulipatnam, aus Bengalen und aus China hierher gebracht worden sind. Alles glänzet von Gold und Seide. Die Abwechslung in der Arbeit und in den Farben ist ganz unvergleichlich. Die Betten des Königs und der Vornehmen sind Arten von äußerst bequemen Hangmatten, die an vier Stricken hängen, damit die Schlafenden sich darin wiegen lassen können. — Die gemeinen Leute schlafen auf baumwollenen Matratzen, die auf einem vierfüßigen Schemel liegen.

---

10. Atollon de Pulodu.
11. — de Molluque.
12. — de Nillandus.
13. — de Collo Madus.
14. — d'Adumatis.
15. — de Suadu.
16. — de Addu.
17. — Pova Moluque.

Anm. Die südlichen Inseln dieses Archipels sind minder schön, fruchtbar und angenehm, als die nördlichen, weswegen auch Verbrecher dahin verbannt werden.

Zu Anfang des 17ten Jahrhunderts benützten die Portugiesen, die sich schon in diesen Gegenden festgesetzt hatten, die Zwistigkeiten, die unter den Maldivischen Fürsten ausgebrochen waren, um sich eines großen Theils dieser Inseln zu bemächtigen, die sie auch zehen Jahre lang ruhig besaßen. Sie verleiteten den König dieser Inseln, die christliche Religion anzunehmen, und er gieng wirklich mit den Portugiesen nach Kotschin, wo er sich mit seiner Gemahlin taufen ließ. Inzwischen setzten die vornehmen Maldiver einen andern Prinzen auf den Thron. — Die Portugiesen versprachen, ihren Schützling wieder in sein Reich einzusetzen, und darüber kam es zum Kriege. Erst im zweiten Jahre gelang es aber den Portugiesen, die Hauptinsel zu erobern, wo sie eine Festung anlegten, und den christlichen König wieder auf den Thron setzten, nachdem sein einstweiliger Stellvertreter im Kriege selbst umgekommen war. Alle übrigen Inseln unterwarfen sich auch, ausgenommen der Atollon von Suadu. — Die Beherrscher dieses letzteren hörten aber nicht auf, die Portugiesen auf Male zu necken, verbanden sich endlich mit Malabarischen Seeräubern, ersahen die günstige Gelegenheit, fielen

unversehens über die Portugiesen zu Male her, ermordeten die Besatzung, und eroberten die Inseln wieder. Alle, drei Jahre lang fortgesetzte, Versuche der Portugiesen, sich wieder auf diesen Inseln festzusetzen, waren vergeblich. Endlich schlossen sie einen Vergleich mit den beiden Brüdern, Fürsten von Suadu, welche an der Spitze der Insurrection standen, kraft dessen sie dem entwichenen rechtmäßigen christlichen Könige, der sich sodann zu Goa niederließ, ein Jahrgehalt aussetzten, und unter gewissen Bedingungen die Regierung übernahmen. Ihre Nachkommen herrschen noch jetzt.

III.

Die Insel Ceilan (richtiger Seilan, nicht Ceilon.)

1.

Name. Lage. Allgemeine Ansicht. Kurze Geschichte.

Die Insel Ceilan, Seilan oder Selan, oder Selan-Div (bei den ältern Orientalen Serendib) wurde von den Portugiesen, ihrer Aussprache nach, Ceylon genannt, welchen Namen mehrere europäische Nationen angenommen haben. Die Alten kannten sie unter den Namen Taprobana, Sielendiva u. s. w. Schon von uralten Zeiten her berühmt, spielt sie auch eine Rolle in der heiligen Geschichte der Hinduer. Sie liegt im Indischen Meere an dem Eingange in den Bengalischen Meerbusen auf der Südostspitze der Ghatischen Halbinsel, von welcher sie durch die 15 bis 20 Meilen

breite, aber seichte Meerenge, die Palksstraße genannt, getrennt wird. Eine merkwürdige Reihe Sandbänke läuft von der Küste Koromandel aus, und wird die Adamsbrücke genannt, von welcher die Göttergeschichte der Hindus viele Wunder erzählt. Sie liegt zwischen 97° 25' und 99° 33' L. und zwischen 5° 53' und 9° 57' N. B., hat die Gestalt einer Birne, und ist daher von sehr ungleicher Größe. Der Flächenraum überhaupt beträgt 1730 □Meilen. Die größte Ausdehnung in die Länge ist von Norden nach Süden 55, und die größte Breite in dem südlichen Theil, von Westen nach Osten, 32 Meilen.

Die Nord- und Nordwestküste dieser Insel, von der Spitze Pedro bis zur Stadt Kolombo, ist flach, und von dem Meere ausgezackt, das sich in verschiedenen Richtungen in großer Tiefe und beträchtlicher Breite in das Land hinein erstreckt. Der breiteste Arm, im nördlichsten Theil, der eigentlich aus zwei Armen besteht, geht beinahe quer hindurch von Mulliwale bis nach Jafnapatnam, nach welchem letzteren Orte eine Insel benannt ist, welche an diesem Arme liegt. Mehrere dieser Eingänge bilden kleine Baien; die vielen Sandbänke an der Küste aber machen es großen Schiffen unmöglich, sich diesen Baien und Buchten zu nähern. Die Ostküste hingegen ist mit Klippen ganz eingefaßt; da hier das Wasser sehr tief ist, so können Schiffe von erster Größe sich ihr nähern. Auf dieser Küste sind auch die besten Häven. Einige Felsenriffe ziehen sich auf der Südostküste in das Meer hinaus. Die Westküste ist flach, und die Erdstreifen, die sie umgeben, stoßen auf Cocoswälder. Die Ebene, die sich dazwischen hinzieht, stellt herrliche Reisfelder dar; den Hintergrund bilden gewöhnlich Waldungen, welche die Abhänge der Berge bedecken, und ihr schönes Grün fast nie verlieren.

Die Insel Seilan war zwar den Alten, vor der Entdeckung des Wasserwegs der Portugiesen nach Indien, we-

nigstens dem Namen nach bekannt; aber von ihrer frühern Geschichte wissen wir nichts Bestimmtes, indem dieselbe in Fabeln gehüllt ist, und die noch vorhandenen seltsamen Erzählungen der Eingebornen bloße Sagen sind, die kein Licht über die Geschichte verbreiten.

Nähere und glaubwürdigere Nachrichten von dieser Insel beginnen erst mit dem J. 1505, in welchem der Portugiese Almeyda zufälliger Weise durch ungünstige Witterung genöthigt wurde, in einen Haven von Seilan einzulaufen, wo er von den Einwohnern gastfreundlich aufgenommen wurde. Die günstige Lage der Insel, und ihre trefflichen Producte bewogen ihn, eine nähere und genauere Verbindung mit den Insulanern zu suchen; diese, die seit langer Zeit sich immerfort gegen die feindseligen Anfälle der Araber hatten vertheidigen müssen, waren bereitwillig, sich mit einem Volke näher zu verbinden, das durch die Ueberlegenheit seiner furchtbaren Waffen und seinen kühnen Heldengeist ihnen geschickt schien, ihren Feinden Schrecken einzuflößen, dieselben in der Ferne zu erhalten, und der Insel eine erwünschte Ruhe zuzusichern. Es war daher dem Almeyda nicht schwer, als er eine gesuchte Audienz bei dem Könige von Seilan erhielt, denselben zu bereden, daß er versprach, den Portugiesen einen jährlichen Tribut zu bezahlen, unter der Bedingung, daß diese seine Küsten gegen alle Anfälle auswärtiger Feinde vertheidigen sollten.

Die Insel Seilan befand sich damals ungefähr in demselben Zustande, in welchem wir sie noch gegenwärtig erblicken, außer, daß die Städte auf den Küsten, welche jetzt den eingedrungenen Europäern unterworfen sind, damals noch den ursprünglichen Eigenthümern, den Singalesen, gehörten. Kolombo, die heutige Hauptstadt der Euro-

påer auf Seilan, war damals die Haupt- und Residenzstadt des Königs. *)

Der Zimmet, der bereits in früheren Zeiten das wichtige, allgemein gesuchte und hochgeschätzte Hauptproduct dieser Insel war, reizte die Habsucht der Portugiesen. Der Wunsch, sich des vortheilhaften Handels mit diesem einträglichen Artikel zu bemächtigen, brachte den Almeyda auf den Entwurf, Handelsniederlassungen hier anzulegen. — Dieser Vorsatz erregte jedoch bald die Eifersucht der inländischen Fürsten, und brachte sie so sehr gegen die Portugiesen auf, daß es bald zum Kriege kam. — Die Portugiesen erreichten ihre Absicht erst nach langem, blutigem Kampfe mit den Insulanern. Ihr Anführer, der berühmte Albuquerque, Almeyda's Nachfolger, war ein tapferer Feldherr, begieng aber Fehler gegen die Staatsklugheit, indem er die Vortheile, die ihm die Eroberung der Küste von Seilan gewährte, nicht gehörig zu benutzen, und die seit jenen Zeiten in das Innere der Insel zurückgedrängten, ursprünglichen Einwohner nicht schonend genug zu behandeln, und zu seinem Vortheile zu gewinnen wußte. Statt, durch ein freundschaftliches Verkehr mit den Insulanern, sie zum fleißigen Anbau zu reizen, und sich dadurch einen beträchtlichen Handelsgewinn zu verschaffen, verübten die stolzen Portugiesen alle Grausamkeiten gegen sie, und folgten in ihrem Betragen der niedrigsten Habsucht, die nur den nächsten Gewinn sucht. Was die Insulaner am tiefsten kränken, und ihren Haß gegen die Fremdlinge am stärksten anfachen mußte, war die Frechheit und Bosheit, womit die Portugiesen, von ihrer Bigoterie und ihrem Fanatism verblendet, die Religion der gutmüthigen Singalesen angriffen, um sie über den Haufen zu stürzen, und ihre Anhänger mit Feuer und

*) Vorzüglich nach Percival, mit Zuziehung von Knox, Sonnerat, Wolf, Boyd, Eschelskroon, u. A. ist dieser Abschnitt ausgearbeitet worden.

Schwerd in den Schoos der christlichen Kirche zu führen. Durch Bekehrungsmittel, welche die Menschheit empören, haben die Portugiesen jener Zeit in vier Welttheilen ihren Namen geschändet und ihren militärischen Ruhm verdunkelt. Die grausame Inquisition erhob auch in Seilan ihr Haupt, und bezeichnete die Einführung des Christenthums in jenen Gegenden mit Blut und Schandthaten. Es konnte daher nicht fehlen, daß die Religion der Christen von den Singalesen mit Verachtung und Abscheu angesehen wurde. Aber die Portugiesen, von pfäffischer Wuth angeeifert, setzten ihre blutigen Bekehrungsversuche fort. Sie benutzten die Uneinigkeit der vielen kleinen Fürsten, unter welche das Innere der Insel vertheilt war, und erweiterten ihr Gebiet, indem sie sich in die inneren Kriege mischten, und für ihre Hülfe sich Länder abtreten ließen. Diese Kriege, die Gräuelthaten, mit welchen sie begleitet waren, und die den Portugiesen selbst nachtheilig wurden, indem sie den Handel zerstörten, und den Namen der Europäer zum Gegenstande des allgemeinen Hasses machten, dieses so unedle als unpolitische Betragen wurde gleichwohl über ein Jahrhundert lang fortgesetzt, und brachte Elend und Verzweiflung in jene Gegenden, welche die Natur zum schönsten Wohnsitz menschlicher Glückseligkeit auserwählt zu haben scheint.

Endlich schien ein heiterer Tag zur Rettung der unglücklichen Singalesen anzubrechen. Die Holländer, die sich damals vom spanischen Joch befreit hatten, richteten ihre erlangte Macht auch gegen die Portugiesen, und griffen sie an in allen ihren reichen und einträglichen Colonien und auswärtigen Ländern, die der Hauptgrund des portugiesischen Uebergewichts waren. Auch die Insel Seilan reizte ihre Eroberungssucht; da aber die hiesigen Niederlassungen durch Natur und Kunst zu ansehnlichen Festungen gemacht waren, so wäre es den neuen Eroberern schwer geworden, ihren Zweck auf Seilan zu erreichen,

wenn nicht die Singalesen, von Haß gegen die verabscheuten Portugiesen entbrannt, sich sogleich bereit gezeigt hätten, den Holländern, die im J. 1603 zuerst unter Admiral Spilberg hieher kamen, allen möglichen Beistand zu leisten. Sie nahmen sie als Freunde und Befreier auf, so bald sie hörten, sie seyen Feinde der Portugiesen und giengen darauf aus, diese aus allen unrechtmäßigen Besitzungen zu vertreiben. — Der König von Kandi, der sich während der Herrschaft der Portugiesen ein solches Uebergewicht über die anderen Fürsten des Landes erworben hatte, daß die Holländer ihn als Kaiser von Seilan begrüßten, sagte in der Audienz, die er dem holländischen Admiral Spilberg gab, er nehme das Anerbieten der Holländer, ihm die Portugiesen aus seiner Insel verjagen zu helfen, mit Vergnügen und Dank an; er selbst, mit Frau und Kindern, wolle ihnen, im Fall sie ein Castell anlegen wollten, alle, zum Bau erforderliche, Materialien liefern. — Der Vertrag wurde unverzüglich geschlossen, und die Holländer zögerten nicht, so vortheilhafte Vorschläge anzunehmen.

Im J. 1632 kam eine starke holländische Flotte auf der Insel Seilan an, und nun begann ein blutiger, hartnäckiger Krieg mit den Portugiesen, in welchen die Singalesen die Holländer kräftigst unterstützten. Der alte Heldenmuth der Portugiesen erwachte aufs neue, sie zeigten in ihren Gefechten so viel Erbitterung als Geschicklichkeit, und erschwerten ihren Feinden jeden Schritt. Nur die Uebermacht siegte; die Holländer, die immer Verstärkungen aus Europa erhielten, während die Macht der Portugiesen täglich geringer wurde, rückten langsam, aber sicher vor, und bemächtigten sich nach und nach aller festen Plätze und Niederlassungen der Portugiesen. Doch konnten sie sich erst im J. 1656 der, aufs hartnäckigste vertheidigten, portugiesischen Hauptstadt Kolombo bemäch-

tigen, mit welcher die Portugiesen zugleich den letzten Rest ihrer Herrschaft auf dieser Insel verloren.

Die Freude der Insulaner über ihre Befreiung von den Tyrannen war ganz unbeschreiblich, und ihr Dank gegen ihre Retter ohne Gränzen. Der König von Kandi erstattete nicht nur den Holländern den Betrag ihrer Kriegskosten in Zimmet, sondern räumte ihnen auch die vorzüglichsten Besitzungen ein, welche den Portugiesen entrissen worden waren, worunter hauptsächlich der Haven Trinkomale, 8° 32′ N. B. 81° 17′ L. und die wichtige Festung Kolombo, 7° 4′ N. B. 79° 47′ L. überdies trat er ihnen die Städte: Nigumbo, 7° 20′ N. B 79° 50′ L. und Punto de Gala, Point de Galle, 5° 59′ N. B. 80° 11′ L. *) ab, mit einer großen, sehr fruchtbaren Landstrecke.

Die Holländer schienen Anfangs sehr dankbar für die viele, ihnen erwiesene Güte, und nannten sich bloß die Hüter der Küsten; sie standen in dem besten Vernehmen mit den Singalesen, benutzten jedoch jede Gelegenheit, sich furchtbar zu machen. Die Anzahl der herbeiströmenden Colonisten vermehrte sich außerordentlich schnell, und die Colonie blühte hoch auf. Die Eingebornen bemerkten diesen glücklichen Wachsthum ihrer Freunde anfangs mit Vergnügen, und noch immer dauerte das gute Vernehmen zwischen beiden Theilen, besonders zum Vortheile der Holländer. Endlich aber trieben die letzteren, zu ihrem eigenen Schaden, ihre Habsucht so weit, daß der bisher großmüthig gesinnte König von Kandi wohl erwachen mußte. Die Zwistigkeiten brachen in einen offenen Krieg aus, und es folgte eine Reihe blutiger Scenen, wobei beide Theile litten, die aber für die Hol-

*) Bei den obigen Ortsbestimmungen ist der, auf der beiliegenden Arrowsmith'schen Charte angenommene, Meridian von Greenwich, zur Erleichterung des Lesers, beibehalten worden. Die Lage von Trinkomale ist nach der Connaissance des tems bestimmt, die andern Orte aber nach der Charte, nach welcher sich auch die Geographie von Mentelle und Malte-Brun gerichtet zu haben scheint.

länder, des Menschenverlustes wegen, am empfindlichsten waren. Wurde auch ein Friede geschlossen, so glaubten die oft wechselnden holländischen Gouverneure sich dadurch nicht gebunden, und erneuerten, aus Unverstand, die Feindseligkeiten. Die Einwohner lernten bei diesen immerwährenden Fehden den Krieg besser führen, und wenn sie auch im Gefechte von den Holländern überwunden wurden, so mußten diese sich doch, selbst nach dem Siege, bald wieder zurückziehen, indem sie in den unwegsamen Gebirgen oder Wüsten keine Nahrungsmittel fanden.

Der letzte große Krieg, den die Holländer mit dem Könige von Kandi führten, fällt in das J. 1764, in welchem die Holländer bis in die Hauptstadt Kandi drangen. Obgleich die List der Kandier noch einmal über die europäische Taktik siegte, indem sie den Holländern die Lebensmittel abschnitten, und den Weg nach der Küste verlegten, wodurch die Hauptstadt wieder frei ward: so wußten die Holländer dennoch den König von Kandi zu demüthigen. Sie entzogen ihm die Salzzufuhr, und setzten ihn dadurch in eine so große Verlegenheit, daß er sich genöthiget sah, ihnen abermals einen Strich Landes an der Küste abzutreten, und das Zimmetmonopol zu überlassen. Bald darauf erhielten die Holländer auch das Monopol mit allen kostbaren Producten der Insel.

Die Feindseligkeiten brachen noch einmal aus; doch legte sich der Streit bald wieder, und es ward abermals Friede.

Nun aber droheten auswärtige Feinde der Ruhe dieser Insel.

Im J. 1782 machten die Engländer unter Sir Eduard Hughes, nachdem sie die holländische Besitzung Negapatnam auf der, Seilan gegenüber liegenden, indischen Küste erobert hatten, den Versuch, dieser Insel sich zu bemächtigen. Es gelang ihnen am 5ten Januar, Trinkomale durch Ueberraschung zu nehmen, und

schon schmeichelten sie sich, die ganze Insel zu erobern. Ein widriger Umstand vereitelte jedoch diese Hoffnung. Als die englische Flotte die Truppen ans Land gesetzt hatte, kehrte sie nach Madras zurück. Nun erschien der französische Admiral Suffen mit seiner Flotte, nahm den Engländern die Festung Trinkomale wieder weg, und rettete für diesesmal die Insel.

Die Britten ermangelten indessen nicht, bei erster Gelegenheit einen neuen Versuch auf Seilan zu unternehmen, und diese fand sich, als der französische Revolutionskrieg ausgebrochen war, und die Holländer auch Theil daran nahmen. Sogleich fielen die Engländer im J. 1795 über die holländischen Colonien her, und nahmen auch die Insel Seilan weg, die ihnen im Frieden von Amiens förmlich abgetreten wurde. Auch sie haben seitdem blutige Kriege mit dem Könige von Kandi geführt, deren nähere Erwähnung jedoch nicht hieher gehört.

2.

Naturbeschaffenheit überhaupt. — Klima. — Boden. — Berge. — Gewässer.

Die Insel Ceilan bietet, bei ihren großen natürlichen Reizen, dem nahenden Seefahrer einen ungemein schönen Anblick dar *). Schon aus der Ferne zeigt sie ein frischeres Grün, und eine üppigere Fruchtbarkeit, als der größte Theil der Malabarischen und Koromandelschen Küsten. — Die flachen Ufer dieser, von der Natur besonders gesegneten, Insel sind mit fetten Reißfeldern über-

*) Nach Percival's, des Augenzeugen, Schilderung.

deckt, zwischen welchen sich stolze Cocoswälder erheben. Immergrüne Gebüsche begränzen nackte, furchtbare Felsenmassen, und gewähren durch den Contrast einen bezaubernden Anblick.

Auch das Klima dieser schönen Insel ist im Ganzen mild und gesund. Obgleich nahe dem Aequator, (daher auch Tag und Nacht fast immer gleich sind) ist die Hitze auf der Insel doch gemäßigter, als auf dem gegenüber liegenden festen Lande; denn die Seewinde kühlen die Luft ab und wehen erfrischend, während man dort in der Gluth der Landwinde beinahe erstickt. Die angenehme Kühlung findet man jedoch nur in den Küstengegenden; denn im Innern, wo der Luftzug von den dichten Wäldern aufgehalten wird, ist die Hitze um einige Grade stärker, daher das Klima auch weniger gesund ist. Durch Aushauen der ohnehin überflüssigen Wälder hat man in einigen Gegenden die Schwüle gemildert.

Die Mousson's oder Monsun's (Passatwinde) stehen mit denen auf den Küsten der Ghatischen Halbinsel in genauer Verbindung; doch treten sie auf der westlichen Seite der Insel früher ein, als auf der östlichen. Daraus entstehet ein auffallender Unterschied dieser beiden Haupttheile der Insel. Die Gränzscheidung macht eine Gebirgskette, welche sich, der Länge nach, mitten durch die Insel hinzieht. Die Jahrszeiten richten sich nach den Monsun's. Die Zeit der Sonnenwende ist, ungeachtet der Nähe des Aequators, die kälteste des Jahres, weil dann der westliche Monsun herrscht. Der Frühling beginnt im October, und dauert bis in den Januar, wo dann die heißeste Jahrszeit anfängt, die bis in den April anhält. Im Mai, Junius und Julius herrscht beinahe in allen Gegenden, besonders auf der Westküste, die Regenzeit. Alsdann sind jedoch bloß die Nächte kühler; die Tage sind beinahe das ganze Jahr hindurch gleich warm. Der in der Regenzeit

herrschende Monsun ist gewöhnlich von fürchterlichen Gewittern und den stürmendsten Südwestwinden begleitet, wobei der Regen in Strömen herabstürzt. Während derselbe dauert, haben die nördlichen Gegenden der Insel sehr wenig oder gar nichts von Sturm und Regen zu leiden; der Himmel ist im Gegentheile gewöhnlich heiter, und die Luft trocken. Die Regenzeit tritt dort erst im October und November ein, und der südliche Theil der Insel hat dann sehr wenig, oder beinahe gar keinen Regen. Dem zu Folge kann ein Einwohner, der auf der Insel umherreiset, in einem ewigen Frühlinge leben.

Der Boden ist fast durchgehends sandig, mit etwas Lehm vermischt, und fruchtbar. In den südwestlichen Gegenden findet man eine Menge sehr reicher Marschgründe, die mit Zimmetbäumen bedeckt sind. In den übrigen Gegenden wächst Reiß; es wird aber zu wenig Sorgfalt auf den Bau desselben gewendet, als daß er gedeihen könnte.

Das Innere des Landes ist großen Theils mit hohen und steilen Gebirgen in mancherlei Richtungen durchschnitten, und diese sind mit dichten Waldungen und Gebüschen bewachsen. — Die höchste Gebirgskette theilet die Insel in zwei beinahe gleiche Theile. — An romantischen Gegenden ist hier kein Mangel.

Der berühmte Adamsberg, (auch Hammalee genannt) welcher 9 geogr. Meilen nordöstlich von Kolombo liegt, wird für den höchsten Berg der Insel gehalten; er ist dem Buddhu geweiht, welcher auf dem Gipfel desselben unter einem heiligen Baume verehrt wird. — Man sagt, dieser Berg sey zwei Stunden hoch, und man könne ihn 20 Stunden weit im Meere sehen. — Nach der Sage der heidnischen Einwohner ist Adam auf dem Gipfel dieses Berges erschaffen worden; man zeigt noch die colossa-

lischen Fußstapfen, die der erste Mensch in den Felsen gedrückt hat. — Dieser Berg ist nicht nur bei den Singalesen, sondern auch bei allen hinduischen Völkerschaften und Secten, deren jede auf dem Berge ihren Tempel hat, ja selbst den indischen Katholiken, die hier ebenfalls eine Kirche besitzen, heilig. Alle diese Religionsverwandten wallfahrten häufig nach dem heiligen Berge, der mühsam zu ersteigen, und an einigen Stellen so steil ist, daß man mit Hülfe von Stricken und Ketten an der Felsenspitze hinanklettern muß.

Die vielen Berge dieser Insel versehen dieselbe auch mit hinreichender, ja reichlicher Bewässerung. Die beiden vorzüglichsten Flüsse sind:

1) Der Malivagonga, der in den Gebirgen südöstlich von der Hauptstadt Kandi, beinahe rings um diese Stadt herumfließt, und, nachdem er mancherlei Krümmungen durch die Gebirge gemacht hat, sich bei Trinkomale ins Meer stürzt. Er ist schon in geringer Entfernung von seinem Ursprunge sehr tief, doch nicht schiffbar, weil er zu sehr mit Klippen angefüllt ist.

2) Der Muliwaddi, welcher am Fuße des Adamsberges entspringt, und sich, nachdem er eine große Strecke Landes durchströmt hat, auf der Westseite der Insel in mehreren Armen in das Meer ergießt. Der größte dieser Arme wird der Mutwal genannt, der eine große Strecke des ebenen Landes beinahe ganz umfließt, sie zu einer schönen Halbinsel macht, und dann in der Nähe von Kolombo ins Meer fällt. Er ist schiffbar, und weit umher sind seine Ufer malerisch schön.

Die übrigen kleinern Flüsse, deren Lauf insgemein sehr schnell ist, sind schiffbar, wenigstens für Barken, nur nicht sehr weit in das Land hinein, weil sie wegen der

Felsen, die in ihnen liegen, mit einem reißenden Laufe aus den Gebirgen herausstürzen.

Der kleineren und größeren Seen sind auch sehr viele, von welchen ein Theil durch Canäle mit einander verbunden ist. Mehrere sind schiffbar, und die meisten reich an Fischen.

3.

Naturproducte dieser Insel.

Der Reichthum der Insel an Naturproducten aller Art hat zuerst die Europäer dahin gelockt. Wir wollen die kostbarsten und vorzüglichsten derselben hier aufzählen.

An Mineralien findet man Zinn, Blei, Eisen-Erz, und besonders viel Quecksilber. Vermuthlich sind auch edle Metalle, als Gold und Silber, vorhanden, welchen man aber, aus Unkunde, nicht nachgräbt. Gegen zwanzig verschiedene Arten von Edelsteinen liegen hier gleichsam offen am Tage, denn sie werden ohne mühsames Suchen in den Gebirgen gefunden. Doch sind die Rubinen, Topase und Diamanten von Seilan weniger geschätzt, als die aus Golkonda und Brasilien. Die Amethyste, Aquamarine, oder Berylle und Turmaline aber gleichen den schönsten aus irgend einer Weltgegend. Es giebt hier deren von den mannichfaltigsten Abarten. Außerdem findet man noch Katzenaugen, (eine Art Opale) sehr schöne Karneole und Saphire.

Alle diese Edelsteine werden gewöhnlich in den Gebirgen und an den Ufern der Flüsse zufälliger Weise gefunden. Die heftigen Regengüsse, die in den höhern Gegenden fallen, schwemmen diese Steine herab. Wenn

nachmals diese Flüsse wieder in ihr Bette zurücktreten, werden sie von den schwarzen Kaufleuten, die sich damit abgeben, an den Ufern in trocken liegendem Sande aufgesucht.

Von den Perlenfischereien werden wir in der Folge zu sprechen noch Gelegenheit haben.

An Pflanzen, besonders vieler köstlichen und nutzbaren Arten, ist diese Insel ungemein reich. Man findet beinahe alle Arten, die in Indien und den Tropikländern einheimisch sind, nicht nur in größter Menge, sondern auch von vorzüglicher Güte. Das warme Klima erzeugt die üppigste Vegetation. Wild wachsen in den Wäldern Ananas, Pomeranzen, Granatäpfel, Citronen, Limonien, Melonen, Wassermelonen, Feigen, Mandeln, Maulbeeren u. dergl.; ferner Pompelmusen, Mangos, Rosenäpfel, Kuschuäpfel, Papaien, Tamarinden, Pisang, zweierlei Arten von Brodfruchtbäumen, vortreffliche Cocospalmen, Betel, Arekapalmen, mehrere Arten von Pfeffer, Cardamomen, mehrere andere Arten von Palmen, worunter auch der Talipotbaum, der ungeheuer große Blätter hat, der Banianenbaum, der Kaffeebaum, der Baumwollenbaum, der Thekbaum, der Atlasholzbaum, der Kalamanderbaum, der Ebenholzbaum, der Manjapumerarro. Auch Zuckerrohr, wilde Muskatnußbäume, Gummilak, Manna, Bang oder wilder Hanf, u. dgl. — Die Anzahl der Blumen ist nicht so beträchtlich, doch giebt es mehrere Gattungen derselben, besonders Jasmin und die Blüten der Schampaka.

Das Hauptproduct des Pflanzenreichs ist der Zimmtbaum, der das bekannte und beliebte Gewürz, Zimmt, liefert, und auf dieser Insel einheimisch ist. Der Zimmtbaum, der zu dem Geschlechte des Lorbeers gehört, ist ein Baum von mittelmäßiger Dicke, mit einem geraden, 6 bis 10 Fuß hohen Stamme, aus welchem von allen Seiten

eine Menge Zweige und Schößlinge ausschlagen. — Das Holz ist weich, leicht, porös, und hat Aehnlichkeit mit dem Weidenholze. Die abgeschälte Rinde ist das eigentliche Gewürz, der Zimmet. Das Holz wird zur Feurung gebraucht; auch schneidet man Breter daraus. Aus den Wurzeln sprossen Fibern hervor, die wieder zu kleinen Schößlingen werden, und einen Busch um den Hauptstamm bilden. — Das Blatt des Baumes sieht dem Lorbeerblatte ziemlich ähnlich, nur ist es nicht so dunkelgrün. Gekaut hat es den scharfen Geschmack der Gewürznelken. Die Blüten sind weiß. — Aus den Früchten, die den Eicheln ähnlich, nur nicht so groß sind, wird ein Oel gepreßt, das sehr hell brennt, am gewöhnlichsten aber zum Einschmieren der Haare und der Haut von den Eingebornen gebraucht wird. — Der wichtigste und einträglichste Theil dieses Baumes ist seine Rinde, die jährlich zweimal abgeschält wird, und dann als herrliches Gewürz in den Handel kommt. Die meiste wird in der sogenannten großen Aerndte gewonnen, die jedes Jahr von dem Monat April bis in den August dauert. Die kleine Aerndte hingegen währt nicht viel über einen Monat, nämlich vom Ende des Novembers, bis zu Anfang des Januars. Doch kann man auch oft zu anderen Zeiten schälen. — Von der Zimmetschälung und weiteren Zubereitung und Versendung wird in der Folge bei der Industrie gesprochen; wir haben hier nur noch anzumerken, daß die Zimmetbäume meist wild in ganzen Wäldern beisammen wachsen, hauptsächlich in den südwestlichen Theilen der Insel. Doch gedeihen sie auch bei der Verpflanzung und sorgfältigen Cultur, wie häufige Beispiele beweisen. Der Zimmetbaum liebt vorzüglich einen leichten, weißen Sandboden.

Außer den genannten nutzbaren Pflanzen giebt es derselben auf dieser Insel noch mehrere andere, als: eine

Art Hirse, verschiedene Arten von Wurzeln, Küchengewächsen und Arzneikräutern; auch sind mancherlei europäische Gewächse von den Holländern hieher verpflanzt worden *).

Aus dem Thierreiche. Das größte und wichtigste Thier der Insel ist der Elephant, der hier zwar nicht so hoch, als auf dem festen Lande, aber schöner, trefflicher, gelehriger und in größerer Menge angetroffen wird, als in irgend einem Lande der Welt. (Von der Elephantenjagd in der Folge.) Die Pferde sind nicht einheimisch, und theils arabischen, theils karnatischen Ursprungs; sie werden nicht zu harten Arbeiten, sondern bloß zum Reiten und zum Ziehen leichter Fuhrwerke, Chaisen und Cariolen gebraucht. Sie sind auch sehr theuer, und erfordern eine sorgfältige Pflege. — Das Rindvieh ist sehr klein, und hat einen Höcker zwischen den Schultern. Wann die Ochsen gemästet sind, haben sie gutes Fleisch, das hauptsächlich von den europäischen Soldaten gegessen wird. Die Stiere werden, ob sie gleich auch klein sind, zum Lasttragen, Ziehen, und anderen schweren Arbeiten gebraucht. — Die Büffel, deren es hier sowohl zahme, als wilde in großer Menge giebt, werden, ihrer Störrigkeit ungeachtet, wegen ihrer beträchtlichen Stärke, noch häufiger zum Ziehen schwerer Lasten gebraucht. Das boshafte Naturel dieser Thiere wird den Menschen oft gefährlich, auch wenn sie gezähmt sind. — Das Fleisch und die Milch haben einen ranzigen Geschmack; doch genießt sie das Volk. Die Schafe, die aus dem Auslande hergebracht werden, sind deswegen sehr theuer. — Wilde Thiere giebt es in unzählbarer Menge, weil die Gebirge und Wälder ihnen Schlupfwinkel genug anbieten. Außer den Elephanten, die heerdenweise umherschweifen, findet man allerlei Arten Antelopen, Hirsche, Elennthiere, Rehe,

*) Wegen des Weitern mögen die Liebhaber Linné's Flora Ceylonica nachschlagen.

Hasen in großer Menge, wilde Schweine, von welchen die Eber fürchterlich wild und gefährlich sind. Von Tigern ist hier nur die kleine Art vorhanden, die selten Menschen anfallen. Die Leoparden sind ziemlich zahlreich; die Hyänen und Bären aber, die man nur in den nordöstlichen Gegenden findet, sehr selten. — Schakals oder Goldfüchse sind sehr gewöhnlich; auch Affen von mancherlei, zum Theil noch wenig bekannten, Arten schwärmen in Haufen herum. — Ferner giebt es verschiedene Arten von Eichhörnchen, auch schwarze, Ichneumone, fliegende Füchse, Ratten in unbeschreiblicher Menge, die eine große Landplage sind; auch Biesamratten. Die vielen Hunde werden zur Jagd gebraucht.

Von Geflügel findet man wohl tausenderlei Arten, auch europäisches Hausgeflügel. Die Truthühner sind hier einheimisch. Außerdem zahme und wilde Tauben, worunter besonders die Zimmettauben, die in den Zimmetwäldern hausen, zu bemerken sind; zahme und wilde Enten, Gänse und Fasane, Schnepfen und Papagajen; so wie auch eine große Anzahl Wasservögel an den Flüssen und Seen, als Kraniche, Störche, Reiher, u. a. m. Eine Art Baumhacker hat einen prächtigen goldfarbigen Streif auf dem Kopfe. Der Honigkukuk oder Honigweiser. Krähen sind so wenig scheu, daß sie den Menschen das Essen von den Tischen stehlen, dagegen aber auch allen Unrath und alles Ungeziefer wegfressen; weswegen sie von den Einwohnern in Ehren gehalten werden. Der hier einheimische sehr kleine Schneidervogel, der seinen Namen davon hat, weil er sein Nest mit dem spitzigen Schnabel sehr künstlich aus Blättern an den Bäumen zusammen nähet, ist bekannt.

Von Fischen werden hier keine eigenen Arten, sondern beinahe alle, die in den wärmern Gegenden ein-

heimisch sind, in zahlloser Menge, sowohl in den Flüssen und Seen, als in dem Meere gefunden; auch Lachse und andre sehr schmackhafte Fischarten.

Von Amphibien, Insecten und Gewürmen giebt es hier sehr vielerlei Arten, und zum Unglücke für die Einwohner leider nur zu viele. Wir bemerken hier hauptsächlich folgende: Schlangen ohne Zahl, worunter die schädliche Brillenschlange und viele andere Arten; Crocodile oder Alligators, welche die Flüsse sehr gefährlich machen; Kröten, Eidechsen, Camäleone, verschiedene Arten von Blutigeln. Besonders lästig ist diejenige Art der letzteren, die in den Wäldern in großer Zahl auf die Menschen und Thiere losspringen, um ihnen das Blut abzuzapfen, wodurch sie nicht nur höchst beschwerlich, sondern auch gefährlich werden. — Unter den mancherlei lästigen Ameisen sind die sogenannten weißen Ameisen, oder eigentlichen Termiten, die allerschädlichsten. — Es giebt hier ferner giftige, schwarze Scorpione, große Spinnen mit vier Zoll langen Füßen, die in ihren großen Netzen sogar kleine Vögel fangen, und einen riesenhaften Käfer, den die Engländer den Zimmermann nennen, weil er mehrere Fuß tiefe Löcher zu seiner Wohnung in Baumstämme sehr regelmäßig bohrt. — Endlich dürfen wir nicht vergessen, daß es hier auch dreierlei Arten von Bienen giebt, die aber alle wild sind, und nicht in Stöcken gezogen werden, sondern sich in Löchern und hohlen Bäumen aufhalten.

4.

Einwohner dieser Insel überhaupt. — Ihre Classen. — Singalesen insbesondere.

Die Insel Ceilan ist von einigen besonderen Völkerschaften bewohnt, die sich sichtbar von einander auszeichnen, und von verschiedenen Stämmen, auch zu verschiedenen Zeiten hieher gekommen sind. Nämlich:

1) Die Singalesen und Kandier.

2) Wilde Bedahs oder Waddahs, ein räthselhaftes, völlig wildes Volk, oder vielmehr ein Haufen noch im rohesten Stande der Natur lebender Menschen.

3) Eingewanderte Fremdlinge aus anderen Gegenden, als: Malajen, Araber, Budschesen, Chinesen, Hinduer.

4) Europäer von verschiedenen Nationen, vorzüglich Portugiesen, Holländer und jetzt Britten, als Oberherren, welche gegenwärtig die ganze Küste mit allen festen Plätzen besitzen.

Die Singalesen sind das Hauptvolk, die zahlreichsten und vermuthlich auch frühesten Bewohner von Ceilan, die der Ethnograph gewöhnlich zu dem hinduischen Hauptstamme rechnet. Sie bewohnten, als die Europäer (die Portugiesen) zuerst hieher kamen, die ganze Insel allein, nur in den beinahe unzugänglichen Gebirgswäldern hauseten damals schon die wilden Waddahs, von welchen in der Folge ein Mehreres.

Die Singalesen auf den Küsten, welche die europäischen Eroberer anfielen, wurden von denselben theils in das Innere der Insel zurückgedrängt, theils gezwungen,

sich den Siegern zu unterwerfen. Diese letzteren behielten vorzugsweise den Namen Singalesen. Die ersteren, die sich mit den Bewohnern des Innern unter dem Könige von Kandi vereinigt hatten, wurden daher Kandier genannt; doch machen beide, genau genommen, nur ein und dasselbe Volk aus, das sich seit dieser Trennung in der Hauptsache nicht so sehr von einander entfernt hat, daß es in zwei bestimmte Zweige getheilt werden sollte, wenn gleich einige, nicht unbedeutende, Verschiedenheiten vorhanden sind.

Wir benennen daher überhaupt die cultivirteren alten Bewohner Ceilan's mit ihrem Volksnamen Singalesen — und denjenigen Zweig desselben, der jetzt die Bewohner des Staatsgebiets von Kandi ausmacht — Kandier. — Auf diese Art wird wohl jede Verwirrung vermieden werden.

Die Singalesen überhaupt bilden in jeder Hinsicht ein abgesondertes Volk, dessen Abstammung und Verwandtschaft nicht mit Gewißheit angegeben werden kann. Denn daß sie, wie man gewöhnlich glaubt, ein Zweig des hinduischen Volksstammes wären, ist bloße Vermuthung, deren Grund oder Ungrund zu erweisen so lange unmöglich ist, als nicht ein Reisender, mit gehörigen Kenntnissen und einem philosophischen Blick ausgerüstet, sich lange genug auf der Insel aufhält, um Sprache, Sitten, Traditionen und alte Denkmale gehörig zu studieren, und mit andern ostindischen Völkern zu vergleichen. Bis jetzt sind alle Angaben der Reisenden zu schwankend, um sich ein bestimmtes Urtheil zu erlauben. Am allgemeinsten scheint die Meinung angenommen zu seyn, daß die Singalesen mit den Malediven verwandt sind, mit welchen sie auch mehr Aehnlichkeit haben, als mit den Hinduern.

Die Ceilaner oder Singalesen sind, im Durchschnitte genommen, von mittlerer Größe, und haben eine hellere Leibesfarbe, als die Hinduer, sind aber nicht so gut gebaut, auch nicht so stark, wie diese; die Kandier insbesondere aber haben noch eine hellere Gesichtsfarbe, sind besser gebaut und weniger weichlich, als die Küsten-Singalesen. Die Kandier sind, dem Anscheine nach, sowohl was den Wuchs, als die Gesichtszüge und die Gesichtsfarbe betrifft, das schönste aller Völker in Indien. Die Männer sind sehr behend, thätig und muthig; die Weiber, wo nicht schön, doch voll Anmuth und fein gebaut. Man findet unter diesem Volke viele ächteuropäische ausdrucksvolle Physiognomien. Die Männer haben ein ernstes, würdevolles Ansehen, sind auch in ihrem Betragen höflich und artig; schneller Blick und Scharfsinn setzen sie in den Stand, in öffentlichen Angelegenheiten schnell und entschlossen zu handeln; feines Gefühl, Mäßigung und Klugheit im gemeinen Leben, nebst einer fruchtbaren und lebhaften Einbildungskraft, machen sie witzig, geschmeidig und beredt. Gelassen, aber fest, sind sie eben so schwer zum Zorne zu reizen, als zu versöhnen. Träge gemacht durch das warme Klima strengen sie sich nicht gern bei der Arbeit an. Ihre Leidenschaften erreichen selten einen hohen Grad der Stärke, und darum scheinen sie auch wenig empfänglich für die Feinheiten und Entzückungen der Liebe, oder für die Sympathie und den Enthusiasmus der Freundschaft. Sie besitzen viel Sanftmuth, und zeigen sich in ihrem gesellschaftlichen Umgange nichts weniger, als zänkisch oder jähzornig; sie sind überhaupt gleichmüthig, artig, anspruchlos und leutselig. Der Handel macht sie oft eigennützig und geizig. Doch verabscheuen sie Lügen und Stehlen; hegen ein warmes Wohlwollen für alle Menschen; sind ihrem Vaterlande mit glühender Liebe zugethan, und in ihrer Religion eifrig.

Die Singaleserinnen zeichnen sich sehr zu ihrem Vortheile aus. Sie sind kleiner als die Männer, haben aber eine noch hellere Gesichtsfarbe, und sind zum Theil wirklich schön und reizend. Statt der trägen Apathie, der nichts sagenden Höflichkeit und des finstern Ernstes, die den größern Theil des weiblichen Geschlechts in Asien characterisiren, besitzen diese Insulanerinnen viel von jener thätigen Empfindsamkeit, jener einnehmenden Verschämtheit, und jenem liebenswürdigen Frohsinn, wodurch sich die gebildetern unter den Europäerinnen so sehr beliebt machen. Darum sind auch die Singaleserinnen nicht bloß, wie es die Landesgesetze gestatten, die Sclavinnen und Beischläferinnen ihrer Männer, sondern auch die Gesellschafterinnen und Freundinnen derselben. Die despotische Eifersucht der Morgenländer ist hier nicht bekannt. Die Weiber werden weder eingesperrt, noch legt man ihnen einen erniedrigenden Zwang an. Die größten Damen können auch, in Gegenwart ihrer Männer, nach Belieben mit jedem Fremden sprechen. Ueberhaupt haben die Singalesen nicht die strengsten Begriffe von der Keuschheit; es giebt Fälle, wo der Mann sich die Untreue seiner Frau zur Ehre rechnet, doch will er sie nicht auf der That ertappen. Entehrend für die Frau wird nur ein vertrauter Umgang mit Männern unter ihrem Stande gehalten. — Man rühmt auch die Reinlichkeit, kluge Sparsamkeit und Gastfreiheit der Ceilanerinnen *).

Die Kleidung der Kandier ist einfach. Die Männer tragen ein mousselinenes Tuch um die Lenden, wie die Hindustaner in Bengalen, nebst einem Jäckchen, das am Handgelenke zugeknöpft wird, und sich über den Schultern wie ein Hemde schließt; auf dem Kopfe tragen sie eine rothe Mütze mit Ohrenläppchen. In der Hand

*) S. Boyd und Percival.

halten sie immer ein schönes kurzes Weibemesser, und an ihrer rechten Seite tragen sie einen ziemlich langen Säbel.

Die Kleidung der Weiber besteht in einer Weste von weißem Kaliko, mit blauen und rothen Blumen eingefaßt, und sehr hübsch gearbeitet. Darüber wird ganz lose ein weißes mousselinenes Tuch geworfen, das ein Röckchen vorstellt, und dessen Feinheit und Länge sich nach dem Stande des Frauenzimmers richtet. Um den Kopf wird ein Stück Seide von beliebiger Farbe geworfen, das groß genug ist, das zierlich aufgeschlagene Haar zu bedecken. Ohren, Hals, Arme und Fußgelenke werden mit Juwelen geziert *).

Im Essen und Trinken, so wie in der Zubereitung der Speisen sind sie sehr reinlich; diese letztere ist den Weibern überlassen, unter deren schönste Tugenden auch die Reinlichkeit gehört. Bei dem Kochen, so wie bei dem Essen, wird die linke Hand, als unrein, nie gebraucht; hieran hat jedoch auch die Sorge, sich stets anständig zu betragen, Antheil, indem die linke Hand ungeschickter ist, und es hier, aus Mangel an Gebrauch, noch mehr werden muß. Beim Trinken dürfen die Lippen das Gefäß nicht berühren, sondern das Getränk wird recht eigentlich in den Hals hinab gegossen. Wenn sie in Gesellschaft trinken, so kehren sie einander den Rücken zu. — Die Ceilaner sind im Essen und Trinken äußerst frugal und enthaltsam; so wie sie überhaupt sehr einfach leben. Die gewöhnlichsten Nahrungsmittel sind Reiß und Obst. Der Reiß wird auf mancherlei Weise zubereitet. Die Reichen essen ihn als Pillau mit Fischen, Federvieh, Schöpsen- oder Ziegenfleisch. Sonst essen sie wenig Fleisch, und Rind- oder Kuhfleisch, nach dem Beispiele der Hindus, gar nicht; denn dieses würden sie für eine Todsünde halten. Andre Speisen kommen nur selten vor; doch wissen sie auch verschiedene Leckereien zu bereiten. — Vornehme essen

*) Nach Boyd.

allerlei Wildpret, ja sogar Bärenfleisch. — Das gewöhnlichste Getränk ist Wasser. Das einzige geistige Getränk ist Arrak, den sie aber, da ihre Religion alle berauschende Getränke verbietet, nur selten und insgeheim trinken. — Bei Tisch wird selten gesprochen.

Ihre Wohnungen sind, wie ihre übrigen Sitten, einfach; doch richten sie sich nach dem Stande des Bewohners. Denn gemeine Leute dürfen weder steinerne Häuser haben, noch ihre Häuser weiß anstreichen, noch mit Ziegeln decken lassen; dies sind Vorrechte, die bloß den Vornehmsten, und besonders dem Könige eigen sind. — Die Häuser der gemeinen Leute, und hauptsächlich der Bauern, sind armselige Hütten von Thon und Rohr, vorzüglich Bambusrohr oder Reißholz, erbaut, wobei durchaus keine eisernen Nägel angewendet werden; statt derselben wird das Gebäude durch Bande von Rohr oder Stricke zusammen gehalten. Das Dach besteht aus Gras, oder Reißstroh, oder Palmblättern. Rings um die Wände her laufen niedrige Bänke von Lehm, die statt der Sitze, und mit Matten belegt, statt der Bettstellen dienen; diese Bänke, so wie der Fußboden werden, um des Ungeziefers und der Nässe willen, mit Kuhmist belegt. — Vor diesen Hütten befindet sich gewöhnlich ein freier, etwa sechs Fuß großer Platz, auf welchem die Einwohner, der Landessitte zu Folge, Morgens und Abends auf Matten zu sitzen pflegen. — Das Hausgeräth ist in solchen Hütten, die überdies nur einstöckig sind, sehr beschränkt. Es bestehet in einigen thönernen Kochtöpfen, die in der Mitte der Häuser hängen, und worin sie Reiß kochen, ein Paar kupfernen Schalen, worin das Essen aufgetischt wird, einem hölzernen Mörser nebst Stößel, einem Reibestein und einem Reibeeisen; ferner in einigen Matten, groben Bettdecken, etwas Ackergeräthe u. s. w. — Sie essen auf der Erde sitzend, wie die Hindue, und bedienen sich dabei bloß der Hände.

Die Häuser der Priester, Vornehmen und obersten Beamten sind von Bruchsteinen, doch gewöhnlich auch nur einstöckig, aber überhaupt sehr bequem gebaut; auch findet man in mehreren derselben prächtige Zimmer, und darin gewöhnlich schöne und mitunter kostbare Mobilien. — Viele reiche Singalesen suchen in Allem, besonders auch in der innern Pracht der Häuser, die Europäer nachzuahmen.

In den Städten, unter denen einige diesen Namen führen, obgleich sie nur aus 40 bis 50 Häusern bestehen, so wie in den Dörfern, liegen die Häuser nicht dicht oder nahe beisammen, sondern ziemlich von einander entfernt, ja auf dem Lande liegen sie meist ohne Ordnung in den Waldungen umher zerstreut. —

In den Gebirgsgegenden, wo die Landleute in beständiger Furcht vor wilden Thieren, Schlangen und Ueberschwemmungen schweben, bauen sie gewöhnlich ihre Hütten auf Felsenspitzen, auf hohe Baumgipfel, oder auf eingerammte Pfähle. Um sich vor der Sonnenhitze zu schützen, tragen sie Talipotblätter auf dem Kopfe.

5.

Lebensart und Beschäftigungen. — Ackerbau und Viehzucht. — Zimmetbau. — Jagd und Fischerei. — Bergbau.

Die Singalesen haben eine gewisse Stufe der Cultur erreicht, und wären vielleicht noch weiter vorgeschritten, wenn sie, in glücklichen Verhältnissen, und durch den Frieden begünstigt, sich selbst überlassen gewesen wären. Ihre glücklichen Anlagen, ihr milderes Klima berechtigen zu dieser Vermuthung. Aber die Europäer, welche das Christenthum hier einführen wollten, oder deren Krämer-

geist nur seinen Vortheil suchte, erzeugten eine neue Barbarei auf dieser schönen Insel, und die blutigen Kriege gaben dem sanften Character der Einwohner eine andere Richtung. Und so rechnen die Europäer die Singalesen nur zu den halbcultivirten Völkern, während sie selbst an ihrer Rohheit Schuld sind.

Der Ackerbau war von jeher die Hauptbeschäftigung der Singalesen, und dieser, ohne Zweifel, hat sie so menschlich und gutartig, als auch der feinern Cultur so fähig gemacht, als sie wirklich sind. Doch betreiben sie ihn nicht so fleißig, als es für die Verproviantirung des Landes nöthig wäre. — Der Reißbau wird zwar ziemlich ausgebreitet betrieben, aber nur in den Gegenden, die leicht unter Wasser gesetzt werden können. Das gewässerte Land wird sodann mit einem einfachen Pfluge umgeackert, oder auch von Büffeln zusammen gestampft. Der Reiß wird vorher in Kalkwasser eingeweicht, ehe man ihn sät, und nach dem Aussäen wird der Acker geegget. Die Egge besteht bloß aus einem Brete, das an einer Stange befestigt ist. — Die Aussaat geschieht gewöhnlich im Julius oder August; im Februar ist die Aerndte. Wenn man die Monsuns gehörig benutzt, so kann man jährlich zwei Reißärndten halten. Bei der Aerndte wird der Reiß mit den Wurzeln aus der Erde gerissen, dann zum Trocknen hingelegt, und nachher von Ochsen ausgetreten; die Körner werden hierauf erst ordentlich gedroschen, um sie von den Hülsen zu reinigen.

Man findet hier auch noch einige andere Getraide-Arten, vorzüglich unbestimmte Gattungen von Hirse, auch Hülsenfrüchte, und eine Art Körner, welche ein Oel geben, womit sie sich salben. —

Die Baumzucht ist ziemlich vernachlässigt, vielleicht bloß deswegen, weil die Einwohner verpflichtet sind, von jedem Baume, der ihnen eigen gehört, die besten Früchte

dem Könige als Geschenk zuzustellen. In den europäischen Besitzungen ist dies jedoch nicht der Fall, und hier findet man auch zum Theil schöne Gärten.

Der wichtigste Zweig der Landwirthschaft, der auch am sorgfältigsten betrieben wird, ist der so einträgliche Zimmetbau. Die besten, schönsten und ergiebigsten Zimmetwälder, gewöhnlich Zimmetgärten genannt, liegen in der Nähe der europäischen Besitzungen: Kolombo, Negumbo, Kaltura, Matura und Punto de Gallo. Am besten gedeihen die Zimmetbäume an den Meeresküsten. Im Innern sind die Zimmetwälder schon dünner und seltener; auch soll das Gewürz, das sie liefern, weit gröber seyn. Diese reiche Fundgrube des vortrefflichen Zimmets ist demnach ganz in den Händen der Europäer, jetzt der Britten, welche beinahe alle übrigen Länder der Erde damit versehen. Der Zimmetbau im Innern des Landes war ehedem ansehnlicher; da aber die Holländer dadurch gereizt wurden, den König von Kandi mit Krieg zu überziehen, um seine Zimmetvorräthe zu plündern, so entschloß sich der König, aus Verzweiflung, sein eignes Land lieber zu verwüsten, als etwas übrig zu lassen, das die Habsucht der Holländer reizen konnte.

Es giebt auf dieser Insel verschiedene Arten Zimmetbäume, aber nur von vier derselben wird der Zimmet benutzt. Ehedem fand man nur wildwachsende Zimmetbäume; in neueren Zeiten hat man ihren Bau durch künstliche Anpflanzung veredelt und erweitert.

Das Zimmetschälen ist gewissermaßen verpachtet; nämlich jeder Bezirk, in welchem Zimmetbäume wachsen, muß jährlich eine, nach dem Verhältnisse der Anzahl der darin enthaltenen Dörfer und Einwohner bestimmte, Quantität von diesem Gewürze in die Magazine der Europäer abliefern. Dafür erhalten sie für sich ein abgabenfreies Stück Landes, sind selbst noch von allen Personal-Dien-

sten frei, und geniessen, nach Maßgabe der Quantität von Zimmet, die sie einliefern, noch mancherlei Vorrechte und Freiheiten.

Diejenigen Einwohner des Küstenstrichs, welche hauptsächlich den Zimmetbau und das Zimmetschälen treiben, werden Tscholiars genannt, und bekennen sich zum Islam; sie sind aber keine eingewanderte Muhammedaner, sondern eingeborne Ceilaner, von dem Stamme Haschem, der die Küsten dieser Insel zu der Zeit bewohnte, als Araber, muhammedanische Glaubensprediger, den Islam nach Indien brachten, und in ihrem frommen Eifer auch diese Küstenbewohner bald bekehrten, die noch jetzt dem Muhammedism anhängen, und von den Holländern besonders zum Zimmetbaue angestellt worden sind *).

Diese Tscholiars geniessen mancher Vorrechte und Freiheiten. Sie haben ihre eigenen Vorgesetzten, welche auch die Aufsicht über die Wälder führen, damit sie nicht von Menschen, und besonders nicht vom Rindvieh beschädigt werden. Außerdem giebt es noch eine vornehmere Classe von Beamten, Mudeliers genannt, welche die Justiz und Polizei handhaben. Alle diese Beamten stehen wieder unter einem einzigen Ober-Intendanten, der den Namen Capitan-Canella, d. h. Zimmet-Capitän, führt; ihm wird von dem obersten Mudelier Bericht erstattet, und er legt den seinigen dem General-Gouverneur der Insel vor, unter dessen unmittelbarer Aufsicht er steht.

Die Einsammlung und Zubereitung des Zimmet zur Ausfuhr geschieht hauptsächlich auf folgende Art. — Die Tscholiars suchen zuerst die Bäume auf, deren Rinde reif ist, welches sie vortrefflich zu erkennen wissen. Dann werden die Zweige, die drei Jahre und darüber alt sind,

*) Boyd S. 65.

abgeschnitten, die äußere Haut wird abgeschabt, und die Rinde dann so abgeschält, daß sie Röhrchen bildet; die kleinen werden hierauf in die größern hineingeschoben, und zum Trocknen hingelegt, worauf sie zusammenschrumpfen und die Gestalt erhalten, in welcher sie nach Europa kommen. So wie die Röhrchen getrocknet sind, werden sie in Päckchen zu etwa 30 Pfund mit Bambusfasern zusammen gepackt und in die Magazine gebracht, wo sie aufgeschichtet und eingeschrieben werden.

Sobald der sämmtliche Zimmet in die Magazine abgeliefert ist, geht die lästige Prüfung desselben an, die den europäischen Chirurgen übertragen ist, welche, weil die Güte des Zimmets nur durch den Geschmack beurtheilt werden kann, aus jedem Bündel ein Paar Bröckelchen im Munde kauen und kosten müssen. Da nun der Zimmet, besonders in seinem frischen Zustande, eine eigene Schärfe hat, so beißt er ihnen in kurzer Zeit die Zunge und den Gaumen so wund, daß sie außerordentliche Schmerzen davon empfinden, und diese Proben kaum ein Paar Tage fortsetzen können; doch pflegen sie sich damit zu helfen, daß sie von Zeit zu Zeit Butterbrod dazwischen essen.

Der beste Zimmet ist derjenige, der sich am leichtesten zusammen rollt, und nicht dicker ist, als starkes Schreibpapier. Die geringern Sorten sind dicker und von dunklerer Farbe, haben auch einen scharfen, bitterlichen Nachgeschmack.

Bei der Absendung nach Europa wird der Zimmet mit schwarzem Pfeffer verpackt, der zwischen die in grobe Leinewand oder Cocosfasernbast gethanen Zimmetbündel gestreut wird, und die Feuchtigkeit des Zimmets an sich zieht, wodurch dieser besser verwahrt, und jener angenehmer gemacht wird.

Aus den bei dem Packen übrig gebliebenen Brocken und Bruchstücken wird das herrliche Zimmetöl bereitet, das aber so theuer ist, daß die Britten auf Ceilan jetzt diese Fabrication aufgegeben haben, da sie zu wenig lohnt.

Die Viehzucht wird von den Singalesen vernachlässiget, hievon sind jedoch einige Gebirgsgegenden ausgenommen; da aber die Einwohner kein Rindfleisch essen, und in der Regel auch keine Milch genießen, und da Pferde und Schafe nicht einheimisch sind, so wird auf die Viehzucht überhaupt, außer der Geflügelzucht, wenig Rücksicht genommen.

Die Jagd wird weit stärker betrieben, besonders ist sie der Hauptnahrungszweig der wilden Waddahs. Man speiset in vornehmen Häusern mehr Geflügel und Wildpret, als zahmes Fleisch.

Die vielen Fische, an welchen die hiesigen Gewässer ungemein reich sind, machen die Fischerei lebhaft, welche jedoch nichts Eigenthümliches hat. Auch giebt es hier keine besondere Gattungen von Fischen, sondern nur solche, die man in allen indischen Gewässern unter gleicher Breite findet.

Eigentlichen Bergbau findet man hier nicht; die Mineralien, Edelsteine, Metalle u. s. w. werden meist nur am Tage, im Sande, in seichten Wassern gefunden und aufgesucht; nachgegraben wird ihnen nicht, außer in der von den Britten wieder eröffneten Quecksilbergrube bei Kotta. — Im Königreiche Kandi, in der Nähe der Hauptstadt, ist eine Goldmine, deren Bearbeitung aber von dem Könige schwer verboten ist.

6.

Von der Elephantenjagd und Perlfischerei *).

Noch zwei wichtige und merkwürdige Erwerbszweige, nächst dem Zimmetbau, müssen hier insbesondere erwähnt werden, nämlich die Elephantenjagd, oder vielmehr der Elephantenfang und die Perlfischerei.

Der Elephantenfang wird jährlich von den Singalesen auf folgende Weise betrieben.

Ein oder zwei Monate vorher, ehe der Fang angestellt werden soll, wird von den Landeseinwohnern in einem Cocoswalde eine Art von Labyrinth angelegt, nämlich ein Park, in dessen Mitte sich ein Teich befindet. — Die Umzäunung dieses Parkes besteht aus starken Balken von Cocosholz, welche in den Boden eingerammt und mit dicken Seilen und eingeflochtenen Zweigen der nahen Bäume an einander befestigt werden. Um diese Umgränzung zu verbergen, wird eine Menge Aeste darüber gelegt. Rund umher läßt man schmale Wege offen, in welchen nur ein Elephant vorwärts gehen, sich aber nicht umdrehen kann. Schmalere Seitenpfade, bloß für einen Menschen breit genug, sind für die Jäger angelegt, damit sie sich ohne Gefahr dem Elephanten nähern oder zurückziehen können. Diese Fußpfade stehen wieder unter sich in mannichfacher Verbindung. Auch, um den besiegten Elephanten hinaus zu führen, ist ein eigener schmaler Weg angelegt. Ein solches Labyrinth zeugt in seinen Windungen und Verwickelungen von dem Scharfsinn und dem Erfindungsgeiste der Einwohner. Sie haben es hier aber auch mit

*) Vorzüglich nach Percival.

dem klügsten Thiere zu thun, das gewöhnlichen Nachstellungen leicht entgehen würde.

Sobald der Bau vollendet ist, werden alle Bewohner der Gegend von ihrem Vorgesetzten aufgeboten, bei dieser feierlichen Jagd zu erscheinen. Da dies eine Art Volksfest ist, so versammelt sich bald eine Anzahl von Männern, Weibern und Kindern, alle mit Trommeln, Klappern und mancherlei andern Lärmwerkzeugen, auch mit Schießgewehr bewaffnet, um sich, nöthigen Falls, gegen wilde Thiere vertheidigen zu können. Das Heer umringt die Wälder, und sobald die Nacht anzubrechen beginnt, zünden die Leute ihre Fackeln an, und dringen mit unausstehlichem Lärm, Geheul und Gebrüll wie Rasende in das Dickicht ein, um die Elephanten aufzuschrecken. Man hat vorher die Vorsicht gebraucht, die Seen und Teiche, wo sie des Abends zu trinken pflegten, mit Wachen zu besetzen und sie am Trinken zu hindern. Die Elephanten, die am Durste leiden, und von allen Seiten beunruhiget werden, merken bald, daß in einer einzigen Gegend Ruhe herrscht, und hier bietet sich ihnen auch Wasser im Ueberfluß dar. Dieses ist aber gerade der angelegte Park. Die verfolgten Elephanten versammeln sich nun alle auf den schmalen Wegen, ahnen aus der künstlichen Anlage einen Hinterhalt, und verrathen sogleich große Unruhe; aber die lärmenden Jäger drängen sie dennoch hinein. Dem Getöse und dem blendenden Schein der Fackeln zu entfliehen, bleibt ihnen keine andre Wahl, als mit verdoppelten Schritten vorwärts zu eilen. — Sobald sie aber in die innere größere Umzäunung kommen, sind sie gefangen. Man läßt sodann zahme, hierzu abgerichtete, Elephanten zu ihnen hinein, und verschließt die Zugänge, ausgenommen die Fußwege der Jäger, die jetzt von allen Seiten herbeikommen; diese bemühen sich, die Elephanten von einander zu trennen, um sie in die

kleineren Behältnisse hineinzutreiben, und sie dann einzeln, mit Hülfe der dabei sehr thätigen zahmen Elephanten, mit Stricken zu fesseln. Die zahmen Elephanten leisten hierbei die wichtigsten Dienste: denn nicht nur wachen sie über den wilden Elephanten, daß er nicht etwa den günstigen Augenblick benutze, um den Jäger anzugreifen, sondern sie fallen auch über den wilden Bruder her, wenn er sich in seinen Banden allzu ungelehrig zeigt; und schlagen mit ihren Rüsseln auf den Gefesselten so lange, bis er zahmer wird.

Sobald der gefangene Elephant fest gebunden ist, wird er auf dem engen Wege aus den Park hinausgeführt, und sorgfältig an einen starken Baum befestigt; wobei die zahmen Elephanten, die jetzt die Lehrmeister der wilden werden, ordentlich Wache halten. Auf gleiche Weise wird mit allen anderen, in der Umzäunung gefangenen, Elephanten verfahren, bis man sich ihrer sämmtlich versichert hat, wo sie dann abgeführt, in ihre Ställe gebracht, und in kurzer Zeit vollkommen zahm gemacht werden *).

Merkwürdiger ist die Perlenfischerei auf Seilan. Sie wird an der Westküste der Insel betrieben, in der Bai von Kontatschi (zwischen 8° 22′ und 9° N. B.) südwärts von der kleinen Insel Manaar bis zum Haven Pomparipo. Die Küsten sind in dieser Gegend wüste und unfruchtbar, erhalten aber zur Zeit der Perlenfischerei eine auffallende, interessante Lebendigkeit. Menschen von allen Farben und Kasten bewegen sich hier im bunten Ge-

*) Im J. 1757 sind auf Seilan nicht weniger als 176 Elephanten auf diese Weise gefangen worden. Bei solchem reichen Fang kann jedoch gewöhnlich kaum die Hälfte zum Verkaufe gebracht werden, indem die Thiere beim Fang, und bei der Gewalt, die sie anwenden, sich zu befreien, gewöhnlich an irgend einem Gliede Schaden leiden, und zum Gebrauch untüchtig werden.

wühl durch einander, von der Habsucht getrieben, in ängstlicher Erwartung, wie ihre Ausbeute in diesem Jahre ausfallen werde. Unzählige Hütten und Zelte an dem Ufer, und das Meer mit Booten bedeckt, die zum Theil mit unermeßlichen Schätzen angefüllt sind, gewähren einen eigenen Anblick, der durch tumultvolle Scenen belebt wird. Und alles dieses um einer kleinen Perle willen, der nur die Einbildung einen Werth, und die Eitelkeit einen Gebrauch giebt.

Ehe die Fischerei beginnt, werden die Bänke und der Zustand der Muscheln durch Regierungsbeamte untersucht; findet man eine hinlängliche Anzahl von Muscheln und daß sie die gehörige Reife erhalten haben, so verpachtet die Regierung an die Meistbietenden diejenigen Bänke, welche in diesem Jahre gefischt werden sollen. Bisweilen, wenn es die Regierung vortheilhafter findet, wird auch bloß für ihre Rechnung gefischt. Jede Bank ist in drei oder vier Theile getheilt. Jedes Jahr wird nur ein solcher Theil gefischt, damit die Muscheln auf dem andern Zeit zur Reife haben.

Die Perlenfischerei fängt im Monat Februar an, und dauert bis in den April. Dann versammeln sich an dieser sonst öden Küste die Mäkler und Kaufleute aus den entferntesten Gegenden, und aus allen Welttheilen, zu dem reichsten Jahrmarkt, der irgendwo in der Welt gehalten werden mag.

Die Fischerei geschieht in Booten oder anderen kleinen Fahrzeugen, die von allen Seiten herbei kommen, und von denjenigen, welche für sich oder für Andere fischen lassen, mit den dazu gehörigen Leuten gemiethet werden. Diese Letzteren sind ein Oberbootsmann (oder Tindal), nebst zwanzig Mann, zehn Taucher und zehn Bootsleute.

Die Taucher sind von Jugend auf zu dieser gefahrvollen Arbeit abgerichtet und daran gewöhnt, wohl zehn Faden tief bis auf den Boden des Meeres hinab zu steigen. Sie sind meistentheils Indier von der Südostküste der Halbinsel, sogenannte Marawaer, schwarze Hinduer katholischer Religion. Die Taucher von Kulang werden für die geschicktesten gehalten; aber die Lubbaer auf der zu Ceilan gehörigen kleinen Nebeninsel Manaar machen ihnen diesen Vorrang streitig.

Ehe die Fischerei angehet, werden die Boote, die sich zu dem Ende alle in der Bai von Kondatschi versammeln, gezählt und aufgeschrieben.

Um zehn Uhr Abends segeln alle Boote mit einander auf die Bänke zur Fischerei ab. Ein Kanonenschuß giebt zu Arippo das Signal dazu. Die Flottille schifft nun in Gesellschaft mit einander, und vor Tagesanbruch erreicht sie mit günstigem Landwinde die Muschelbänke, wo sogleich mit Sonnenaufgang die Fischerei anfängt. Es werden abwechselnd von jedem Boote immer fünf Taucher in die Meerestiefe, jeder an einem Stricke, hinuntergelassen, während die fünf anderen ruhen. Um schneller hinab zu kommen, bindet sich der Taucher entweder an die Füße oder um den Leib einen sehr schweren Stein. Beim Hinablassen faßt der geschickte Taucher mit den Zehen seines rechten Fußes das Seil, woran gedachter Stein gebunden ist, und mit den Zehen des linken hält er einen Netzsack, worein er die Perlmuscheln thut, die er, nachdem er die Tiefe erreicht, und den Sack um den Hals gehängt hat, in möglichster Eile mit der rechten Hand von der Muschelbank losbricht, während er mit der linken die Nase zuhält. Nach Verlauf von zwei Minuten, so lange er ungefähr den Athem an sich halten kann, giebt er seinen Kameraden mit dem Stricke ein Zeichen, die ihn sogleich mit dem Sacke

hinaufziehen; den Stein läßt er unten, und dieser wird, da er an einem besondern Stricke befestigt ist, nach dem Taucher herauf gezogen. — Dieses Tauchen ist mit einer solchen Anstrengung verbunden, daß die Taucher, wann sie aus dem Wasser herauskommen, gar oft nicht nur Wasser, sondern auch Blut aus Mund, Nase und Ohren von sich geben, und dennoch, nachdem sie ein wenig ausgeruhet haben, tauchen sie wieder unter, sobald die Reihe an sie kommt. — Es giebt solcher Taucher, die an Einem Tage vierzig bis fünfzigmal Sprünge ins Wasser machen, und jedesmal gegen hundert Muscheln mit heraufbringen.

Mit dem Perlfischen und Untertauchen wird so lange fortgefahren, bis der Seewind, der sich täglich gegen Mittag erhebt, die Boote zur Rückkehr antreibt. So wie man ihre Rückkunft von dem Lande aus erblickt, wird wieder ein Kanonenschuß abgefeuert und die Flagge aufgezogen, um von dieser glücklichen und frohen Begebenheit den Einwohnern, die in banger Besorgniß auf diese Rückkehr harren, schnell davon Nachricht zu geben.

Mehrere Taucher besalben sich aus Vorsicht den ganzen Leib mit Oel, und verstopfen sich Nase und Ohren, ehe sie in die Tiefe hinabsteigen. Die größte Gefahr, die sie zu befürchten haben, droht ihnen von den gefräßigen Haifischen, die hier nicht selten sind. Um dieser Gefahr zu entgehen, kennen die Indier kein anderes Mittel, als Zauberei. Man ruft daher immer bereitwillige und bereitstehende Priester und sogenannte Zauberer zu Hülfe, welche allerlei Ceremonien vorschreiben, die sie vor dem Untertauchen beobachten müssen. Da der Glaube der furchtsamen Taucher an solche Betrüger unerschütterlich ist, und ihnen Muth einflößt, so nimmt die Regierung selbst eine Anzahl von diesen Zauberern, Pillel-Karras (d. h. Haifischbinder), in ihren Sold; zu welchem Ende sie die ganze Zeit, während die Boote auf den Muschelbänken mit der Fischerei beschäf-

tigt sind, an dem Ufer stehen, und Gebete herstammeln, wobei sie allerlei Verdrehungen des Körpers machen. Auch sollen sie, der Heiligkeit wegen, weder essen noch trinken; aber nur zu oft berauschen sie sich in Toddy, einer Art Palmbranntwein. — Manche dieser vermeinten Zauberer begleiten auch die Taucher in den Booten, unter dem Vorwande, ihnen desto mehr Zutrauen einzuflößen; eigentlich aber nur, um die Gelegenheit abzuwarten, wo sie ungestraft eine oder ein Paar der feinsten Perlen entwenden können. Uebrigens werden diese Zauberer, besonders wenn Alles glücklich abgeht, reichlich belohnt. — Die Taucher, so wie die Eigenthümer der Boote, werden theils in Geld, theils in einem bestimmten Antheile an den Perlen bezahlt. Es gehen hierbei mancherlei Unterschleife vor, und manche Perlen werden gestohlen, ehe sie an das Land kommen.

Sobald die Perlmuscheln aus den Booten ausgeladen sind, werden sie von den Eigenthümern in etwa zwei Fuß tiefe Löcher in der Erde, oder auf kleine viereckige, sorgfältig gereinigte und eingehägte Plätze auf Matten gelegt, damit die Perlschnecken in den Muscheln sterben und verfaulen; denn erst nach dieser Behandlung kann man die Muscheln öffnen, und die Perlen, ohne Gefahr sie zu beschädigen, heraus nehmen. — Das Verfaulen der Perlschnecken verursacht einen unerträglichen Gestank, der die ganze Gegend umher verpestet, und doch lassen sich die Armen dadurch nicht abhalten, nach geendigter Fischerei die Gruben noch einmal zu durchsuchen, um vielleicht eine zurückgebliebene Perle zu entdecken. Zuweilen wird auch diese widerliche Mühe reichlich belohnt.

Die Perlen, die an der Küste von Ceilan vor der Bai von Kondatschi gefischt werden, zeichnen sich besonders durch ihre schöne weiße Farbe aus. — In dem Reinigen, Bohren und Anreihen der Perlen besitzen die schwarzen Bewohner dieser Gegenden eine bewunderns-

würdige Geschicklichkeit. Zum Poliren der Perlen wird ein selbst aus Perlen bereitetes Pulver gebraucht.

Eine Menge Gesindel, Taschenspieler, Diebe, Gaukler u. dgl. wohnt jedesmal der Perlfischerei bei, und vermehrt das Menschengewühl. Es finden sich auch hinduische Büßer ein, die ihre Gaukelpossen treiben. Alles sucht von diesem großen Zusammenlauf von Menschen irgend einen Vortheil zu ziehen.

Die Holländer hatten in den letzten Jahren durch unkluge Habsucht die Perlenfischerei so sehr erschöpft, daß sie nicht mehr so ergiebig war, wie vormals; jetzt aber nimmt sie bei besserer Einrichtung wieder zu, und wirft eine ansehnliche Summe ab. — Sie ist, nächst dem Zimmetbau, ein Haupterwerbszweig der Insel.

7.

Ehestand. — Sittliches Leben. — Hauswirthschaft. — Erziehung der Singalesen oder Ceilaner überhaupt.

Die Singalesen sind in Rücksicht des weiblichen Geschlechts enthaltsamer, als alle anderen asiatischen Völker; auch werden, wie bereits gedacht, die Weiber von ihnen mit mehr Achtung, Freundschaft und Aufmerksamkeit behandelt, als bei anderen Völkern. Sie sind frei, und werden keineswegs von der Eifersucht ihrer Ehemänner geplagt. Dennoch sind die Ceilaner im hohen Grade ausschweifend. — Von der Keuschheit haben sie wenig Begriffe. Auch setzt sich ein Frauenzimmer, sie mag ledig oder verheirathet seyn, durch Verletzung derselben nicht dem mindesten Tadel oder Vorwurf aus, so lange sie nur nicht mit einem Manne von geringerer Caste Umgang

hat. Ein singalesischer Mann von Stande ist nicht im geringsten eifersüchtig auf seine Frau; im Gegentheile prunkt er mit ihren Vorzügen, und nimmt ihr eine Untreue nicht übel, wenn er sie nicht auf der That ertappt, wo er dann seine Rache nach Landesart übt. —

Gewöhnlich hat zwar Ein Mann auch nur Eine Frau; die Vielweiberei ist jedoch nicht verboten, und Mancher hat derer so viele, als er ernähren kann. Doch ist dieser Fall selten; da die Polygamie hier für die Armen, so wie selbst für Reiche, viele Unannehmlichkeiten mit sich führt. —

Die Heirathsgebräuche sind höchst einfach. Die Ehen werden, wie in Indien, nicht selten von den Aeltern geschlossen, während beide Theile noch Kinder sind. Gefallen sie aber einander nicht, wann die Ehe nach erlangter Mannbarkeit vollzogen werden soll, so können sie sich auch sogleich wieder trennen. —

Oft nehmen ein Paar junge Leute einander auf eine bestimmte Zeit zur Probe, während welcher sie nun, um sich wechselseitig kennen zu lernen, beisammen wohnen. Gefallen sie einander am Ende der Probezeit nicht mehr, so trennen sie sich, ohne daß es dem Einen oder dem Andern einigen Nachtheil brächte.

Im Fall der gegenseitigen Uebereinstimmung übergiebt der Bräutigam seiner Braut die bestimmten Hochzeitgeschenke, nämlich sechs bis sieben Ellen Zeuch zu einem Hochzeitkleide, und eben so viel als Ueberzug des Hochzeitbettes. — Diese Geschenke muß der Bräutigam selbst überbringen, und die darauf folgende Nacht hat er das Recht, bei seiner Braut zu schlafen. — Hierauf wird der Tag bestimmt, an welchem er sie heimführt, und an welchem die Hochzeit feierlich begangen werden soll, zu welchem er alle Verwandte und Bekannte eingeladen werden, die sodann Alles mitbringen, was zur Verherr-

lichung des Tages dienen kann. — Das Fest beginnt damit, daß das Brautpaar, in Gegenwart der ganzen Versammlung, zum Beweise ihrer Gleichheit und Harmonie, mit einander aus Einer Schüssel speiset. — Hierauf werden dem Brautpaar die Daumen, zum Zeichen der Vereinigung, zusammen gebunden, und diese Bande nachher von einem Priester, wenn einer gegenwärtig ist, oder von einem nahen Verwandten, wieder entzwei geschnitten, wodurch sodann die Ehe geschlossen ist. — Wenn jedoch die Eheverbindung enger und dauerhafter seyn soll, so wird das zusammengestellte Brautpaar (wie auch jetzt noch bei den Juden) von einem Priester, ermittelst eines langen und ziemlich breiten Stück Zeugs, das mehreremale um sie gewunden wird, feierlich zusammen gebunden, und darauf gießt derselbe Priester Wasser über die Köpfe der Brautleute aus, welches als die ehrwürdigste Ceremonie angesehen wird, und den Bund unauflöslicher machen soll.

Nach vollbrachter Trauung bringen die jungen Eheleute die Nacht in dem Hause der Braut zu, und am andern Morgen führt der junge Ehemann seine neue Frau in Begleitung aller Verwandten und Freunde, welche mit den zu einem neuen Gastmale erforderlichen Lebensmitteln gehörig versehen sind, in seine Wohnung. Bei diesem Heimführen wird der seltsame Gebrauch beobachtet, daß die Braut vor dem Bräutigam hergeht, und dieser sie nie aus den Augen verliert; denn es soll schon geschehen seyn, daß die Braut, die bei einem solchen Zuge hinter dem Manne gieng, von einem Dritten unversehens entführt wurde. — Die Hochzeit wird mit Schmausereien und, wenn es die neuen Eheleute vermögen, mit Musik und Tanz gefeiert; ja oft dauert das Fest die ganze Nacht hindurch; es werden dabei auch besondere Hochzeitgesänge gesungen.

Die Väter geben ihren Töchtern, nachdem sie es vermögen, Vieh, Sclaven und Geld mit, welches Alles der Mann zurückgeben muß, wenn sich beide Eheleute trennen. Dieses kann ohne Hindernisse geschehen, sobald sie sich nicht mehr mit einander vertragen können. Wenn sich Braut und Bräutigam trennen, so werden die Geschenke des letztern nicht zurückgegeben.

Im Ehestande leben die Singalesen sehr friedlich und ruhig mit einander, da wilde Leidenschaften unter ihnen ziemlich unbekannt sind. Die Weiber sind in der Regel gute Hauswirthinnen und sorgfältige Mütter, obgleich die Erziehung ihrer Kinder sie nur wenig Mühe kostet, indem diese meist sich selbst überlassen werden.

Uebrigens kennen die Ceilaner wenig Luxus. Ihr größtes Vergnügen ist das Betelkäuen.

In ihren Begrüßungen sind die Singalesen sehr pünktlich. Ihre gewöhnliche Art zu grüßen ist ganz die der Hinduer, nämlich sie halten ihre Hände vor die Stirne, und machen dazu einen Salam (d. h. Gruß, eigentlich Friede) oder tiefen Bückling, wobei gewöhnlich das gedachte Wort ausgesprochen wird. Hier zeigt sich der Unterschied des Standes auffallend; denn die Leute von niedrigem Stande werfen sich, der ganzen Länge nach, vor einem Vornehmen nieder, während dieser nur mit einem gnädigen Kopfnicken vorüber geht.

Percival fand in dem äußern Betragen der Singalesen eine auffallende Ernsthaftigkeit. Knox, der über hundert Jahre früher die Nation beobachtete, bemerkt, daß die mäßige Lebensart der Einwohner sie stets bei einem aufgeräumten Wesen erhalte; „sie singen," sagt er, „ohne Unterlaß, bis sie zu Bette gehen, und sogar des Nachts, wenn sie aufwachen." — Diese Aenderung in ihrer Stimmung rührt vielleicht von dem Unglück her,

gen gearbeitet, wie sie denn auch Ursache war, daß der König von Kandi die Bearbeitung der Goldminen und anderer Erwerbszweige untersagte, um nur die gierigen Fremden nicht ins Land zu locken. — Die Ruinen einiger, zum Theil kunstreicher, Tempel lassen vermuthen, daß auch hier eine frühere Cultur untergegangen, und folglich der Geist hier nicht zu ewiger Finsterniß verurtheilt sey. — Da sich die Engländer, obgleich nicht weniger habsüchtig, als die Holländer, besser auf ihren Vortheil verstehen, so ist für die Industrie auf Ceilan vielleicht eine bessere Zeit zu erwarten.

Ehe die Portugiesen die Küsten dieser Insel in Besitz nahmen, und den ganzen Handel derselben an sich rissen, der auch jetzt noch in den Händen der Europäer (nunmehr der Britten) ist, trieben die Ceilaner einen ausgebreiteten Handel mit den benachbarten Inseln und den Ländern des festen Landes. Jetzt sind sie, durch die Besitznahme der Europäer von den sämmtlichen Küsten und Häven ihrer Insel, gleichsam eingekerkert, und von aller Verbindung mit andern Ländern abgeschnitten.

Die heutigen Ceilaner, besonders die Kandier, sind demnach jetzt ganz allein auf den nicht beträchtlichen Binnenhandel beschränkt, und da die genügsamen Einwohner nur wenig Bedürfnisse unter ihrem schönen Himmelsstriche kennen, so bedürfen sie auch beinahe gar keiner Zufuhr von außen her. Ihr Handel besteht also hauptsächlich in dem Tausche der Waaren gegen einander, die einige Landschaften im Ueberflusse haben. Jahrmärkte giebt es hier nicht; aber in den Städten findet man Buden und Magazine, in welchen Baumwollenzeuch, Spezereien, allerlei Eisen- und Stahl-, auch Kupferwaaren, Werkzeuge, Waffen, Reiß, Obst, Tabak, Salz, Betel und dergleichen verkauft werden. Nach der Angabe älterer Reisenden waren ehemals die Preise der inländischen Waa-

ren sehr niedrig, z. B. 6 Pariser Maß Reiß etwa 18 Pfennige sächs., 6 Hühner eben so viel, ein fettes Schwein 16 gGr., ein Spanferkel 18 Pf., eine fette Ziege 12 gGr. Das Tausend Betelblätter galt 1 Gr. sächs.

Die auf dieser Insel gangbaren einheimischen Münzen sind dreierlei Silbermünzen, nämlich:

1) Taguen-Massa, etwa = 4 gGr.

2) Ein kleines Silberstück in Gestalt eines Angelhakens. Jedermann kann diese Münze mit Erlaubniß des Königs schlagen.

3) Ponnam, ein Geldstück, das nur der König allein schlagen lassen darf, und deren 75 auf ein Stück von Achten gehen.

Der meiste Handel geschieht durch Tausch.

Maaße: 1) Rian (Elle), Längenmaas vom Ellenbogen bis an die Spitze des Mittelfingers.

Walorian = 2 Rian.

2) Potta, kleinstes Getraidemaas, so viel als eine gute Hand voll.

4 Pottas = 1 Bonder-Nellia, eine Mundportion für einen Menschen.

4 Bonder-Nellias = 1 Curney, ungefähr 1 Korb voll, wird auch in einem niedlich geflochtenen Korbe gemessen.

10 Curney's = 1 Pale.

4 Pale's = 1 Ommeno, das gewöhnlichste Getraidemaas im Großen.

3) Kollonda, das kleinste Gewicht auf der Insel. 1 Kollonda = 10 kleinen, runden Körnern, die auf der Insel wachsen; 6 Kollonda's = 1 Stück von Achten.

Nähere Nachrichten über alle diese Gegenstände mangeln uns noch. —

9.

Sprache. — Künste und Wissenschaften der Singalesen.

Die Sprache der Singalesen, die noch nicht hinreichend von Sprachforschern untersucht, und mit anderen asiatischen Sprachen verglichen worden ist, wird von den meisten Reisenden für eine eigene, von den hinduischen Mundarten ganz verschiedene, Sprache gehalten. *) — Andre vermuthen, sie sey eine Tochter der Samskritsprache, welches jedoch nicht erwiesen ist. In Rücksicht des melodischen Tones und der Annehmlichkeit der Aussprache hat sie viele Aehnlichkeit mit der Malajischen. Die Umgangssprache der Singalesen ist zugleich reichhaltig, kraftvoll und doch dabei sanft; der schriftliche und poetische Styl ist zierlich und harmonisch. Wenn schon diese Sprache, so viel man weiß, wesentlich von allen übrigen orientalischen Sprachen verschieden ist, so hat sie doch die angesucht höflichen Ausdrücke, die überspannten und verblümten Redensarten, Hyperbeln, Anspielungen, Metaphern, u. s. w. mit denselben gemein. **) Die Singalesen gehen hierin so weit, daß sie selbst im Gespräche die Worte, deren sie sich bedienen, aussuchen und abwägen.

*) Percival, S. 205, vermuthet eine nahe Verwandtschaft der Singalesischen mit der Maledivischen Sprache.

**) Nach Boyd, S. 60.

Zu bemerken ist hier noch, daß die Singalesische Sprache zweierlei ziemlich verschiedene Dialecte hat, deren einer Pauli oder Mangada, auch Kandisches Sanskrit genannt wird, und die Hof- und poetische Sprache ist, die hauptsächlich im Innern des Landes gesprochen wird, und ziemlich stark mit arabischen Wörtern vermischt seyn soll. Auch glaubt man, sie habe durch in alten Zeiten eingewanderte Hinduer, wie die Singalesen selbst sagen, einen starken Zusatz aus dem Sanskrit erhalten *). —

Der zweite ist der gemeine, bei weitem nicht so angenehm klingende Dialect, der hauptsächlich auf den Küsten von Ceilan gesprochen wird.

Wer bei diesem Volke lesen und schreiben kann, der gilt, wie ehemals in Europa, in den Zeiten des Mittelalters, für einen Gelehrten. Auf diese Kenntniß beschränkt sich beinahe alle ihre Gelehrsamkeit. Die Gelehrten, Namens Gonies, bilden eine besondere Secte oder Classe, die sämmtlich in den Diensten des Königs von Kandi stehen, und dessen Schreibgeschäfte zu besorgen haben. Die hier übliche Schrift ist die Arabische. Da die Singalesen kein eigentliches Linnenpapier zu machen verstehen, so schreiben sie mit einem Griffel oder feinem stählernen Pfriem, mit einem Handgriffe von Holz oder Elfenbein, auf geglättete Streifen von etwa einem bis anderthalb Fuß langen Talipot-Blättern, die hiezu sehr tauglich sind. Die Schrift wird nicht nur hübsch eingegraben, sondern auch, um sie lesbarer und zugleich dauerhafter zu machen,

*) So sagt Percival (S. 206). Nach Boyd (S. 61) ist die heilige Sprache der Singalesen, welche die Buddha-Sprache genannt wird, ein Dialect des Samskrit, welche heut zu Tage nur noch von den gelehrtesten Priestern verstanden wird, und in welcher die heiligen Bücher der Buddhisten geschrieben sind. (M. s. weiter unten in dem Abschnitte von der Religion.)

mit einer Mischung von Oel und Kohlenstaub eingerieben. Dann läßt sie sich nicht mehr verwischen. — Kommen mehrere solcher Blätter zusammen, so werden sie an eine Schnur gereihet, und auf ein dünnes Bretchen befestigt.

Aus solchen zusammen geschnürten Blättern entstehen dann auch Bücher, welche Olios genannt, und oft nieblich und kostbar mit elfenbeinernen, ja selbst mit silbernen oder goldenen Leisten eingefaßt werden. In der Verfertigung solcher Bücher sind die Singalesen sehr geschickt, und suchen einen besondern Luxus in ihrer kostbaren Verzierung. So werden auch die Sendschreiben des Königs auf künstliche Art in Gold geschlagen, mit Edelsteinen u. s. w. geschmückt, und in ein silbernes oder elfenbeinernes Käßchen gelegt, das mit dem großen Königlichen Siegel verschlossen ist.

In den freien und schönen Künsten haben es die Singalesen nicht weit gebracht; doch sind sie (nach Boyd) schwärmerische Liebhaber der Poesie und Musik. — Sie haben auch eine außerordentliche Menge von Gedichten aller Arten, von welchen mehrere in der heiligen Buddha-Sprache geschrieben sind. Zu bemerken sind besonders verschiedene schöne Gesänge und Lieder, welche einen erhabenen Inhalt haben, und nicht nur das Herz zu der Gottheit erheben, sondern auch die reinste, glühendste Menschenliebe einflößen, und zur Tugend begeistern.

Die Musik der Singalesen ist noch sehr roh, vor Zeiten scheint sie jedoch regelmäßiger und verfeinerter gewesen zu seyn. Ihre musikalischen Instrumente sind nicht harmonisch, und machen mehr Lärm, als Musik. Es sind hauptsächlich folgende: Howenewa, gellende Trompeten; Kombowe, Waldhorn; Nalawe, besser tönendes Hautbois; Daul, lange Trommeln; Tomtom, Art Pauken;

Rabani, Handtrommeln, und Odakie, ziemlich wohltönende Trommeln. Einige Arten Guitarren u. s. w. *)

Die Singalesen sind auch Liebhaber von Fabeln oder Apologen, und besitzen eine große Menge davon; so daß man beinahe sagen möchte, ihre ganze Gelehrsamkeit sey in Fabeln gehüllt.

In allen übrigen menschlichen Künsten und Wissenschaften sind die Singalesen, seit sie eine gewisse Stufe erstiegen hatten, stehen, und hinter den übrigen halbcultivirten Völkern Süd- und Ost-Asiens zurückgeblieben; ja vielmehr noch herabgesunken.

Ihre Eintheilung der Zeit stimmt großen Theils mit der unsrigen überein. Sie fangen, nach Knox, ihre Zeitrechnung mit dem Tode eines ihrer alten Könige, Namens Sakawarly, an. **) Ihr Jahr hat, wie das unsrige, 365 Tage; aber sie fangen es gewöhnlich, außer in den Schaltjahren, mit unserm 28sten März an; es hat ebenfalls 12 Monate, und ist in Wochen, jede von 7 Tagen, abgetheilt. Der Tag besteht aus 30 Stunden, 15 für den Tag und eben so viele für die Nacht, weil auf dieser Insel Tag und Nacht beinahe immer einander gleich sind. Es ist auch der Schalttag eingeführt. — Die Namen der Monate enden sich alle auf ajeh, z. B. der erste Monat des Jahrs heißt: Wasachmahajeh, der zweite Pomahajeh u. s. w.

Die Namen der Wochentage sind:

Sonntag:	Freidaheh.
Montag:	Sandudaheh.
Dienstag:	Onghorudaheh.
Mittwoch:	Bodadaheh.
Donnerstag:	Braspodindaheh.
Freitag:	Sekuradaheh.
Sonnabend:	Henuradaheh.

*) Joinville, am angef. Orte. **) S. weiter unten.

Der Mittwoch und der Sonnabend sind dem Religionsdienste geweihete Tage. — Uhren haben die Singalesen nicht; sie richten ihre Zeitrechnung nach dem Laufe der Sonne. Bei Hofe allein hat man ganz einfache Wasseruhren.

Die Gelehrsamkeit der Singalesen, wenn man es anders so nennen will, beschränkt sich, außer dem Lesen und Schreiben, hauptsächlich auf vermeinte Kenntnisse der Astrologie oder Sterndeuterei, auf welche sie, vermöge ihrer großen Neigung zum Aberglauben, sehr viel halten. — Die oberen Priester sind die Sterndeuter vom ersten Rang. Die Zunft der Weber aber hat sich die Verfertigung der Kalender vorbehalten, worin auch die glücklichen und unglücklichen Tage angezeigt werden.

In allen übrigen Fächern des menschlichen Wissens sind sie noch sehr weit zurück. Daß sie in einer frühern Periode, deren Alter jedoch nicht zu bestimmen ist, in einem vollkommenern gesellschaftlichen Zustande gelebt haben, scheinen nicht nur ihre alten heiligen Schriften, sondern die wohl noch älteren Denkmäler und jetzt noch unentzifferten Inschriften aus den frühesten Zeiten, die man noch hier und da vorfindet, zu beweisen. *)

*) Die höhere Cultur der ältern Seilaner läßt sich auch aus der oben angeführten arabischen Schrift aus dem zehnten Jahrhundert vermuthen. Der Verf. derselben sagt: „es giebt hier Doctoren und gelehrte Gesellschaften, die mit denen der Hadithis viel Aehnlichkeit haben." — Marcus Polo, ein reisender Italiener aus dem dreizehnten Jahrhundert, nennt Seilan die beste Insel der Welt. Von den unermeßlichen Schätzen der Insel führt er zwar unglaubliche Beispiele an, die aber doch so viel beweisen, daß der natürliche Reichthum von Seilan auch den entferntesten Völkern bekannt war, woraus sich auf Handel und Verkehr, und mithin auch auf Cultur schließen läßt.

10.

Krankheiten. Arzeneien. Tod. Begräbniß.

Bei der einfachen, mäßigen und dem Klima angemessenen Lebensart der Einwohner und ihrer Leidenschaftlosigkeit sind die Krankheiten auf dieser Insel nicht sehr zahlreich. Mehrere entstehen während der Regenzeit durch die große Feuchtigkeit der Luft. Auch herrscht ein eigenes Fieber im Innern der Insel, das nur dadurch gehoben werden kann, daß die Kranken an die Küste reisen. Unter der ärmeren Classe bemerkt man in Kolumbo eine fürchterliche Krankheit, — den Aussatz; er läßt an den Stellen, wo er ausbricht, weiße Flecken in der schwarzen Haut der Eingebornen zurück, und giebt diesen dadurch ein widerliches Ansehen. — Die von den Ceilanesen am meisten gefürchtete Krankheit sind die Kinderblattern, welche sie für eine unmittelbare Strafe Gottes ansehen, und daher auch keine Mittel, selbst nicht die hier üblichen Beschwörungen, anwenden; sie begraben nicht einmal die an den Blattern Verstorbenen, sondern werfen sie in einen öden Ort, wo sie sie bloß mit Gesträuch bedecken. Es ist zu erwarten, daß die Europäer, welche diese Pest nach der Insel gebracht haben, nun auch bald die unglücklichen Bewohner mit dem Schutzmittel bekannt machen werden. — Gegen alle Uebel haben die Singalesen besondere einfache Hausmittel, deren schnelle Wirksamkeit die europäischen Aerzte nicht selten in Erstaunen setzt.

Wirkliche Aerzte oder Wundärzte giebt es hier nicht. Das gewöhnlichste Mittel, dessen man sich in allen Fällen bedient, ist eine Salbe, aus Kräutern und Kuhmist bereitet, welche in den leidenden Theil, auch wohl über den ganzen Körper eingerieben wird. Bei diesem Zustande der Medicin haben

Gaukler, Jaddesen genannt, freies Spiel. Sie werden von den abergläubigen Singalesen vorzüglich zu Hülfe gerufen, wenn sie im Wahne stehen, der Teufel, den sie fürchten, und von dessen Einfluß sie viel zu erzählen wissen, habe ihnen ein Leid angethan. Sie lassen diesem bösen Geiste dann von einem der genannten Priester einen jungen Hahn zum Opfer bringen. — Von dem Gebrauche, die Todten zu verbrennen, der sonst hier gewöhnlich war, scheinen die Ceilanesen gegenwärtig gänzlich zurückgekommen zu seyn; wenigstens hat Percival nie dergleichen gesehen. Es zeigt dies eine große Veränderung in den Sitten. Jetzt haben bei ihren Begräbnissen durchaus keine religiösen Feierlichkeiten Statt. Die Leichenbegängnisse sind vielmehr ganz einfach. Der Todte wird in eine Matte oder in ein Stück Tuch eingewickelt, und an einen einsamen, unangebauten Ort in einem Walde oder in einer Einöde gebracht, wo man ihn ganz still in die Erde vergräbt.

Knox, welcher in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts zwanzig Jahre auf dieser Insel zugebracht hat, versichert, er hätte selbst die Leiche eines Hohenpriesters, des Oheims des damaligen Königs von Kandi, auf die feierlichste Weise verbrennen gesehen. Nachdem die Leiche verbrannt war, sammelte man die Asche, bildete einen zuckerhutförmigen Hügel daraus, säete Gras darauf, und umgab denselben mit einem starken Zaun, um die wilden Thiere davon abzuhalten.

Der barbarische Gebrauch der Hinduer, die Wittwen der Vornehmern mit den Leichen ihrer verstorbenen Männer lebendig zu verbrennen, war hier nie Sitte. — Die Trauer der Singalesischen Wittwen besteht bloß darin, daß sie die ersten Tage nach dem Tode ihres Mannes die Haare lose um den Kopf flattern lassen, und mit lautem Wehklagen, das bisweilen ziemlich einem Geheul gleicht, die Tugen-

den des verstorbenen Gatten ausrufen, und seinen Verlust bedauern. Nach diesem kurzen Anstandsjammer steht es ihnen frei, in einer zweiten Ehe Trost und Ersatz zu suchen.

II.

Religion der Singalesen.

Die Singalesen bekennen sich zu der Religion des Buddha. Dieses System herrscht nicht bloß auf Ceilan, sondern erstreckt sich über einen großen Theil von Asien. Der Godama der Burmanen ist offenbar eine Person mit dem Buddha der Hindu's und Singalesen, und wahrscheinlich sind die Anhänger der Buddhistischen Religion über China, Cochinchina, Tonkin und Japan verbreitet. *)

Die heiligen Bücher der Buddhisten, als die zuverlässigsten Quellen zur Kenntniß ihrer Religion, sind den Europäern noch wenig bekannt. Die bis jetzt ausführlichsten Nachrichten über die Religion der Singalesen verdanken wir dem englischen Capt. Mahony und dem Herrn Joinville. **) Beiden hat es sowohl an Unbefangenheit, als an philosophischem Sinn gefehlt, um den Geist eines, den christlichen Begriffen in vielen Fällen fremden, Systems zu erforschen. In den Schriften über

*) S. über die Religion und Literatur der Burmanen, von D. Franz Buchanon, im XXXI. Bande der Sprengel-Ehrmann'schen Bibliothek. Weimar 1806.

**) Die Nachrichten beider Schriftsteller s. im XXX. Bande der Sprengel-Ehrmann'schen Bibliothek der Reisebeschreibungen.

die Religion der Braminen, und in den Reisebeschreibungen über Ostindien, Siam, das Reich der Burmanen, Japan *) und China, findet man oft lehrreiche Bemerkungen über den Buddhaismus. Alles reicht aber nicht hin, sich einen deutlichen Begriff davon zu machen. **)

Buddha wird als ein Sohn des Mondes, und als der Genius des Merkur in der Braminischen Götterlehre angegeben, und als ein schweigender beschaulicher Weise dargestellt. Verschieden von demselben, und doch vielfach in seine Geschichte verwickelt und bis jetzt nicht immer zu unterscheiden, ist ein anderer Buddha, welcher als die neunte große Verkörperung des Wischnu in der indischen Mythologie vorkommt. Ob Buddha eine bloße Allegorie, oder eine wirkliche Person, ein Regent oder Religionslehrer gewesen sey, ist noch unentschieden. Wahrscheinlich ist beides der Fall, und die Geschichte des wirklichen Buddha ist durch Allegorien verbrämt worden. In der Pali-Sprache, dem Sanskrit der Singalesen, bedeutet Buddha so viel, als Universalwissenschaft, Heiligkeit, Weisheit, oder auch einen Heiligen, der höher ist, als alle andern Heiligen. Mehrere Schriftsteller halten den Buddha für einen Reformator der Religion des Brama, welches auch, nach den Urtheilen der Braminen über ihn zu schließen, nicht unwahrscheinlich ist. Die letztern erkennen ihn für eine Menschwerdung des Wischnu, über den sie sich jedoch nicht gern erklären. Die Verwandtschaft beider Religionen ist keinem Zweifel unterworfen, und wahrscheinlich ist die des Brama die ältere, obgleich Joinville und auch Chambers, der gelehrte und scharfsinnige Kenner der indischen Alterthümer, das Gegentheil behaupten.

*) S. vorzüglich Kämpfers Reisen.

**) S. Majer's Mythologisches Lexicon. Art. Buddha. Weimar, 1803.

Der Buddha der Singalesen, ihr Heiland und Erlöser, war, ehe er Menschengestalt annahm, ein Gott, und zwar der höchste der Götter. Auf wiederholtes Bitten der andern Götter ließ er sich zur Erde nieder, wo er mehrmals als Mensch geboren wurde, sich einer außerordentlichen Selbstverläugnung und Gottesfurcht befleißigte, und es in allen Tugenden zur Vollkommenheit brachte. Er wurde 82 Jahr alt, und besorgte 45 Jahre lang die Verrichtungen eines Buddha. Von seinem Todestage datirt sich die Zeitrechnung der Buddhisten, welche 542 Jahr vor Chr. G. anfängt und gegenwärtig 2353 Jahre zählt. Buddha bedurfte zu seiner Seelenwanderung vier Asankes und 100,000 Mahakalpes-Jahre, von der Zeit an, wo er zuerst den Entschluß faßte, ein Buddha zu werden, bis zu jener, wo er zum letztenmal auf die Welt kam. Um sich einen Begriff von diesem Zeitraume zu machen, denke man sich einen kubischen Stein, der neun Ellen auf jeder Seite hat. Bei diesem Steine geht alle tausend Jahr eine himmlisch schöne, in den feinsten Mousselin gekleidete, Göttin vorüber. So oft dies geschieht, weht ein sanfter Zephyr in ihr Gewand, so daß es den erwähnten Stein berührt, welcher sich dadurch nach und nach bis auf die Größe eines Senfkorns vermindert. Die hierzu erforderliche Zeit wird Antakalpe genannt, und achtzig solcher Antakalpes machen eine Mahakalpe aus. Eine Anasanke aber ist eine Anzahl Jahre, welche durch eine Eins bezeichnet wird, hinter welcher 63 Nullen stehen. — Außer diesem Buddha verehren seine Bekenner noch mehrere Untergottheiten, und selbst die Sonne und den Mond. Da sie aber dessen ungeachtet keine Vielgötterei annehmen, sondern an ein höchstes allgemeines Wesen aller Wesen glauben, welches die Welt regiert und die Geschäfte unter die andern Götter vertheilt: so sind diese, so wie Buddha selbst, in gewisser Rücksicht nur als Heilige anzusehen. Doch muß man hier keine zu große Consequenz suchen. Die

Religion des Buddha hat ihre Geheimnisse und Unbegreiflichkeiten. *)

Die Cosmogenie der Buddhisten ist äusserst verwickelt, und scheint, wenn man unsere Schriftsteller vergleicht, voll Widersprüche und Dunkelheiten zu seyn.

Die Welt ist, nach dieser Lehre, nicht von Gott, sondern von der Natur geschaffen worden. Aber Gott hat sich ihrer angenommen und liebt sie. Die Buddhisten haben sechs und zwanzig Himmel. Der letzte derselben ist der Himmel der Triumphirenden, in welchen nur die Tugendhaften, nach mannichfaltigen Seelenwanderungen, kommen.

Das Weltall besteht aus unzähligen andern Welten, die einander ähnlich sind. Im Mittelpuncte derselben liegt ein Stein, dessen Umfang 28,000 teutsche Meilen ausmacht. Um diesen Stein liegen andere, und der Zwischenraum ist mit kaltem Wasser gefüllt. In diesen Gewässern liegen viele Tausend Inseln. — Unsere Erde, Giambu, ist eine solche Insel; sie wird selbst von 500 Inseln umgeben, und eine derselben ist Ceilan. — Auf dem oben angeführten großen Stein liegen vier andere, welche nach den Weltgegenden verschiedene Farben reflectiren. Auf die Europäer fällt dadurch ein grüner Schein, und sie sehen daher auch grün aus. Daß sie solches nicht wahrnehmen, rührt von der fehlerhaften Beschaffenheit ihrer Organe her; aber tugendhafte Leute bemerken nur allzuwohl, daß die Europäer wirklich grün sind.

Alle Himmel und das ganze Weltsystem werden einst zusammenstürzen, und eine neue Welt wird an deren Stelle treten.

Es giebt fünf Weltalter. Wir befinden uns im vierten. Jedes dieser Weltalter characterisirt sich durch beson-

*) S. Joinville am angef. Orte.

dere Verfassungen und Gesetze der Menschen, und wird von verschiedenen Dynastien der Götter regiert.

Die Seelenwanderung scheint allgemeiner Grundsatz dieser Religion zu seyn. Die Tugenden oder Laster der Menschen bestimmen das Schicksal und den künftigen Aufenthalt der Seele. Nach ihrer vollkommenen Läuterung gehet sie in den Zustand des Nivani über, welches eine passive Glückseligkeit andeutet, und wobei aller Reiz der Organe und das sinnliche Bewußtseyn aufhört. Sehr mit Unrecht schließt Joinville hieraus, daß die Singalesen die Unsterblichkeit der Seele läugneten; er ahnete nicht, daß eine tiefe Philosophie dem Dogma des Nivani zum Grunde liegen könne.

Die Moral des Buddha empfiehlt sich durch einen Geist der Milde, und durch Reinheit der Gesinnung. Weisheit, Gerechtigkeit und Güte sind die Grundzüge, auf welchen ihre Sittenlehre beruht, die Buddha selbst ihnen in zehn Geboten bekannt machte und unter drei Hauptstücke brachte, nämlich: Gedanken, Worte und Werke. Die Buddhisten sind tolerant gegen alle Glaubensgenossen; *) und in einem hohen Grade wohlthätig. Der Aermste spart von seiner kärglichen Nahrung, um Almosen austheilen zu können, an welche selbst die Bettler feindlicher Nationen Anspruch machen können.

Der Gottesdienst ist einfach und beschränkt sich auf gewisse Gebete, von denen die Ceilaner sowohl in ihrer Wohnung, als in den Tempeln Gebrauch machen. Diese Gebete werden früh um 5 Uhr, Mittags und Abends ver-

*) Dieser Toleranz ist es zuzuschreiben, daß die Singalesen von den Portugiesen den Rosenkranz entlehnt haben, und sich dessen bei ihren Gebeten bedienen, ohne Christen zu seyn. Doch bezeigen sie eine große Ehrfurcht für die christliche Religion.

richtet. Ehe sie zu diesem Endzweck in den Tempel gehen, waschen sie sich in dem dazu gehörigen heiligen Teiche. Die Wäsche in dem Flusse Mavilagonga, der, wie der Ganges bei den Braminen, heilig ist, wird für die vollkommenste gehalten, welche von allen Verbrechen reinigen kann. Der Mittwoch und Sonnabend sind zur Feier in den Tempeln bestimmt; es giebt aber noch viele andere Festtage, sowohl der Verehrung des Buddha, als der Untergottheiten, oder auch der Sonne und dem Monde gewidmet.

Die großen Feste zu Ehren des Buddha, werden nicht in den Tempeln, in welchen man ihn gewöhnlich verehrt, gefeiert, sondern auf dem Adamsberge. In Ceilan soll nämlich (nach einer alten Sage der Singalesen, die nicht erst mit den Portugiesen dorthin gekommen ist) das Paradies gewesen seyn, und von dem Gipfel des Adamsberges herab soll Adam, nach dem Sündenfall, den letzten Blick auf seinen Wohnort geworfen haben, und dann über die sogenannte Adamsbrücke, welche damals noch die Insel mit der Halbinsel verband, nach dem festen Lande hinüber gegangen seyn. Kaum war er daselbst angelangt, so trat das Meer hinter ihm über, und die Brücke versank. Dadurch wurde ihm die Hoffnung zur Rückkehr auf ewig abgeschnitten. Nach andern Nachrichten wird der Adamsberg, Jaman alé Sripadé, als der Wohnort Buddha's verehrt, und der Fußstapfen, den man noch sieht, ist nicht von Adam, sondern von Buddha in den Berg getreten worden. Es ist schwer, hierüber zu entscheiden.

Der Baum, unter welchem die Feste des Buddha gefeiert werden, heißt Bogaha, eine besondere Art indischen Feigenbaums. Buddha hat unter dessen Schatten geruhet, und deswegen werden alle Bäume dieser Art auf der Insel für heilig gehalten. Bei jedem sind eigene Leute angestellt, welche für sein Gedeihen Sorge tragen.

Die Priester werden in verschiedene Classen eingetheilt. Die vornehmsten sind die Tirinanxos, oder Priester des Buddha, die sämmtlich von dem Könige aus dem Adel des Landes gewählt werden. Ihre Person ist heilig, und der Gerichtsbarkeit des Königs von Kandi nicht unterworfen. Dagegen muß er sie in allen wichtigen Angelegenheiten um Rath fragen. Von jeder Art von Abgaben sind sie frei, und leben von den ihrem Orden gehörigen Gütern und von dem reichlichen Almosen der Gläubigen. Das von den Priestern gewählte geistliche Oberhaupt entscheidet in allen Religionsstreitigkeiten, und genießt, wie der ganze Orden, eine große Achtung, indem ihnen allen königliche Ehrenbezeugungen erwiesen werden. Alle Stände beugen sich vor ihnen. Wenn sie sich niedersetzen wollen, finden sie stets Stühle mit einem weißen Tuche bedeckt, und wohin sie gehen, wird das breite Ende eines Talipot-Blattes als Sonnenschirm vor ihnen hergetragen. Vorrechte, auf welche sonst nur der König Ansprüche hat. — Die Pflichten dieser Priester bestehen darin, die Tempel zu reinigen, und die Lampen vor dem Bilde Buddha's nicht verlöschen zu lassen. Alle Morgen müssen sie diese Bildsäulen mit Blumen bestreuen, auch Morgens und Abends Musik machen. Sie dürfen kein Fleisch anrühren, und nur Vegetabilien und Eier genießen. Jährlich müssen sie wenigstens drei Monate lang vom Hause entfernt seyn, um ihre Lehre weiter zu verbreiten. Ihre Kleidung besteht in einem gelben weiten Gewande, das über die linke Schulter zurückgeschlagen wird, und die rechte Brust und Schulter unbedeckt läßt. Buddha selbst wird in einem solchen Kleide abgebildet. So lange die Priester dem Orden angehören, müssen sie mäßig, und nicht nur im ehelosen Stande, sondern in völliger Enthaltsamkeit von dem andern Geschlechte leben; sie können aber in jedem Augenblicke freiwillig in die Welt zurücktreten, ohne deswegen von ihren Ordensbrüdern verachtet zu werden.

Für schändlich wird es nur gehalten, wenn sie wegen Verbrechen aus dem Orden gestoßen werden.

Die Tempel des Buddha sind zum Theil alte, ehrwürdige Ueberreste einer früheren Zeit, in welcher die Einwohner auf einer höheren Stufe der Cultur standen; ihre künstliche Bauart setzt Werkzeuge und Geschicklichkeit voraus, die den heutigen Singalesen fremd sind. Die neueren Tempel, die, nach der Zerstörung der älteren durch die Portugiesen, erbauet worden, unterscheiden sich auf den ersten Blick durch die rohere Form und schlechtere Construction.

In allen Tempeln des Buddha findet man sein Bildniß. Er wird in einer sitzenden Stellung, mit widernatürlich verschränkten Beinen abgebildet, welche Stellung zur Erweckung heiliger Betrachtungen und Abstractionen besonders geschickt seyn soll.

Die Tempel der Untergottheiten sind unansehnliche, von Lehm erbauete Gebäude, worin eine andere, von dem Volke wenig geachtete Classe von Priestern, die Koppuhs, den Dienst versieht. Das Innere dieser Tempel, Deovels genannt, ist mit vielen, zum Theil unanständigen, Bildern versehen.

Die dritte Classe der Priester sind die Jaddesen, Bettelmönche, Landstreicher und Aerzte, deren vorzüglichstes Geschäft in Geisterbeschwörungen besteht, wodurch sie auch ihren Unterhalt verdienen. Ihre Tempel, Kovels, gleichen den Deovels der Koppuhs.

Die Europäer beschuldigen die Bekenner dieser Religion eines fast gränzenlosen Aberglaubens. Fast alle Reisende erzählen eine Menge Mährchen, welche besonders die Singalesen für heilige Wahrheit halten. Der ursprüngliche Sinn ihrer frommen Geschichten und Legenden kann leicht, bei den Verfolgungen durch die, in ihrer Art eben

so abergläubigen, Portugiesen, verloren gegangen seyn. Ueberhaupt aber müssen Superstition und wunderliche Einbildungen bei einem Volke leicht Eingang finden, das täglich durch die furchtbarsten Naturerscheinungen in Angst gesetzt wird. Die Gewitter sind in den Gebirgen von Seilan schrecklicher, als irgendwo in der Welt, und die dunkeln Wälder werden von wilden Thieren aller Art bewohnt, deren Geheul sich mit dem Rollen des Donners vermischt, und selbst bei dem kaltblütigsten Europäer Schauder erregt. Rechnet man hierzu noch, daß die Bekehrungsart der Portugiesen, und die Geldgier der Holländer hier neue Schrecknisse erzeugte: so wird man sich kaum über die Ausschweifungen wundern, in welche die Phantasie dieses Volkes ausgebrochen ist. Die Singalesen leben in beständiger Furcht vor bösen Geistern, und diese hat sich seit ihrer Kindheit so sehr ihrer bemächtigt, daß, wenn sie auch in späterer Zeit durch die Europäer aufgeklärt werden, sie wohl in ruhigen Augenblicken über ihre Einbildungen lachen, aber bei der geringsten Veranlassung wieder durch dieselben übermeistert werden. Sie nehmen dann ihre Zuflucht zu den Geisterbeschwörern, deren Interesse die Unterhaltung des Aberglaubens erfordert.

Mit dem finstersten Aberglauben verträgt sich, in dem Kopfe eines Singalesen, gleichwohl eine ziemliche Gleichgültigkeit in Religionsangelegenheiten. Man hat sie über ihren Glauben spotten, und wenigstens ihre Untergötter verfluchen, auch wohl schlagen sehen. Fanatismus ist ein Laster, das der Singalese nicht kennt, um so verabscheuungswürdiger mußten ihm die Portugiesen durch denselben werden. Der Kandier ist strenger in Beobachtung der religiösen Vorschriften.

Neben dem Buddhaismus hat sich außer der muhammedanischen Religion auch die christliche, besonders an den Küsten, ziemlich ausgebreitet. Man findet viele Katholiken, welche von unwissenden Priestern, Nach-

kommen der Portugiesen, in den Ceremonien ih rer Kirche unterrichtet und dazu angehalten werden. Di Zahl der Protestanten ist noch größer, und man schät sie auf mehr als 240 000 Eingeborne; ihr Christenthu ist aber eben so wenig tief gegründet, denn neben Jesu Christum verehren sie, in aller Unschuld des Herzens, au den Buddha und andere herkömmliche Gottheiten. He North, der englische Gouverneur von Ceilan, frag einen Singalesen, welcher Religion er sey? Er erwi derte: ein Christ. — Und von welcher Secte? — E holländischer Christ. — Also glaubt ihr an Buddha? - Ja, gewiß. —

Die Holländer hatten gute Schulen errichtet, wori auch das Christenthum gelehrt wurde; die Engländer ha ben, aus Geiz, den Lehrern die Besoldung entzogen, dah die christlichen Institute in Verfall gerathen sind. *)

12.

Verfassung im Allgemeinen.

In politischer Hinsicht besteht die Insel aus drei Th len, deren jeder sich durch eine besondere Verfassung a zeichnet. Diese Theile sind:

1) Die Besitzungen der Europäer,

2) Das Königreich Kandi, und

3) Das Land der Wedassen.

*) S. Valentia's Reisen nach Indien, Ceilan, rothen Meere ꝛc. Weimar, im Verlage des Ind Compt. 1811.

Da diese einzelnen Staaten in der Abtheilung, welche der Topographie gewidmet ist, ausführlicher beschrieben werden, so müssen wir uns hier auf einige allgemeine Bemerkungen einschränken.

Die den Europäern unterworfenen Singalesen, so wie die noch freien Kandier, haben beide ihre Kasten oder Absonderung der Stände beibehalten, und verrathen sich schon dadurch als die Glieder eines Stammes, während die Wedas, eine seltsame Art roher Naturmenschen, ihrer ursprünglichen Gleichheit treu geblieben und ohne eigentliche Verfassung ein eigenes (vielleicht das Urvolk auf Ceilan) zu seyn scheinen.

Die Kasten-Eintheilung der Singalesen und Kandier mag ursprünglich von jener der Hindu's wenig verschieden gewesen seyn, jetzt aber weicht sie davon in einigen wesentlichen Puncten ab. Joinville sagt: „die Singalesen werden in vier Haupt-Kasten eingetheilt; nämlich in die der Könige oder Ragia; die der Braminen; der Belendes, und der Tchouderes (Tschulders);" und fügt hinzu: „die zwei erstgenannten Kasten existiren in Ceilan nicht." Ob sie ausgestorben oder vertrieben worden, oder welche Schicksale sie betroffen haben, darüber läßt er den Leser im Dunkeln. Knox ist hierüber klarer, aber seine Nachrichten sind zu alt, um über den jetzigen Zustand entscheiden zu können. Percival giebt die Hondrews (Hondru's) als die erste und vornehmste Kaste an, und nennt sie schlechtweg die Edelleute der Insel. Er folgt aber hierin, wie in vielen Stücken, wo er nicht Gelegenheit hatte, sich an Ort und Stelle genau zu unterrichten, dem ehrlichen Knox. Da Joinville offenbar tiefer nachgeforscht hat, und uns auch den Auszug einer Abhandlung über die Kaste der Salé's oder Chalias, (Tschalias), von einem gelehrten Singalesen, in der Uebersetzung mittheilt: so schei-

nen seine Angaben, bis jetzt wenigstens, den meisten Glauben zu verdienen. Nach ihm folgen in Kandi die Kasten in nachstehender Ordnung.

Den ersten Rang behaupten die Vellale oder Goi-Manse, welches letztere Wort Ackerherr bedeutet. Sie sind demnach die Güterbesitzer. Sie allein bekleiden die vornehmsten Staatsämter, und aus ihnen werden auch die Priester des Buddha genommen. Auf diese folgen die Karaves oder Fischer, denen aber die Challias den Rang streitig machen. Die Challias waren ursprünglich Braminen und Zeuchfabrikanten, wurden nachher Ackersleute, und unter den Portugiesen Zimmelstoßer, welches sie auch noch sind. Uebrigens ist ihre Kaste sehr vornehm, und sie zählen Könige unter ihren Ahnen. Dann folgen die Jagrogors, welche aus dem Cocosbaume, dem Kitul und Talgaha schwarzen Zucker bereiten. — Die Hounas sind Leimsieder. — Die Narvandana arbeiten in Gold, Silber, Kupfer und Eisen. — Die Sourave oder Dourave bereiten den Rack; sie werden von den Europäern Shandos genannt. — Die weiteren Kasten sind: die Radave oder Wäscher der ersten Classe, die für die obern Kasten waschen; die Kinnayas oder Fächermacher; die Jamal[...] die in den Eisenbergwerken arbeiten; die Rabeas od[er] Wäscher der zweiten Classe; die Bereveïas oder Mu[-]sikanten und Trommelschläger; die Ollias, Tänzer u[nd] Possenreißer; die Paduas oder Lastträger, und die Gal[-]gane Palleas oder Gassenkehrer. Den Beschluß die[ser] wunderlichen Rangordnung machen die Rodias, die le[tzte] und verachtetste Kaste. Diese sind eine unglückliche Ra[ce] von Verstoßenen, die kein Gewerbe und keinen Han[del] treiben dürfen, und kümmerlich ihren Unterhalt erbett[eln] müssen. Keinem, außer den Genossen ihres Elends, d[ür-]fen sie zu nahe kommen, denn ihre Berührung wird

entehrend gehalten; sogar leblose Gegenstände, die sie anfassen, werden als verflucht angesehen. Vor jedem ehrlichen Manne aus den andern Kasten müssen sie sich, wie Sclaven vor Königen, kriechend in den Staub werfen, und können nie, auch durch das musterhafteste Betragen, sich wieder aus diesem Zustande der Verworfenheit erheben; der Fluch, der auf ihnen ruht, erbt sogar auf ihre Kinder und Kindeskinder fort. Gleich als hätte die Natur diese Unglücklichen, die von jedem Genuß des Lebens ausgeschlossen sind, auf irgend eine Art entschädigen wollen, gab sie ihnen die schönsten Weiber, die auf Seilan angetroffen werden, und durch dieses Geschenk machte sie es möglich, daß ihr Blut, wenigstens in ihren Töchtern, wieder zu Ehren kommen kann. Denn die schönen Weiber werden ihnen bisweilen gewaltsam entrissen, und in die Harems der Großen gesteckt, deren Sinne diesmal ihren Verstand so weit aufgeklärt haben, daß sie sich durch die Berührung eines Weibes aus der Kaste der Rodias nicht für verunreiniget halten; wohl aber würde eine Singalesin, die einem Rodias zu nahe käme, nicht nur ehrlos werden, sondern auch das Leben verwirken. — Zur Entschuldigung der grausamen Verachtung, welche die Bewohner von Ceilan gegen die Rodias ausüben, führen sie an, daß dieselben einst, d. i. vor Jahrhunderten, als Jäger im Dienste des Königs gestanden, und ihm einmal Menschenfleisch, statt Wildpret, vorgesetzt hätten. Diese schauderhafte That sey entdeckt worden, und zur gerechten Strafe hätte der König sie und alle ihre Nachkommen zu dem Zustande der niedrigsten Verworfenheit verurtheilt. So unmenschlich diese Entschuldigung ist, so wollen wir doch die Singalesen deswegen nicht zu hart beurtheilen. Es gab Bekenner der menschenfreundlichsten Religion, welche die Juden verbrannten, weil ihre Vorfahren Christum gekreuzigt hatten.

Die Kasteneinrichtung in Seilan erhält sich unverrückt in Kandi, indem der Sohn das Gewerbe seines Vaters fortsetzt, und nie seine Braut aus einer höheren Kaste nehmen darf. Dem Ehrgeiz, wie der Liebe der Jünglinge, sind dadurch unübersteigliche Gränzen gesetzt; und die Talente werden der Natur zum Trotz, die sie nach ihren Launen vertheilt, wie ein Familienerbstück, und als sächliches Eigenthum vom Vater auf den Sohn übertragen.

Es giebt keine Kaste der Krieger, vielmehr sind alle Unterthanen des Königs von Kandi zu seiner und des Vaterlandes Vertheidigung verpflichtet.

Jede Kaste hat ihre eigenen Gesetze, Sitten und Kleider, und sehr genau sind die Ehrenbezeugungen bestimmt, welche eine der andern zu erweisen verbunden ist.

Die Singalesen in den europäischen Besitzungen haben im Allgemeinen die angeführte Ordnung der Stände beibehalten; doch wird sie bei ihnen weniger strenge beobachtet, wozu die vielen Fremden und die verwickelten Geschäfte, in welche sie mit diesen stehen, am meisten beigetragen haben.

Es wird hier der schicklichste Ort seyn, einige Züg anzugeben, wodurch sich die Singalesen der Küste, vo den Kandiern im Innern der Insel unterscheiden. Pe cival behauptet, daß es gleich auf den ersten Blick un möglich sey, beide mit einander zu verwechseln. Der Ka dier gehet aufrecht und gerade, sein Blick ist trotzi seine Miene vornehm, und in seinem ganzen Wesen der Stolz der Unabhängigkeit sichtbar; dahingegen das b scheidene, nachgebende Betragen der Küsten-Singal sen und die geduldige, oder vielmehr verächtliche Erg bung in allen ihren Zügen abgedruckt ist, und den Z

stand der Unterjochung verräth, in welchem sie schmachten müssen.

Die Kandier sind stolz und feierlich in ihrem Betragen, und dabei zugleich artiger und gefälliger, aber auch listiger als der gemeine Singalese in den Ebenen. Ihr schöner und größerer Körperbau hat durch die frühe Gewohnheit, stets die Waffen zu tragen, und an den gefährlichsten Posten Wache zu halten, ein kriegerisches Ansehen erhalten, und dieses, verbunden mit dem Trotz der Unabhängigkeit, giebt allen ihren Zügen einen hervorstechenden, kräftigen Character. Die Singalesen im Gegentheil sind sanft, wohlwollend und frei von allen hinterlistigen Ränken, die dem freien Kandier angehören. Bei einer weniger angenehmen Gestalt, und mit weniger gefälligen Manieren, sind ihre Herzen besser und ihre Tugenden humaner. Ihr etwas weibischer, furchtsamer Blick, eine Folge ihrer Unterwerfung unter ein fremdes Joch, macht sie in den Augen des Kandiers verächtlich, der nur der Sclave seines eigenen Fürsten seyn will, und es für Verworfenheit hält, diese natürlichen Rechte gegen Frieden, Cultur und fremden Schutz zu vertauschen.

Auch in der Kleidung unterscheiden sich die beiden Völkerstämme. Bei der geringen Classe ist dies zwar weniger der Fall; die Edelleute der Singalesen aber haben eine ganz eigene Tracht, wobei der asiatische mit dem alt-europäischen Geschmack vereinigt zu seyn scheint. *) Ihre Kleidung besteht in einem langen, weiten Rock von feinem, dunkelblauen oder carmesinfarbenen Tuche, der seiner ganzen Länge nach bis hinunter mit Knöpfen besetzt ist, und lange weite Aermelaufschläge hat, wie man sie zu Ludwigs XIV. Zeiten in Europa zu tragen pflegte.

*) Percival a. a. O.

Die Knopflöcher sind reich mit Gold oder Silber gestickt, und die Knöpfe selbst entweder mit Tressen bedeckt, oder ebenfalls gestickt. Die Westen von weißem, geblümten Kaliko, haben große Taschen, und reichen bis an die Knie. Statt der Hosen tragen sie ein Stück von weißem oder bunten Kaliko um den Leib geschlagen, und zwischen den Beinen wieder zusammengezogen, welches wie weite Schifferhosen aussieht. Ueber die Schultern hängt ein breites Band von goldenen oder silbernen Tressen, und daran ein reich verzierter, gekrümmter Säbel oder Dolch. An den Füßen tragen sie Sandalen, oder gehen noch häufiger barfuß. Ihre Hüte gleichen den preußischen Füselierhüten; sie sind vorn und hinten aufgeklappt, und der Rand an den Seiten ist abgeschnitten. Auch hier darf eine reiche Stickerei nicht fehlen. Die ungeheuern Ohrringe sind ein sehr lästiger Schmuck.

Der Anzug der Kandier ist bereits oben angegeben worden. Wir tragen hier nur noch einige Eigenheiten nach. Die Mütze oder Turban hat eine ganz eigenthümliche Form: sie ist oben breit und flach, wird gegen unten hin immer enger, und ist mit Stärke aus Reiß gesteift. Alle tragen Ringe an den Fingern, aber keine in den Ohren, weil der König, zum Beweise seiner Souverainetät, solche verboten hat.

Die Singalesen und Kandier haben durchaus keinen Verkehr mit einander, daher sich nothwendig der ursprüngliche Character der ersteren, durch den Umgang mit ihren Gebietern, und den fremden handelnden Nationen, immer mehr verwischen muß. Beide leben übrigens unter dem Druck einer despotischen Verfassung, und die Tyrannei des Königs von Kandi hat nur den Vorzug, daß sie auf alt hergebrachter Gewohnheit beruht, und das Volk bei seinen Vorurtheilen erhält, während die der Europäer die Singalesen zwar mit den Vorzügen

der Cultur, aber auch mit neuen Leiden und neuen Fesseln bekannt macht. Die wahre Freiheit ist allen gleich fremd, und überhaupt kein Geschenk der Natur und des Zufalls: sie kann nur, nach vielfältiger Qual, durch Tugenden und Einsicht, errungen werden; und diejenige Verfassung wird für die Bewohner von Ceilan, wie für alle Völker, die beste seyn, welche sie, selbst beim Mangel der Freiheit, auf dem kürzesten Wege der Weisheit entgegen führt.

13.

Topographie von Ceilan.

Wir haben die Eintheilung in drei Provinzen bereits angegeben, und wollen sie nun einzeln näher kennen lernen.

I. Europäische Besitzungen.

Die Europäer haben nach und nach alle Küsten von Ceilan erobert; ihre Besitzungen umschließen daher, wie in einem Kreise, die Länder des Königs von Kandi und das Gebiet der Weda's. Nach der Natur des Bodens geht das Eigenthum der Engländer bald mehr, bald minder weit in das Land hinein. Der ganze nördliche Theil der Insel gehört ihnen, an den andern Küsten aber sind ihre Besitzungen in einigen Districten kaum zwei teutsche Meilen breit, an andern zwölf, und gränzen durch hohe Gebirge und unwegsame Wälder an das Königreich Kandi. Die Europäer haben die alte Eintheilung der Provinzen, in Korles oder Districte, beibehalten, und denselben zum Theil eingeborne Vorgesetzte gelassen. Das brittische Gouvernement von Ceilan, an dessen Spitze

ein Gouverneur steht, war sonst mit der Präsidentschaft Madras verbunden. Jetzt steht der Gouverneur unmittelbar unter dem brittischen Gouvernement, und nicht mehr unter der Hoheit der Ostindischen Compagnie. — Da der König von Kandi den Europäern den Durchgang durch seine Staaten verweigert, so ist die Communication der verschiedenen Haven- und Garnisonplätze dadurch erschwert. Von Trinkomale geht sonach der Weg nach Kolombo durch den nördlichen Theil, längs der Westküste hin, und beträgt wenigstens das Doppelte der geraden Richtung.

Kolumbo, an der westlichen Küste, (7° 4' N. B. und 79° ö. L. Mer. v. Greenw.) die Hauptstadt der brittischen Besitzungen, ist die größte und schönste Stadt auf Seilan, und auf europäische Art gebaut. Bei der Ankunft der Portugiesen war sie der Sitz des inländischen Königs. Sie ist von den Portugiesen nach einem regelmäßigen Plane neu angelegt, und von den Holländern verschönert worden. Zwei Hauptstraßen, die sich in einem rechten Winkel durchkreuzen, und durch die ganze Ausdehnung der Stadt hinziehen, theilen sie in vier fast gleiche Quartiere. Mit diesen Hauptstraßen laufen die andern parallel und werden durch Seitengassen verbunden. Es giebt einzelne schöne Häuser, die meisten sind jedoch nur ein Stock hoch und alle mit einem blendend weißen Kalk übertüncht, der den Augen wehe thut. Der Pallast des Gouverneurs ist ein weitläuftiges Gebäude, und mehr bequem als geschmackvoll. — Die Häuser haben insgesammt Glasfenster, welches in den andern brittisch-ostindischen Besitzungen nicht der Fall ist, indem man sich dort mit Laden und Jalousieen begnügt. Vor jedem Hause befindet sich ein, von den Seiten offener, mit einem Dache bedeckter Platz, Verandah genannt, auf welchem sich dessen Bewohner versammeln, um im Schatten jeden vom Meere herwehenden Lufthauch zu genießen. Außerdem gewährt eine dop

pelte Reihe von Bäumen auf jeder Seite der Straße Schutz gegen die brennende Sonne. Das Innere der Häuser sieht sich in Allem ziemlich gleich, und besteht aus zwei Sälen und einigen Seitengemächern. Im Hof befindet sich die hintere Verandah, und die Wohnung der Dienstboten. Die Dächer sind von Ziegeln, werden aber durch die Raben und Affen *) so sehr beschädigt, daß es beim Regen schwer ist, einen trocknen Winkel im Hause zu finden.

Der Pettah, oder die schwarze Stadt, d. i. derjenige Theil, welcher vorzüglich von den Indiern bewohnt wird, zeichnet sich, vor andern ähnlichen Etablissements in Indien, durch Größe und bessere Bauart aus, und besteht aus zwei Theilen. Das am Haven liegende Quartier hat eine sehr breite und lange Straße, und viele schöne Häuser, die von Holländern bewohnt werden. Das andere Quartier ist unregelmäßig. In beiden findet man zahllose Buden, die mit Vegetabilien aller Art, getrockneten Fischen und Obst versehen sind. Auch leben hier die meisten Handwerker und Künstler, besonders die Goldarbeiter, die Fabrikanten und Leute, die mit kostbaren Steinen handeln. Der an der See liegende Fischmarkt in dem Pettah gewährt durch das immerwährende Gewühl der Menschen einen unterhaltenden Anblick. Man findet hier stets Fische aus dem Meere, aus den Seen und Flüssen in unendlicher Menge.

Das Fort, welches die Stadt beschützt, ist sehr stark, und mit acht Hauptbasteien versehen. Es liegen hier gewöhnlich 3 bis 4 Bataillons, und diese Truppen sind kaum

*) Vor den räuberischen Affen, die hier wild umher laufen, muß man alle Lebensmittel sorgfältig in Acht nehmen; sie schleichen sich mit großer Schlauheit in die Häuser, und sehen, was sie erhaschen können, wobei sie oft mehr Witz zeigen, als die Menschen, und diese mit possierlichen Mienen verspotten.

hinreichend zum Dienst in den ausgedehnten Werken. Auf der Südseite ist die Brandung so hoch und das Ufer so felsig, daß kein Feind sich ohne die größte Gefahr nahen kann. Ueberhaupt ist der Ort durch seine Lage ungemein fest, und hätte, ohne die unverzeihliche Nachlässigkeit der Holländer, nie eine so leichte Eroberung für die Britten werden können. Eine Menge Flüsse durchschneiden das Terrain der umliegenden Gegend, Schluchten und Wälder decken die Zugänge, und der Stadt selbst, die größtentheils vom Meere umflossen ist, kann man sich nur auf einem schmalen Landstriche nähern, der von mehreren Batterieen kreuzweise bestrichen wird. Von der Seeseite aber ist die Landung durch die Batterieen des Forts, das auf einer Halbinsel liegt, hinlänglich gedeckt. Gleichwohl ergaben sich die Holländer sogleich bei der Annäherung der Engländer.

Das Wasser in den Brunnen der Stadt ist salzig und ungesund; daher lassen die Europäer für sich Wasser aus Brunnen, die ungefähr eine Viertheil teutsche Meile vom Fort entfernt sind, durch Neger holen. Hierzu bedient man sich lederner Schläuche, Pukkali, welche mit dem Getränk gefüllt, und auch bei Märschen der Truppen von den Negern nachgetragen werden.

Der Haven von Kolumbo ist eine offene Rhede, die nur vom December bis zum April den Schiffen Sicherheit gewährt, in den übrigen Monaten aber, der furchtbaren Monsunsstürme wegen, nicht benutzt werden kann. Dadurch wird Kolumbo acht Monate des Jahrs von allem Verkehr zur See abgeschnitten, und kann die Handelsgeschäfte nur auf dem langen Landwege um die Insel herum fortsetzen. Gleichwohl ist hier der Stapelplatz des ganzen Ceilanischen Handels. Hier befinden sich die reichen Zimmtniederlagen, die Europa mit diesem Gewürz versehen, und hier hat sich auch die Industrie am weite

sten verbreitet. In der Nachbarschaft der Stadt und an der ganzen westlichen Küste von Ceilan wird viel Arrac destillirt, und von Kolumbo aus nach Madras und Bombay versendet, woher man als Rückfracht Reiß und andere Lebensmittel bezieht. Auch werden hier eine Menge Seile und Tauwerk aus Cocosfasern fabricirt, und die englischen Fahrzeuge in den indischen Gewässern damit versehen. Die Malabaren und Neger führen viele, weniger bedeutende, Handelsartikel aus, als: Betelblätter, die den Seefahrern so nothwendig geworden sind, als uns der Tabak, Arekanüsse, Jaggery oder schwarzen Palmenzucker, Cocosnüsse und Oel, Honig, Wachs, Kardemomen, Korallen, Elfenbein, Obst ꝛc. Eingeführt werden dagegen: grobe, baumwollene Zeuche und Kattune, Kalikos, gemalte oder gedruckte Leinewand für die Frauen, grobe Mousseline, Schnupftücher, Strümpfe, Porzellan, Glaswaaren, Zinn, Kupfer und allerlei kleine Waaren. Von allen ein- und ausgeführten Artikeln werden 5 Procent an die Regierung entrichtet. Jährlich, gewöhnlich im Februar, kommt ein portugiesisches oder chinesisches Schiff von Makao nach Kolumbo, das mit Thee, Zucker, Confect, Schinken, Seidenzeuchen, Sammt, Nankin, Sonnenschirmen, Strohhüten, Porzellan, u. dgl. befrachtet ist. Ein solches Schiff setzt seine Waaren sehr schnell, und nur gegen baares Geld ab.

Kolumbo ist der Sitz des Gouverneurs von Ceilan, und der Obergerichtshof, unter welchem die Landgerichte, deren Präsident der commandirende Officier ist, in den andern Ortschaften der Insel stehen. Man findet hier auch ein großes Militärhospital und ein gut organisirtes Waisenhaus, das den Holländern seine Entstehung verdankt. Auch giebt es hier, nach dem Berichte des Lord Valencia, eine Academie.

Die Stadt ist eine der volkreichsten in ganz Indien, und vielleicht giebt es keine Stadt in der Welt, in welcher man einen solchen bunten Zusammenfluß von Menschen aller Nationen, die in allen Zungen sprechen, findet. Außer den Europäern und Singalesen giebt es hier Neger aller Art, unter denen viele Kaffern, und aus andern afrikanischen Gegenden, Malabaren, Burmanen, Siamer, Malajen, Hindu's, Chinesen, Perser, Araber, Türken, Malediver, Javaner und Bewohner aller andern asiatischen Inseln; nicht zu gedenken der vielen, aus der Vermischung dieser Nationen entstandenen Mittelrassen, als: schwarze Portugiesen, Buganesen (eine Vermischung von Afrikanern und Asiaten) ꝛc. ꝛc. — Um sich einander verständlich zu machen, haben diese verschiedenen Völkerstämme eine eigene Sprache erfunden, gewöhnlich die Indianisch-Portugiesische genannt, die eine barbarische Mundart ist, und nicht nur verdorben portugiesische und indische Wörter und Redensarten enthält, sondern aus einem wunderlichen Gemisch aller Sprachen besteht, unter welchen man asiatische, afrikanische und europäische bemerkt; unter den letzteren ist auch die französische zur Bildung dieses Kauderwelsch geplündert worden.

Die Gesellschaft der Europäer in Kolumbo ist ziemlich zahlreich, und leidet an Unterhaltung keinen Mangel. Unter den Beamten finden sich mehrere Männer von Talent und Kenntnissen. *)

Die umliegende Gegend von Kolumbo ist die schönste und cultivirteste der Insel. Mehrere der vielen Landhäuser,

*) Ein Herr Tolfrey, der mehrere Stellen bekleidet, und vollkommen Meister der singalesischen Sprache ist, beschäftigt sich jetzt mit einer singalesischen Grammatik, mit deren Hülfe sich Aufschlüsse über die Bücher dieses Volkes erwarten lassen.

von Europäern angelegt, haben an dem Ufer des breiten Mutwal (des größten Armes des Muliwaddy) eine bezaubernde Lage; auch findet man hier die größten Reißfelder, Zimmetplantagen und Cocoswälder, welche den Fuß der hohen Gebirge umkränzen. Eine üppige Vegetation neben dem brausenden Meer und den stolzen Gebirgen giebt hier den Landschaften einen unendlichen Reiz, der sich glänzend in dem Spiegel der Gewässer wiederholt, und besonders in der schönen Jahreszeit einen Anblick gewährt, bei dem man es begreiflich findet, daß die Menschen auf Ceilan das alte Paradies entdeckt zu haben glaubten.

Wir wollen nun die Hauptstadt verlassen und eine Reise um die Insel machen, um auch die andern Gegenden der brittischen Besitzungen kennen zu lernen.

Der nächste bedeutende Ort, wenn man von Kolumbo an der Westküste gegen Norden hinauf reis't, ist Negumbo, zwei teutsche Meilen von Kolumbo entfernt, das größte und volkreichste Dorf auf der Insel, das von einem Fort beschützt wird; es hat eine eben so gesunde, als romantische Lage; daher auch mehrere holländische Familien sich hier angesiedelt haben. Ihre Häuser und Gärten liegen in entzückenden Hainen von Cocosbäumen. Der Zimmt gedeiht vortrefflich. Negumbo hat einen großen Fischmarkt, und versorgt auch Kolumbo damit. Die Lage ist vortheilhaft für den innern Handel; ein Arm des Muliwaddy ergießt sich hier ins Meer und bildet einen Haven für kleine Fahrzeuge. Auf dem Flusse werden die Waaren nach der Hauptstadt geführt. — Das Fort ist unbedeutend, und wird nur durch einen Erdwall vertheidigt. — Es soll ehedem dicht an der See gelegen haben, wovon es jetzt einige 100 Ellen entfernt ist, indem die See hier, wie überhaupt auf der Westküste der Insel, immer weiter vom Lande zurücktritt, während sie an der Ostküste Land gewinnt.

Dschilow (Cheellow oder Chilou), ein Dorf mit einem unbedeutenden Fort, ist in den neuesten Zeiten dadurch berühmt worden, daß es von 3000 Kandiern belagert wurde, und sich mit 60 Sipoy's, oder Malaiischen Soldaten, die von einem englischen Civilbeamten angeführt wurden, gegen die Belagerer hartnäckig vertheidigte, bis ein Entsatz von Negumbo ankam und die Kandier verjagte. Es ist hier eine Hauptniederlage von Salz.

Das Dorf Putallom (Pootelam) ist wegen seiner Salzwerke merkwürdig. Von hier aus versahen die Holländer das Königreich Kandi mit Salz, und hatten dadurch ein wirksames Mittel in Händen, den König zu züchtigen, wenn sie ihm dies nothwendige Lebensmittel nicht zukommen ließen. Die Engländer haben die Fabrik sehr vernachlässiget. — Die Garnison besteht aus 60 Malajen. — Das Land umher ist eben und morastig, folglich äußerst ungesund. Gegen das herrschende Sumpffieber soll China und Opium das beste Mittel seyn; es fehlt aber oft an China, und die Europäer vertrauen sich dann wohl den inländischen Aerzten an. —

In dem Dorfe Arippo, an der Bai von Kondatschy, wohnen die Civil- und Militärbeamten, welche über die Perlenfischerei die Aufsicht haben. Der englische Gouverneur, Herr North, hat in dieser wüsten Gegend ein prächtiges Haus nach Dorischer Bauart errichten lassen, das 4000 Pfund Sterling gekostet hat. Während der Dauer der Fischerei ist es hier sehr lebhaft, wie wir bereits oben erwähnt haben.

Die Insel Manaar bringt kein Korn hervor, ist aber reich an Cocosbäumen und Palmen; sie dient zur Communication mit dem festen Lande. Von Ceilan ist sie durch einen schmalen Canal getrennt, der bisweilen in der trocknen Jahrszeit durchwatet werden kann und zum

Theil ganz austrocknet; von Ramisuram, auf der Küste von Koromandel, ist sie nur 12 bis 15 Seemeilen entfernt. Ob nun gleich diese Meerenge, wegen der vielen Sandbänke, (der sogenannten Adamsbrücke) von großen Schiffen nicht befahren werden kann, so befördern doch kleine Fahrzeuge den Handel zwischen Ceilan und dem Continente. Ein Boot zur Ueberfahrt nach dem Continente wird für 20 bis 25 Thaler gemiethet. Das Fort Manaar ist sehr stark und hat steinerne Wälle. Die Wege an der Westküste sind größten Theils beschwerlich, und zwischen Negumbo nach Manaar oft nichts als Fußpfade durch dichte Wälder, die sich bis an die Ufer des Meeres erstrecken, und von wilden Thieren bewohnt werden.

Den nördlichsten Theil der Insel bildet der District von Jaffnapatnam (Dschaffnapatam), der für den gesundesten der Insel gehalten wird, indem die in Indien erstickenden Landwinde, während sie übers Meer wehen, abgekühlt werden, ehe sie Ceilan erreichen. Auch zeigt das frische Grün der Felder hier den wohlthätigen Einfluß des milderen Klima's. Baumfrüchte, Vegetabilien aller Art, Wildpret und Geflügel giebt es in Menge, daher die Lebensmittel ungemein wohlfeil sind. Zimmet und Pfeffer sind von geringerer Güte, als in dem südwestlichen Theil der Insel. Der Haupttheil dieses Districtes besteht aus einer Halbinsel *), die durch einen Arm des Meeres von dem Lande getrennt wird. Jaffnapatnam war sonst ein eigenes Königreich, das von einem inländischen Fürsten regiert wurde. Hier liegen das Fort und die Stadt Jaffna, einige englische Meilen vom Meere entfernt, an einem schiffbaren Fluß, der bei der Spitze Pedro, wo er einen Haven bildet, ins Meer fällt. Das Fort von Jaffna ist klein, aber gut

*) Auf Arrowsmith's Charte ist es eine Insel.

gebaut; der Pettah, oder die schwarze Stadt beträchtlich. Die größere Anzahl der Einwohner besteht nicht aus Singalesen, sondern ist mohrischer Abkunft; sie theilen sich in verschiedene Stämme, die durch die Benennungen: Lubbahs, Mopleys, Gittyl und Cholias, von einander unterschieden werden. Es giebt hier Baumwollenzeuchfabriken, und zwar, einige wenige in Kolumbo ausgenommen, die einzigen auf Ceilan, viele Handwerker, Goldschmiede, Juweliere, Tischler u. a., die sehr geschickt sind; unter ihnen zeichnen sich vorzüglich die schwarzen Portugiesen durch schöne und künstliche Arbeit aus.

Zu dem Districte Jaffna gehören die nordwestlich liegenden Inseln, denen die Holländer die Namen ihrer Städte, Amsterdam, Rotterdam, Leyden, Haarlem, Middelburg und Delft gegeben haben. Sie sind der Pferdezucht wegen wichtig, wozu sie sich durch die vorzüglichen Weiden besser, als ein anderer Theil der Insel schicken. Die Stutereien sind ein Eigenthum der Regierung.

Auf dem halben Wege von Jaffna nach Trinkomale, an der östlichen Küste, liegt das Fort Malativoe, das zur Unterhaltung der Verbindung beider eben genannter Städte angelegt ist; die Einwohner des nahe[n] Dorfes ernähren sich vorzüglich vom Fischfang, und ve[r]sorgen mit ihrer Beute die Stadt Trinkomale. De[r] Haven ist unbedeutend. Die Jagd kann nirgends ergie[]biger seyn, als in den nahen Wäldern, die mit Wildpr[et] aller Art angefüllt sind. Percival rühmt die romant[i]sche Lage von Malativoe als entzückend.

Auf dem weiteren Wege nach Trinkomale ist [di]e Küste durchaus frei, und man sieht fast nichts, als u[n]ermeßliche Waldungen, die sich weit in das Meer erstr[ec]ken. In diesen Wäldern wohnen die wilden Weda's.

Trinkomale liegt am Eingange einer Bai, und ist durch Natur und Kunst sehr fest. Der Umfang der Stadt ist größer, als der von Kolumbo, sie ist aber weniger angebaut, und auch bei weitem nicht so volkreich. Ein Theil der Stadt liegt dicht am Meere auf einer Anhöhe, die noch mit Wald bewachsen ist, in welchem wilde Thiere hausen; daher dieses Quartier auch wenig bewohnt wird. Selbst die Ebene ist nicht gehörig gelichtet, und Berge, Wälder und Moräste machen die Gegend zur ungesundesten der ganzen Insel. Es ist hier Alles wilde rohe Natur. — Das Fort ist fest, und bestreicht die vorzüglichsten Baien, besonders aber die Einfahrt in den großen Haven oder die innere Bai, welche ganz mit Land umgeben, und hinreichend tief und groß ist, um über 200 der größten Schiffe aufzunehmen, die hier zu jeder Jahreszeit Schutz gegen die verheerenden Monsuns finden.

Ein anderes Fort Osterburg, auf einem in die See hervorragenden Felsen, bestreicht gleichfalls den Haven. Durch diese Lage wird Trinkomale einer der wichtigsten Plätze für die, in den ostindischen Gewässern herrschende Nation, indem außer Bombay kein Haven im Busen von Bengalen den Schiffen diese Sicherheit gewährt. — Der Handel von Trinkomale ist, im Vergleich mit Kolumbo, sehr unbedeutend, indem der unfruchtbare, oder vielmehr unbebaute Boden keine Erzeugnisse liefert, die den Waarentausch befördern könnten. Und doch giebt die glückliche Lage der Stadt Anspruch, eine der reichsten Niederlagen des ostindischen Handels zu werden. Das Klima und die Wildheit der Natur haben bisher kein Reiz zu Ansiedelungen seyn können. Und was sollte den Kaufmann nach wüsten, waarenlosen Gegenden locken? Nur die Politik kann hier Leben und Betriebsamkeit erschaffen, und sie ist allerdings dabei interessirt, selbst mit anfänglichen Aufopferungen, die Cultur des Landes zu

befördern. Durch Austrocknung der Moräste, und Lichtung der Wälder wird die Luft weniger heiß und ungesund werden. Der den Wäldern entrissene Boden kann alsdann zum Anbau der, auf der Insel einheimischen, oder auch fremden Gewächse benutzt werden, und wenn das Land Früchte hervorbringt, so wird auch der Handel sich hier niederlassen.

Der übrige Theil der östlichen Küste ist der wildeste und unfruchtbarste der Insel. Die schlechten Wege und die Tiger, Leoparden, Elephanten, Bären, wilden Schweine und wilden Büffel können die Neugierde der Reisenden nicht reizen, mit Lebensgefahr eine unbebaute, menschenleere Gegend zu durchbrechen. Die Eingalesen haben selten Unerschrockenheit genug, sich hier anzusiedeln; die einzigen Bewohner dieser Gegend sind die Weda's, die eben so wild als die Thiere sind. Batacolo, ein unbedeutendes Fort, ist demnach das letzte europäische Etablissement auf dieser Küste. Das Merkwürdigste des Orts ist seine romantische Lage. Die grotesken Felsen, welche die übrigens sichere Küste bilden, haben von ihrer Gestalt eigene Namen erhalten, als die Mönchskappe, der Elephant, die Pagode rc., und sind den Schiffern, die ihr vorbeisegeln, bekannt. Von hier nach Matura, im Süden der Insel, reis't man nur zur See, weil der Landweg, der wilden Thiere wegen, gefährlich ist.

Matura, ein kleines Fort mit einem Dorfe, liegt ebenfalls in einer wilden Gegend, doch sind die Lebensmittel und besonders das Wildpret wohlfeil, und in Menge vorhanden. In einiger Entfernung liegt das Cap Dondra, die südlichste Spitze der Insel. In der Gegend von Matura giebt es die meisten Elephanten, und hier werden auch vorzüglich die großen Jagden angestellt, die wir oben beschrieben haben.

Sechs Meilen von Matura liegt Point de Galle, welche in Rücksicht ihrer Wichtigkeit für die dritte Stadt von Ceilan gehalten wird, aber in Rücksicht der Bevölkerung und des Handels den Rang unmittelbar nach Kolumbo einnimmt. Die äußere Rhede kann eine große Anzahl Schiffe aufnehmen, und der innere Haven gewährt den größten Theil des Jahres hinlängliche Sicherheit; doch müssen die Schiffe gewisse Winde abwarten, ehe sie auslaufen können.*) Der ansehnliche Pettah, so wie das Fort, haben schönere Häuser als Trinkomale. Der vorzüglichste Erwerbszweig der Einwohner ist die Fischerei, die hier ins Große getrieben wird. Außer den Fischen gehören Arrak, Oel, Pfeffer, Baumwolle und Kardemomen zu den Ausfuhr-Artikeln. Auch Zimmt wird gewonnen, zwar in geringerer Menge, aber von gleicher Qualität, als zu Kolumbo. Die von Europa kommenden Schiffe, welche Cap Dondre zuerst zu Gesicht bekommen, laufen gewöhnlich in diesen Haven der Insel ein, und gehen dann erst nach Kolumbo.

Die Gegend von Point de Galle bis nach Kolumbo ist der schönste, wahrhaft paradiesische Theil der Insel, in welchem auch der Anbau des Landes am meisten ausgebreitet und am lohnendsten ist. Die reichsten Reißfelder, die einträglichsten Zimmetgärten und liebliche Cocoswälder schmücken hier ein üppiges, malerisches Land, das mannichfach von schiffbaren Strömen durchschnitten wird. Auch fühlt man hier nichts von der drückenden Schwüle, welche in allen andern Gegenden Indiens die Europäer betäubt, und zur trägen Unthätigkeit stimmt; vielmehr wird hier die Luft von Seewinden gekühlt, das Herz bleibt frisch, der Geist munter, und der Mensch kann, in regsamer Freudigkeit und Kraft, das Leben unter dem schönen

*) Nach Percival. — Lord Valentia behauptet, daß der Haven zu jeder Jahreszeit vollkommen sicher sey.

Himmel genießen. Das Reisen ist daher ein wahrer Genuß, und die Europäer verweilen hier, von der Anmuth des Landes bezaubert, gewöhnlich länger als ihre Geschäfte es nothwendig machen. Auch sind die Straßen hier besser, als irgendwo auf der Insel, und von den herrlichsten Cocosbäumen eingefaßt, deren Früchte, wie ihr Schatten gleich labend sind.

Die merkwürdigsten Ortschaften auf dieser Küste sind:

Bentot, ein Dorf, in dessen Nähe die besten Austern von Ceilan gefischt werden.

Barbareen, ein kleines Dorf an der See, wo die meisten Tauwerke fabricirt und versendet werden.

Caltura, ein Fort an einem großen Arme des Muliwaddy, der hier beinahe eine viertel teutsche Meile breit ist, mit mehreren beträchtlichen Manufacturen. Vorzüglich wird Arrak aus Cocosnüssen gebrannt. Auch giebt es hier Zuckerplantagen und eine Rumbrennerei. Der hiesige Rum steht aber an Güte dem westindischen nach. Die Einwohner von Kolumbo machen oft Jagdpartieen nach Caltura, wo es viel und vortreffliches Wild giebt. Hier fangen die Zimmtgärten an, die sich bis nach der Hauptstadt erstrecken. Das Meer, die Esplanade mit dem außerhalb dem Fort gelegenen Dorfe, bilden eine romantische Landschaft, und machen Caltura zu einem der reizendsten Orte in der Welt. Der Fluß bespült das Fort von zwei Seiten, und ist für Boote, die in das Meer hinaus wollen, schiffbar. Die Anhöhe, auf welcher das Fort liegt, hängt über den Fluß herüber, und beherrscht eine weite malerische Aussicht. Das Fort ist jetzt verfallen, kann aber wegen seiner Lage zu einem sehr festen Posten gemacht werden.

Der schöne Weg von Caltura nach Kolumbo führt bei den Dörfern Pantura und Galkiest vorbei, durch

einen zusammenhängenden Lustwald, und die Straße gleicht einem breiten Spaziergange durch einen schattigen Garten.

Ehe wir die Beschreibung der europäischen Besitzungen beschließen, müssen wir unsern Leser noch etwas von der Administration sagen, worüber wir in der interessanten Reise des Lord Valentia einige merkwürdige Nachrichten finden.

Die Gerechtigkeit ward, nach dem Berichte des englischen Reisenden, unter den Holländern von eben so unwissenden als feilen Personen verwaltet. Die Gerichtshöfe waren mit Männern ohne Kenntniß, ohne Erziehung, ohne Character besetzt, die Niemand controllirte; ihre Aemter, wozu Zufall oder Bestechung sie befördert hatte, machten sie zu Richtern, obgleich sie der Auswurf des Landes waren. — Lord Valentia erzählt ein Beispiel von dem Leichtsinne dieser Gerichtspflege. Ein Mann wurde wegen eines geringen Verbrechens zu einjähriger Arbeit verurtheilt. Der Schreiber dieses Urtheils machte aus Versehen aus der 1 eine 10, und nun mußte der Unglückliche viertehalb Jahr diese Strafe leiden, bis er sich an den Gouverneur North wendete, der den Proceß revidiren ließ, wobei der Irrthum entdeckt wurde.

Auch die Gesetze der Holländer waren dem Wohlstande der Einwohner nachtheilig. So gestatteten sie nicht, daß das Erbe eines Vaters nach seinem Tode unter die Kinder getheilt werden durfte, sondern verordneten, daß diese das Gut gemeinschaftlich verwalten mußten. Man glaubte dadurch das Auswandern zu verhindern. Nicht weniger schädlich waren die Einschränkungen, die den Ackerbau verhinderten. Jetzt vertheilt das Gouvernement Land, und die Cultur breitet sich schnell aus. — Den Holländern aber war es mehr um Canel, als um den Wohlstand des Landes zu thun.

Eben die Ungerechtigkeit, die in der Justizverwaltung eingeführt war, herrschte auch in den andern Zweigen der Administration, und Erpressungen aller Art wurden ungestraft von den Civilbeamten ausgeübt. — Die Engländer führten nach der Eroberung das System von Madras ein, das in der Ausübung noch gewaltiger, zerstörender auf die Gebräuche und das Vermögen des Volks wirkte. Herr North soll zum Theil wieder die Einrichtungen der Holländer hergestellt, die räuberischen Beamten aber verjagt, und durch regelmäßige Besoldung und strenge Controlle der Beamten Ordnung und Gerechtigkeit befestigt haben. Ein großer Mißbrauch, den er abschaffte, bestand darin, daß er den Modeliars oder Aufsehern nicht mehr steuerfreies Land, statt der Besoldung, bewilligte. Die ärmeren Classen, die Land gegen Dienstleistung von den Modeliars nahmen, waren dadurch allen Bedrückungen ausgesetzt. — Die Gerichte werden jetzt unter dem Vorsitze eines europäischen Officiers gehalten, und ein ordentlicher Proceßgang ist eingeführt, wobei die Appellationen an das Obergericht in Kolumbo gehen. — Indessen sind auch wohl noch jetzt alle Gesetze und Einrichtungen dem allgemeinen Interesse der ostindischen Britten untergeordnet, das mehr kaufmännisch, als menschlich ist, und das, wenn hier der Ort wäre, es ausführlich zu schildern, fähig wäre, alle Ueberreste der teutschen Anglomanie zu vertilgen.

II. Königreich Kandi.

Als die Europäer zuerst auf Ceilan landeten, war die Insel in mehrere Fürstenthümer getheilt, welche jedoch, wie es scheint, unter der Oberherrschaft des Königs von Kandi standen. Dieser Lehnsverfassung wegen, die an die Verhältnisse im teutschen Reiche erinnerte, und weil die Titel nichts kosteten, wohl aber einträglich seyn konnten, begrüßten die Holländer diesen Souverain als Kaiser oder Oberkönig. Sein Ansehen unter den einheimischen Fürsten wurde auch bei den innern Händeln, wo die Europäer oft seine Alliirten waren, immer größer, er mußte jedoch diese Hülfe durch die Abtretung mehrerer Küstenprovinzen an die Portugiesen, und später an die Holländer, theuer genug erkaufen, bis er von den letzteren endlich, von allen Küsten verdrängt, in das Innere der Insel eingeschlossen wurde. Mehr als einmal sind die Europäer bis in die Hauptstadt Kandi gedrungen, und haben gehofft, dadurch Meister von ganz Ceilan zu werden; aber stets haben die Eingebornen noch einen Zufluchtsort in ihren unzugänglichen Gebirgen gefunden, bis das ungesunde Klima ihrer Unerfahrenheit im Kriege zu Hülfe kam, und die Fremblinge wieder nach den Küsten zurücktrieb. Noch vor wenigen Jahren schickten die Engländer zwei Armeen von zwei Seiten zugleich, von Trinkomale und Kolumbo nach Kandi; ohne Widerstand gelangten die Truppen bis in die Hauptstadt, wo sie aber, von Hunger und Krankheit überwältigt, zu einer Capitulation gezwungen wurden, und ihre Waffen ausliefern mußten. Die Kandier, die sich an keinen Vertrag mit diesen Feinden ihrer Freiheit gebunden hielten, fielen nun über die Wehrlosen her, und ermordeten sie in einem fürchterlichen Gemetzel. Dieser Krieg war unternommen worden, um einen von dem Könige, einer niedri-

gen Handlung wegen, verjagten Prinzen, der sich zu den Engländern geflüchtet hatte, auf den Thron zu setzen, und nachher das Ansehen dieses Schattenkönigs durch eine Garnison in Kandi zu erhalten.

Durch ihre Lage geschützt, und von der Gefahr überzeugt, die eine nähere Verbindung mit den weißen Menschen für sie erzeugen würde, haben die Kandier sich isolirt, und allen Handelsverkehr mit den Küstenbewohnern abgebrochen. Undurchdringliche Waldungen und steile Gebirge begränzen das Königreich, und scheiden es von den Besitzungen der Europäer. Die schmalen Zugänge werden leicht gegen Einzelne bewacht, sind schwer zu finden, und oft selbst den Singalesen nicht bekannt. Daher ist das innere Land den Europäern noch wenig bekannt. Von den Märschen der holländischen Armeen nach Kandi fehlt es an ausführlichen Nachrichten, und von den Zügen der Engländer wissen wir bis jetzt nur das Wenige, was Lord Valentia davon berichtet. Alle unsere Kenntniß des Landes beschränkt sich also auf die Berichte von Knox, und auf die Tagebücher einiger Gesandtschaften an dem König von Kandi. Percival hat eine solche Gesandtschaft begleitet, und das Journal seiner Reisebeschreibung beigefügt. Früher (im J. 1782) war Hugh Boyd, Secretair des Lord Macartney, des Gouverneurs von Madras, an den König von Kandi gesendet worden, und hat ebenfalls ein Tagebuch herausgegeben. Aber die Bemerkungen Beider mußten ziemlich mager ausfallen, da die Reisenden überall Mißtrauen fanden, und die Einwohner ihnen jeden Schritt möglichst zu erschweren suchten.

Das ganze Königreich ist von hohen Gebirgen und undurchdringlichen Wäldern eingeschlossen, und nach allen Richtungen durchschnitten. Die Flüsse in den Thälern sind in der Regenzeit zu reißend, um beschifft werden zu können, und in der dürren Jahreszeit trocknen sie oft völlig

aus, wo ihr Bette alsdann von Reisenden als Straße und Wegweiser benutzt werden kann. Die außerordentlich dichten Wälder, welche den freien Luftzug hindern, erzeugen ungesunde Nebel und Dünste, welche sich jeden Abend in die Thäler lagern. Am Tage leidet man dagegen von der unerträglichsten Hitze, die nicht weniger nachtheilig auf die Gesundheit wirkt. Jedoch begünstigen die vielen Sümpfe und Quellen in den Thälern die Reißcultur und die Viehzucht. Uebrigens müssen wir, in Absicht auf natürliche Beschaffenheit des Landes und Naturproducte auf die oben (S. 293 bis 302) gegebene allgemeine Beschreibung der Insel verweisen.

Die Besitzungen des Königs von Kandi mögen etwa 900 bis 1000 □Meilen betragen; ihre Bevölkerung, welche völlig unbekannt ist, kann bei der Beschaffenheit des Landes nicht groß seyn. Der Staat ist in mehrere Provinzen, und diese sind in Districte, Korles, abgetheilt.

Die dem Könige noch übrig gebliebenen Provinzen sind *): Nurekalava und Hotcourly, gegen Norden und Nordwesten, und Matuly (Mantale), worin die Districte Bintana, Velas, Panoa und einige andere, gegen Osten. Gegen Südosten liegt Duwah (Dewa), eine ziemlich bedeutende Provinz, die auch der König in seinem Titel führt. Die westlichen Gegenden sind größtentheils in den Provinzen Kotemale und Houteracorle begriffen. In dem höchsten Theile und dem Mittelpuncte der Staaten des Königs liegen die Provinzen Oudanour und Pattanour, welche die volkreichsten und am besten angebauten unter allen sind. Sie haben beide den gemeinschaftlichen Namen Kande-Ubba, welcher Ausdruck in der Landessprache hohes Gebirge bedeutet,

*) Nach Percival, der hier offenbar die Beschreibung des ältern Reisenden, Knox, vor Augen gehabt.

stehen in großem Ansehen unter den Eingebornen und genießen einige Vorrechte. Hier befinden sich die zwei vorzüglichsten Städte und die Residenz des Königs; auch werden sie von den vornehmsten Geschlechtern bewohnt, daher die Kandier sagen: wenn das königliche Haus aussterben sollte, so kann man den ersten besten Mann aus Kande-Udda vom Pfluge nehmen und sauber ankleiden, so hat man einen König, dem es weder an Adel, noch an guten Eigenschaften fehlen wird. *) — Die Zugänge zu diesen Provinzen sind die unersteiglichsten unter allen andern, und oft nichts, als Spuren wilder Thiere; zum Ueberfluß stehen hier noch überall Wachen, die den Ein- und Ausgang verwehren.

In dem Districte Tatanour liegt Kandi, die Haupt- und Residenzstadt, um den Fuß eines Berges erbaut, um welchen der breite Malivagonga fließt. Sie ist ungefähr 16 teutsche Meilen von Kolumbo, und noch einmal so weit von Trinkomale entfernt. Dichte, lebendige Dornhecken, die sich Meilen weit ins Land hinein erstrecken und alle Wege durchschneiden, umgeben die Stadt wie Circumvallationslinien, und bilden die vorzüglichsten Festungswerke von Kandi, die auch, durch die in den Schluchten und Wäldern versteckten Wachen, lange genug, selbst gegen die europäische Tactik, vertheidigt werden können. In diesen Zäunen sind Thore angebracht, die an Seilen herabgelassen und aufgezogen, und nicht leicht verbrannt werden können, weil sie von grünem Holze gemacht werden. — Die Stadt selbst hat schlechte Erdwälle, und ist ein unansehnlicher Ort, wie Percival behauptet. Boyd sagt dagegen, er hätte die Stadt von besserem Aussehen und regelmäßiger gebaut gefunden, als irgend eine in Indien. Der Leser muß hierbei wissen, daß beide, wegen der Kandischen Politik, die Stadt nur

*) Knox a. a. O.

bei Fackelschein sehen durften. Die Hauptstraße, durch welche die Gesandtschaften geführt wurden, ist lang und breit. Die Häuser haben nur ein Stockwerk, allein der Grund, worauf sie erbaut sind, ist über das Erdreich der Straße so sehr erhöht, daß sie dem Vorübergehenden ungemein hoch zu seyn scheinen. Der Grund dieser seltsamen Bauart soll darin bestehen, daß der König seine Elephanten- und Büffelgefechte in der Straße hält, daher die Einwohner ein hohes Fundament aufführen mußten, um gegen die Wuth der Thiere gesichert zu seyn. Diese Bauart hat ein wunderliches Gesetz der Etikette oder Unterwürfigkeit zur Folge gehabt. Wenn nämlich der König durch die Straße geht, so darf kein Einwohner es wagen, sich vor seinem Hause oder auf der Schwelle desselben sehen zu lassen; denn es wäre die unverzeihlichste Anmaßung, wenn ein Unterthan höher stehen wollte, als der von der Sonne abstammende Monarch. — Am obern Ende dieser Straße, nach Landessitte an der Ostspitze der Stadt, steht der königliche Pallast. Er ist mit einer hohen steinernen Mauer umringt, und besteht aus zwei Vierecken, wovon das eine in dem anderen erbaut ist. In dem inneren Viereck ist die eigentliche Wohnung des Königs, wo auch der Hof sich versammelt und die Audienzen ertheilt werden.

Die nächste Stadt nach Kandi, in Rücksicht der Wichtigkeit, ist Digliggy-Neur. Sie ist zwei bis drei teutsche Meilen von Kandi entfernt, östlich gegen das Fort Batacolo hin. Der König hat hier zuweilen seine Residenz aufgeschlagen, und in den hohen Gebirgen, welche den Ort umgeben, Schutz gegen die Europäer gefunden, indem ihre Heere hier nicht vordringen konnten.

Nilamby-Neur, südwärts von Kandi, eine Stadt, worin die Könige ebenfalls zuweilen eine Freistätte fanden, hat einen Pallast und Kriegsmagazine.

In mehreren andern Gegenden findet man noch Ruinen von andern Städten; so stand z. B. auf dem Wege von Kandi nach Trinkomale die Stadt Alatti-Neur. Sie wurde von den Portugiesen verbrannt, und von Grund aus zerstört. Die Ruinen einiger Tempel und Pagoden zeigen eine bessere Bauart, als die gegenwärtige im Königreiche. In der nördlichen Provinz Noure-Kalawa sieht man die Ueberreste der einst berühmten und prächtigen Stadt Anurodgburro, die vor Jahrhunderten die Residenz der Könige war. Auch sie hat die Wuth der Portugiesen zerstört. Hier standen ehemals die prächtigsten Tempel der Ceilaner, wie man aus den noch vorhandenen massiven Säulen und gehauenen Steinen sehen kann. Die portugiesischen Eiferer fanden einen christlichen Triumph darin, diese ehrwürdigen Denkmale einer eigenthümlichen Cultur und Religion zu zerstören. Sie rissen ohne Scheu die gottesdienstlichen Gebäude nieder, und baueten, zum Hohn der Einwohner, ihre Festungen aus den Materialien der Tempel. Noch jetzt denken die Ceilaner mit Abscheu an diesen Kirchenraub. Die Einwohner wallfahrten bis auf den heutigen Tag in zahlreichen Schaaren nach Anurodgburro, wo neunzig Könige begraben liegen, und die Gräber vieler Heiligen verehrt werden. — Diese Ruinen scheinen zu beweisen, daß das Königreich Kandi sich einst in einem blühenderen Zustande befunden haben müsse, und daß die einheimische Civilisation mit dem Einfall der christlichen Vandalen zerstört worden sey.

Jetzt sind die Kandier Barbaren, und als solche stehen sie, wie billig, unter der Herrschaft eines unumschränkten Despoten. Gleichwohl findet man noch Spuren einer regelmäßigeren Verfassung. Seit undenklichen Zeiten sollen gewisse Reichsgrundgesetze bei ihnen vorhanden seyn, deren Uebertretung den König um seine Würde bringen

und dem Gerichte seiner Unterthanen unterwerfen würde. Es fehlt nicht an Beispielen von abgesetzten Königen, in welchem Falle der Thron, nach Gesetzen eines Wahlreiches, wieder besetzt wurde. Die Art dieser Königswahl ist unter ihnen selbst entweder streitig, oder den Europäern noch unbekannt. Dem Mährchen, als ob ein Elephant entscheiden müsse, welcher Throncandidat der würdigste sey, wird von Percival bestimmt widersprochen.

Der Titel des Königs ist: Kaiser von Ceilan, König von Kandi und Jafnapatam, Fürst, der von der goldenen Sonne abstammt, dessen Königreich und Residenz erhabener ist, als alle andere auf der Welt, und vor denen sich die übrigen beugen müssen; Fürst von Ouva, Herzog der 7 Provinzen gegen Osten, Markgraf von Duranuro, Herr von Kolumbo und Gallo, Er, vor dem alle Elephanten sich beugen, 2c. 2c. 2c. Diese und noch eine lange Reihe von andern Titeln müssen in jede Aufschrift an den König unumgänglich gesetzt werden.

Mit diesen stolzen Titeln steht auch die Ehrfurcht im Verhältnisse, die ihm von seinen Unterthanen erwiesen werden muß. Dem Adigaar, oder obersten Minister, ist es allein verstattet, in des Königs Gegenwart zu stehen, alle andern müssen sich der Länge nach vor ihm niederwerfen. Der König ist der einzige Monarch in Indien, der eine Krone trägt. Er allein hat in Ceilan das Vorrecht, weiß angestrichene Häuser zu haben, und dergleichen.

Die höchsten Staatsbeamten sind die beiden Adigaars oder Minister, welche häufig die eigentlichen Regenten sind und eine große Gewalt ausüben. Ihnen zunächst im Range folgen die Dissauvas, oder Statthalter der Korles, denen auch das oberste militärische Commando übertragen ist. Sie erheben die Einkünfte und sorgen für den Gehorsam der Unterthanen. Die Dissauvas wohnen aber nicht in den Provinzen, sondern müssen sich am Hofe auf-

halten; daher sie die Verwaltung der Provinz ihren Unterbeamten übertragen.

Die ganze Regierungsverfassung ist ein förmliches System der Unterdrückung, die mit lastender Schwere auf die niedern Classen des Volks fällt.

Die regulären Truppen mögen 20,000 Mann betragen; jeder Unterthan ist zum Militärdienst verpflichtet, der König hat aber noch außerdem eine Leibwache von Malabaren, Malajen und andern Ausländern, selbst holländischen Deserteurs, in seinem Solde.

Die Kandier rühmen sich einer uralten Sammlung von geschriebenen Gesetzen; allein diese befindet sich in den Händen des Monarchen, der sie allein kennt, und der einzige Ausleger derselben ist. Von Gerichtshöfen und regelmäßiger Verwaltung der Gerechtigkeit scheinen sie keinen Begriff zu haben. Ihre Todesstrafen sind grausam. — Der sicherste Schutz gegen ihre schlechte Justizverfassung liegt in der angeborenen Sanftheit und Rechtlichkeit ihres Characters, worin sie alle Indier übertreffen.

III. Die Wedahs.

Die Wedahs (Bedahs, Waddahs, oder Wedassen), ein räthselhaftes Volk, im rohen Zustande der Natur, ohne gesellschaftliche Ordnung, scheu wie das Wild, sanft, gutmüthig und rechtlich, ungewissen Ursprungs, ohne Verkehr mit den andern Einwohnern der Insel, gleichgültig bei den Schätzen des Luxus der Europäer, wie bei den Kämpfen der Kandier um eine eingebildete Unabhängigkeit, leben zerstreut auf der Insel in den dichtesten Wäldern, ohne Ackerbau und Viehzucht, nur von dem Ertrag der Jagd, auf welche sich alle ihre Wünsche, ihre Leidenschaften, und alle ihre Künste beschränken.

In der Provinz Bintam sind sie am zahlreichsten, aber auch zugleich am wildesten. Der in dieser Gegend wohnende Stamm erkennt keine andere Gewalt über sich, als die ihrer Familienhäupter und ihrer Geistlichen, und lebt durchaus ohne allen Verkehr mit den andern Eingebornen. Die andern Stämme der Bedahs, die an den District von Jafnapatam gränzen, so wie diejenigen, die zwischen dem Adamsberge und den Raygam- und Pasdam-Korles wohnen, sind allein von den Europäern gesehen worden, betragen sich weniger scheu, und treiben auch einigen Handel mit den Singalesen, wobei sie jedoch eine sonderbare Methode beobachten. Wenn sie nämlich einige Geräthschaften haben wollen, die sie bei ihrer einfachen Lebensart brauchen, so gehen sie in der Nacht in die Nähe einer Stadt oder eines Dorfes, und legen einiges von ihren Waaren, zugleich mit einem Muster derjenigen Artikel, die sie einzutauschen wünschen, an einen Ort hin, wo diese Sachen leicht in die Augen fallen. In der folgenden Nacht kommen sie wieder an den Ort, wo sie gewöhnlich das Verlangte finden. Die Singalesen finden diesen Handel vortheilhaft, da die Wedahs gewöhnlich mehr von ihren Waaren (Wild, Honig oder Wachs) hinlegen, als der Werth des eingetauschten Geräthes beträgt. Daher auch diese stummen und unsichtbaren Handelsleute es sehr übel nehmen, wenn auf ihr Gesuch keine Rücksicht genommen wird, und sich bei Gelegenheit für solchen Mangel an Aufmerksamkeit zu rächen suchen.

Die weniger wilden Wedahs bringen dem Könige von Kandi, obgleich sie nicht unter seiner Herrschaft stehen, jährlich einige Geschenke, die aus Wildpret, Elfenbein und Honig bestehen. Der König empfängt sie dann sehr gnädig, und nennt sie seine lieben Vetter. — Die wildere Classe, die unter dem Namen Ramba-Waddahs bekannt ist, bekommt man selbst heimlicherweise seltener zu sehen, als die furchtsamsten unter den wilden Thieren.

Der vorzüglichste Reichthum der Wedahs sind ihre Hunde, die vortrefflich zur Jagd abgerichtet sind. Bei der Aussteuer ihrer Töchter sind Jagdhunde das größte Heirathsgut.

Ob die Wedahs ein eigenthümliches Volk, vielleicht die Urbewohner von Ceilan, sind, oder ob sie einerlei Abstammung mit den Singalesen haben, ob sie von diesen in die Wälder verbannt wurden, oder sich freiwillig die wilde Freistätte erwählten, ist eben so wenig ausgemacht, als ob ihre Sprache nur ein Dialect der singalesischen, oder eine Ursprache sey. Da sie die menschliche Gesellschaft fliehen, und in ihren Wohnungen auf den Bäumen nichts besitzen, das die Eroberungssucht aufreizen könnte, so werden sie wahrscheinlich noch lange ein Gegenstand unbefriedigter Neugierde seyn. — Boyd hatte bei seinem Aufenthalte zu Kandi einen Dolmetscher von der Nation der Wedahs, der Singalesisch sprach und dem Gesandten versicherte, sein Volk sey zwar weniger gebildet, als die Singalesen, aber offener und aufrichtiger.

Asien.

Eilfte Abtheilung.

Beschreibung der einzelnen Länder.

C. Süd-Asien.

Hinter-Indien oder die Halbinsel jenseits des Ganges.

C. Süd = Asien.

Hinter = Indien.

Allgemeine Ansicht der Halbinsel jenseits des Ganges.

Zwischen dem Golf von Bengalen und dem Chinesischen Meere, von der südlichen Gränze der Tibetanischen Gebirge bis nahe am Aequator, liegen die Länder, welche unter dem gemeinschaftlichen Namen der Halbinsel jenseits des Ganges von den Europäern, als ein Theil von Ostindien bezeichnet werden. Schon die Alten unterschieden India intra Gangem und India extra Gangem, wiewohl nicht die ganze östliche Halbinsel unter dem letzteren Namen begriffen war: aurea regio und argentea regio lagen in dem Innern des heutigen Pegu und Siam; und die Halbinsel Malacca hieß aurea Chersonesus; alle drei Landschaften wurden zu Indien gezählt. Die Sinae aber, welche in dem heutigen Cochinchina und Cambodscha bis in den südlichen Theil von China wohnten, rechnet Ptolemäus nicht zu den Indiern. Die Kenntniß des Landes war bei den Alten sehr unvollkommen. Auffallend ist es, daß auch in neueren Zeiten diese Gegenden von den Europäern noch nicht hinlänglich erforscht sind, da diese doch das nahe gelegene Hindustan und Dekan nach allen Richtungen durchzogen und ein unermeßliches Europäisches Reich

dort gegründet haben, und da auch hier herrliche Schätze gefunden werden, welche den Geiz anreizen können, Schwerdter zu miethen, die jene Schätze für ihn erobern möchten. Aber die Natur selbst scheint die Bewohner von Hinterindien sorgfältiger gegen die Eroberungen der nordischen Fremdlinge geschützt zu haben. Auch ist der Geist der Völker hier kriegerischer, als bei den, zur philosophischen Unterwürfigkeit durch ihre Religion geleiteten, Hindu's, die ruhige Zuschauer blieben, als sich Tataren, Mogulen und Europäer um ihr Vaterland stritten. Die Völker der jenseitigen Halbinsel leben dagegen, so lange wir sie kennen, in ewigen Kriegen unter einander und die Europäer haben hier so wenig das Uebergewicht ihrer Tactik, als ihrer treulosen Politik geltend machen können.

In Absicht auf die äußere Form der Halbinsel bemerkt man drei verschiedene Theile derselben, die man auch wohl als so viel verschiedene Halbinseln angesehen hat. Westlich, wo Hinterindien an Bengalen gränzt, und die östlichen Küsten des Bengalischen Meerbusens bildet, erstreckt sich das Land, bei den Mündungen des Flusses Ava, bis zu 15° 30′ N. Br. ins Meer und schneidet vom Bengalischen Busen einen eigenen kleinen Golf ab, den Sinus Sabaricus der Alten. Die Erdzunge oder Halbinsel Malacca, die mit Siam, als dem mittleren Theil von Hinterindien zusammenhängt, umschließt, so wie die Südküste von Siam und die Ostküste von Cambodscha einen größeren Sinus, den Meerbusen von Siam. Zwischen diesem und dem Golf von Tunkin, auch Meerbusen von Cochinchina genannt, bilden die hier liegenden Länder die dritte Halbinsel von Hinterindien, die im Norden an die südwestlichen Provinzen von China gränzt. —

Ohne auf die politische Eintheilung Rücksicht zu nehmen, bemerken wir, daß die Natur durch Gebirgsketten

hier natürliche Gränzen gezogen hat. Von dem Hauptstock der Tibetanischen Gebirge laufen mehrere Arme in fast paralleler Richtung von Norden nach Süden, und geben in ihren dazwischen liegenden Thälern jedem der drei Haupttheile der Halbinsel ein mehr oder weniger breites, sehr langes Flußbett. Der eine dieser Gebirgsarme dehnt sich durch die Provinz Arrakan, bis nahe an das Meer und bezeichnet die Gränze zwischen Bengalen und Hinterindien. Zwischen zwei andern Bergreihen liegt die große Ebene von Siam, welche durch den Fluß Menang bewässert wird. Die östlichste Bergreihe scheidet endlich Tunkin von Laos, und weiter südlich Cochinchina von Cambodscha. Die mittlere Bergkette, die von Norden an der westlichen Küste von Siam fortläuft, streicht durch die ganze Halbinsel bis zur Südspitze von Malacca, wo sie in das Vorgebirge Romania ausläuft und die südlichste Spitze von Asien bildet.

Der Wendekreis des Krebses geht durch den nordwestlichen Theil der Halbinsel, daher sie größten Theils in der heißen Zone liegt. Uebrigens gehört sie ganz zum Witterungsquartier des Indischen Oceans.

Die vornehmsten Flüsse sind: der Nukiang oder Ava, auch Irabatti genannt; der Lukian oder Pegufluß, der mit dem Irabatti an den Mündungen durch Canäle vereiniget ist; der Menam, und der größte unter allen der Menam-Kom, welche insgesammt periodische Ueberschwemmungen machen. Daher ist das Land fruchtbar und erzeugt fast alle Producte der Halbinsel diesseits des Ganges; überdies sind seine Gebirge reich an Metallen und Edelsteinen und seine Wälder liefern das beste Schiffsbauholz, das ein Jahrhundert im Meer ausdauert, ohne zu faulen; indessen giebt es auch mehrere wüste und sandige Gegenden und große Sümpfe.

Die Einwohner, deren Anzahl nicht bekannt ist, bestehen aus mehreren Völkerschaften, über deren Abstammung und Verwandtschaft unter einander noch keine zuverlässigen Resultate vorhanden sind; sie scheinen, nach ihren Physiognomien und Sprachen zu urtheilen, ein Gemisch von Hindu's und Chinesen zu seyn, jedoch mehr Aehnlichkeit mit den letzteren zu haben. In Künsten und Wissenschaften erreichen sie beinahe die Hindu's, stehen ihnen aber in den Tugenden der Menschenliebe und der Großmuth weit nach; der Krieg, der eine ihrer Hauptbeschäftigungen ist, macht sie grausam, rachsüchtig, räuberisch und blutdürstig, wodurch sie auf der Stufe der Cultur, auf welcher sie stehen, das Ansehen roher Barbaren erhalten, ohne es eigentlich zu seyn. Der Handel ist ziemlich beträchtlich, steht jedoch mit dem Welthandel bei weitem nicht in so naher und vielfältiger Verbindung, als in Hindustan; so sehr auch die Küsten des Landes, seine Flüsse, und die reichen Naturproducte den Handel begünstigen. Aber die Kriege haben das Gedeihen der Industrie verhindert, und der üble Ruf der Europäer hat jene Politik der inländischen Fürsten erzeugt, die ihnen eine genaue Verbindung mit diesen bewaffneten Kaufleuten sorgfältig zu vermeiden anräth. Unter diesen Umständen verhält sich, nach dem Maßstabe der Cultur, Hinter-Indien zu Hindustan und Dekan, ungefähr wie sich das heutige Griechenland zu Italien verhält. Auffallend ist es, daß sogar die äußere Form beider Halbinseln an eine, wenigstens entfernte, Aehnlichkeit mit jenen europäischen Ländern erinnert, die sich indessen nicht auf die Größe bezieht, indem Hinterindien allein an Umfang wenigstens so groß ist, als Spanien, Frankreich und Italien zusammen genommen.

In politischer Hinsicht ist die Halbinsel in mehrere Königreiche und Fürstenthümer getheilt. Wir finden hier das Fürstenthum Aschem; das Birmanische Kai-

serthum, aus den ehemaligen Königreichen Arrakan, Ava und Pegu bestehend; die Halbinsel Malacca oder Malaja; und die Indisch=Chinesischen Königreiche Tunkin, Cochinchina, Laos und Cambodscha. Obgleich nur einige dieser Staaten von neueren Europäischen Reisenden besucht und beschrieben worden sind: so wollen wir doch aus den besten Schriftstellern, die uns Nachricht von jenen Ländern gegeben haben, nach dem Plane der Länder- und Völkerkunde, in einem gedrängten Auszuge und im Zusammenhange, wie solcher sich auf unsere Ansicht der Dinge gründet, dem Leser hier das Wesentlichste mittheilen.

I.

Das Fürstenthum Aschem *).

Zwischen Bengalen, Tibet, der Landschaft Tiperah (Tipra) und dem nördlichen Theile des Birmanischen Reiches liegt das von einem unabhängigen Rajah beherrschte, wenig bekannte Fürstenthum Aschem (Asam,

*) Aschem wird von einigen Geographen mit zu Hindustan gezählt und hätte auch füglich dort in dieser Zeitschrift mit eben dem Rechte aufgeführt werden können, als das sogenannte Königreich Tipra, welches in der That jenseits des Ganges liegt; da es aber von dem vorigen Redacteur der neuesten Länder= u. Völkerkunde, dem verstorbenen Prof. Ehrmann, in seiner angegebenen Eintheilung zu Hinterindien gezählt worden; so hat der jetzige Herausgeber, um keine Lücke zu lassen, es hier anführen müssen, obgleich die Bewohner mehr mit den Hindu's, als mit den Birmanen, oder irgend einem andern Volke in Hinterindien, verwandt zu seyn scheinen.

Azem) zu beiden Seiten des Burramputer. Die besten und, wie es scheint, noch immer neuesten Nachrichten von diesem Lande verdanken wir einem gelehrten Perser, Mohammed Kassim, einem Zeitgenossen des berühmten Welteroberers *) Aurungzeb. Seine Schrift ist ins Englische, und daraus auch ins Teutsche übersetzt **). Alle Nachrichten von Assem, die sich in den neuesten geographischen Handbüchern finden, sind von Mohammed Kassim entlehnt, und auch wir müssen ihn hier als die einzige, uns bekannte Quelle benutzen. Zwar erwähnt auch Tavernier des Königreichs Assem, er war aber selbst nie dort und seine unvollständigen Nachrichten verdienen daher weniger Aufmerksamkeit, als die Beschreibung eines Augenzeugen.

Unser Perser theilt Assem in zwei Theile, und nennt den, nördlich dem Burramputer liegenden: Uttarkul, und den südlichen Dakschinkul. Die Gebirge Duleh und Landah begränzen die erste Provinz gegen Butan. Der fruchtbarste und schönste Theil befindet sich in Dakschinkul, wo das Land von mehreren Flüssen durchschnitten wird, unter denen der Dhonek, der wichtigste, mit dem Burramputer eine höchst fruchtbare, sehr bevölkerte Insel bildet. Diese zeigt ein offenes, angenehmes Land, das, ungemein reich an Feldern, Gebüschen, Obstbäumen, ein einziger lachender Garten zu seyn scheint. Duftende Kräuter, gepflanzte und wilde Blumen schwängern die Luft mit Wohlgeruch und erfreuen das Herz.

*) Welteroberer ist ein im Oriente gewöhnlicher Titel mächtiger Herrscher: Djehanghir oder Alemghir, der auch dem Aurungzeb beigelegt wurde.

**) In den neuen Beiträgen zur Völker- u. Länderkunde. Herausgegeben von M. L. Sprengel und G. Forster. Eilfter Band. Leipzig 1793.

Weil das Land in der Regenzeit überschwemmt wird, so ist zur Bequemlichkeit der Reisenden eine hohe und breite Landstraße angelegt, und diese ist das einzige Stück unangebauten Bodens, welches man erblickt. Diese Straße ist zu beiden Seiten mit schattigen Bambus besetzt, deren Gipfel sich begegnen und in einander flechten. Unter den Producten des Landes gehören Pisang, Orangen, Citronen, Ananas, Apricosen, Granatäpfel, Kokosnüsse, Pfeffer, Arekabäume, Zuckerrohr, Ingwer ohne Fasern und Betel zu den natürlichen Reichthümern. Die vornehmste Aerndte besteht in Reiß und Mash (eine Art Getraide). Weizen und Gerste wird nie gesäet. Das Land Uttarkul übertrifft die südliche Provinz noch an Bevölkerung und Ackerbau, und bringt einen Ueberfluß an Pfeffer und Arekanüssen hervor. Durch Auswaschen des Sandes in den Flüssen gewinnt man im ganzen Lande Gold und Silber, wodurch über 12,000 Menschen beschäftiget werden, die dem Rajah gewisse Abgaben dafür zahlen. Aus dem Thierreich bemerken wir hier nur Bisamthiere, eine große Anzahl Elephanten, und zwei Arten von Pferden.

Die Industrie, welche hier reichliche Belohnung findet, ist nicht unbedeutend. Es werden vortreffliche Seidenzeuche gewebt, die den Chinesischen ähnlich sind. Die Einwohner sind in der Blumenstickerei geschickt, und weben Sammet und Tautband, welches eine Gattung von Seidenzeuch ist, aus welcher sie Zelte und Kenats (Zäune, die um die Zelte gezogen werden) machen.

Die Einwohner schildert unser Perser mit sehr dunkeln Farben. Sie sind von niedriger Denkart, sagt er, ohne Grundsätze und haben keine bestimmte Religion. Man weiß jedoch, daß es Braminen oder Priester des Bramah unter ihnen giebt. Sie sind den meisten Nationen, fährt Mohammed Kassim fort, an körperlicher Kraft und in

kühnen Leibesübungen überlegen, unternehmend, wild, kriegerisch, rachsüchtig, treulos und betrügerisch. — Hierbei muß man nicht vergessen, daß Kassim die Nation, als Feindin des Aurungzeb's nicht vortheilhaft schildern durfte. — Die alten Bewohner des Landes wurden damals in zwei Stämme, in Assamier und Kultamier getheilt. Die letzteren sind in den friedlichen, die ersteren in den kriegerischen Beschäftigungen geschickter. Ihre Sprache wird von den Braminen verstanden und scheint Hinduischer Abkunft. Die Farbe der Einwohner, besonders in den nördlichen Gegenden, ist beinahe weiß; gegen Süden fällt sie ins Olivenfarbige. — Die Weiber verschleiern sich nicht, sogar die Frauen des Rajuh verbergen vor Niemand ihr Gesicht. Die Weiber arbeiten in freier Luft, mit unbedecktem Haupte und Angesicht. Ein Mann hat ihrer oft vier oder fünf, und sie verkaufen und tauschen sie öffentlich. — Bei den Begräbnissen eines Vornehmen werden ihm seine Götzen, Lebensmittel, sogar Elephanten mit in die Grabstätte gegeben. Denn die Bösen sollen nach ihren Begriffen in der andern Welt an Allem Mangel leiden; und da sie bei vornehmen Leuten bisweilen ungewiß über die Güte sind, so versorgen sie die Todten auf jeden Fall mit den nöthigsten Bedürfnissen.

Der Rajah wohnt in Ghergong, der Hauptstadt des Landes, die mit einem Zaune von Bambus eingefaßt ist, und vier gemauerte Thore hat. Die Bauart beschreibt der Perser sehr charakteristisch, indem er sagt: „Eigentlich ist dies eine befestigte Stadt, die Dörfer und Aecker in sich schließt." — Den Pallast des Rajah umgiebt ein Steindamm und ein Graben. Im Innern sind hohe, helle und geräumige Zimmer, meistens von Holz, und einige von Stroh erbaut.

Der Rajah hat eine Leibwache von sechs bis sieben tausend Assamiern.

Dieses Volk ist mehreremal von den indischen Fürsten angegriffen worden, hat aber stets seine Unabhängigkeit behauptet. Auch Aurungzeb, der Aschem erobern ließ, mußte die Eroberung bald wieder aufgeben. — Die Einwohner von Hindustan behaupten, daß Jedermann, der den Fuß in dies Land setze, unter dem Einfluß der Zauberer, wofür sie die Assamier halten, gerathe, und den Weg zur Rückkehr nicht wieder finden könne.

Dies Wenige wird hinreichen, die Leser darauf aufmerksam zu machen, daß hier ein schönes, fruchtbares, reiches Land auf den Beobachtungsgeist eines neueren aufgeklärten Reisenden wartet. Der Grund, warum die Europäer noch nicht diesen Staat, obgleich er dem Reiche der Britten so nahe liegt, erobert haben, mag darin liegen, daß die Assamier, kriegerisch und grausam, immer eine Zuflucht in den Gebirgen würden gefunden haben, bis sie in der Regenzeit ihren Feind mit Vortheil wieder überfallen können.

II.

Das Birmanische Reich.

I.

Allgemeine Ansicht, Geschichte, Name, Lage, Gränzen, Größe.

Das Reich der Birmanen hat sich erst in neueren Zeiten zu der Größe ausgedehnt, in welcher wir es gegenwärtig erblicken, und besteht aus den ehemaligen abgesonderten Königreichen Arrakan, Cassay, Ava, Pegu

und einem Theil von Siam. Die Entstehungsgeschichte dieses in neueren Zeiten gebildeten, kriegerischen Kaiserreiches ist zu wichtig, als daß wir nicht einen kurzen Ueberblick derselben unsern Lesern mittheilen sollten. Zwar fehlt es noch an ausführlichen Nachrichten über die Motive und den Gang der Revolutionen, aus denen dieses neue Kaiserthum hervorgieng, und die Geschichte desselben wird wahrscheinlich erst dann sich für uns ganz aufhellen, wenn es unterrichteten, mit philosophischem Sinn und Kenntniß der Landessprachen ausgerüsteten, und mit dem Geiste der morgenländischen Völker vertrauten Europäern gelingen sollte, sich lange genug dort aufzuhalten, und das Zutrauen der Eingebornen zu gewinnen, um den innern Zusammenhang der Begebenheiten zu erkennen. Indessen reicht auch das Wenige, das Hr. Symes *) darüber bekannt gemacht hat, hin, um einen großen Fond von Kraft in der herrschenden Nation, und ein ungewöhnliches Talent in dem Manne erkennen zu lassen, der sie zu dieser Höhe emporhob.

Der Ursprung der Birmanen ist ungewiß, wenn wir sie nicht anders von den Brachmanen der Alten ableiten dürfen, deren ehemalige Wohnsitze man in dem heutigen Tibet anzugeben pflegt. Unter den Birmanen oder Bewohnern von Buraghmah **) (wie sie

*) Symes Reise nach Ava im J. 1795; aus dem Englischen, v. M. C. Sprengel. Weimar im Verl. des Industrie-Compt. 1801.

**) S. Dalrymples Oriental Repertory No. 2. p. 97 ff., übersetzt in den neuen Beitr. zur Völker- und Länderkunde von Sprengel und Forster. 11r Bd. Leipzig 1793. Daß die Einwohner selbst, wie Dr. Buchanan behauptet, den Namen Burma nicht kennen, sondern sich Myammaw nennen, scheint uns noch unausgemacht zu seyn.

selbst ihr Land nennen), verstand man in neueren Zeiten diejenige Nation, welche Ava bewohnte. Ungefähr um die Hälfte des 15ten Jahrhunderts erlangten die Birmanen zuerst eine Herrschaft über Pegu, als die Peguaner sie gegen Siam zu Hülfe riefen. Ein Jahrhundert später warfen die Peguaner das Buraghmanische Joch ab, und eroberten die damals unabhängigen Staaten Della (am Ausfluß des Irawaddi), Martavan (östlich von Della) und einige andere. Hierauf drangen sie selbst bis nach Ava vor, und es fehlte nicht viel, so hätten sie diese Hauptstadt ihrer bisherigen Tyrannen erobert. Ihr Plan mißlang aber, und sie erlitten eine so fürchterliche Niederlage, daß, nach einer gemeinen Sage im Lande, nur sieben Peguaner von jedem Geschlecht in dem darauf erfolgten allgemeinen Blutbade gerettet wurden. Nach dieser fürchterlichen Rache durften die Peguaner es lange Zeit nicht wagen, den Birmanen Widerstand zu thun; daher findet man keine Spur einer Empörung bis zum J. 1740, wo mehrere Tausend Peguaner, unterstützt von den Siamesen, ihren Bundesgenossen, in Syrian eindrangen, und alle Birmanen, von jedem Alter, Geschlecht und Stande niedermachten. Dasselbe geschah in den Provinzen Taway, Martawan, Tonge und Prome. Im J. 1743 nahmen die Birmanen Syrian wieder ein, wurden aber bald in die Flucht geschlagen, und im Jahr 1752 eroberten die Peguaner die Hauptstadt Ava, nahmen den König der Birmanen, Donipdie, gefangen, und unterwarfen sich das ganze Reich. Beinga-Della, König von Pegu, übertrug, um sich den Besitz von Ava zu sichern, seinem Bruder Apporasa das Gouvernement von Ava, und befahl ihm, die Unzufriedenen sich zu unterwerfen, und von allen birmanischen Güterbesitzern den Eid der Treue zu fordern. Die vornehmsten Einwohner sahen sich genöthigt, sich dem Sieger zu unterwerfen. Unter den Birmanen befand

sich damals ein Mann, Alompra, *) von dunkler Geburt, der seine wahre Gesinnung so schlau zu verbergen wußte, daß die Eroberer ihm seine Stelle als Oberhaupt des Dorfes Monschabu **) ließen. Aber Alompra, mit einem durchdringenden, kühnen Geiste ausgerüstet, der ihn zu großen Unternehmungen fähig machte, entwarf den Plan, sein Vaterland von dem fremden Joche zu befreien, und beschäftigte sich unaufhörlich mit den Mitteln zu diesem großen Zwecke. Eine Proclamation des Königs von Pegu, worin er mit empörendem Uebermuth allen Völkern der Erde die Eroberung des Birmanischen Reiches bekannt machte, erfüllte die Ueberwundenen mit dem Durst nach Rache, belebte ihren Muth, und beförderte das hochherzige Vorhaben Alompra's.

Dieser heldenmüthige Mann hatte in Monschabu und der umliegenden Gegend hundert Freunde, auf deren Entschlossenheit und Treue er bauen konnte. Die Peguaner, weit entfernt, den geringsten Aufstand von Seiten eines Mannes zu argwohnen, dessen Einfluß sie für unbedeutend hielten, richteten ihre Aufmerksamkeit vielmehr auf die entlegeneren Provinzen, und hatten in Monschabu nur 50 Soldaten zurück gelassen, die übrigens sich für sicher genug hielten, die Birmanen mit unleidlichem Stolz und Hohn zu behandeln. Alompra benutzte eine Gelegenheit, da seine Landsleute durch eine neue Ungerechtigkeit aufgereizt worden waren, versammelte seine Verschworenen, griff die 50 Peguaner in dem Dorfe an, und ließ sie alle über die Klinge springen. So gering war der Anfang der Macht, welche bald darauf die ganze Halbinsel und selbst den Chinesischen Kaiser zittern machte.

*) Von einigen wird er auch Miazza-Pra genannt.

**) Das Dorf Monschabu liegt etwa 10 bis 12 teutsche Meilen nördl. von Ava entfernt. S. die beiliegende Charte des Birmanischen Reichs.

Nach dieser That suchte Alompra noch immer seine Absichten zu verbergen, und schrieb, um Zeit zu gewinnen, an Apporasa, dem er den Mord der Peguaner als die Folge eines zufälligen Streites schilderte, unter dem Schein eines innigen Bedauerns über diesen Vorfall. Apporasa sah ihn für einen unbedeutenden Rebellen an, befahl, ihn von Monschabu abzuholen und in ein enges Gefängniß zu werfen, zu welchem Endzweck er sich damit begnügte, ein Detachement abzuschicken, welches die ermordeten Soldaten ersetzen sollte. Die Truppen näherten sich arglos dem Dorfe, als plötzlich Alompra an der Spitze seiner Braven hervorbrach, und diese Peguaner, wie die vorigen, in Stücken hauen ließ. Diese Thaten vermehrten schnell seinen Anhang und er entschloß sich, gerade auf Ava loszugehen, den Schrecken Dotascheu's, des Commandanten der Stadt, eines Neffen Apporasa's, zu benutzen, und einen entscheidenden Schlag auszuführen, ehe dieser Zeit gewönne, die zahlreichen, aber in den Provinzen zerstreuten, Peguaner zu versammeln. Dieser weise, schnell gefaßte Entschluß wurde mit verdientem Glücke gekrönt. Der Commandant nahm die Flucht, und alle Peguaner, die ihrem Chef nicht folgen konnten oder nicht wollten, wurden von den Birmanen zusammengehauen. Alompra ernannte seinen zweiten Sohn Schembuan zum Commandanten von Ava, trug ihm auf, das Fort mit einer Garnison zu besetzen und zog weiter, um seinen Sieg zu verfolgen. Diese Begebenheiten ereigneten sich im Herbst des Jahres 1753. — Durch so viel Unglücksfälle wurde Beinga-Della in seinen eigenen Erbstaaten bedroht.

Indessen gieng Apporasa im Anfange des Jahres 1754 mit einer Flotte von Kriegsschaluppen den Strom hinauf um Ava wieder zu erobern. Bei der ungünstigen Jahreszeit konnte die Armee mit den Schiffen nur langsam fortschreiten, wodurch Alompra Zeit gewann,

seine Kräfte zu sammeln, und sich bei der drohenden Gefahr vorzubereiten. Als Apporasa endlich mit der Flotte vor Ava anlangte, fand er bei dem Fort einen unerwarteten Widerstand. Er entschloß sich, lieber eine entscheidende Schlacht zu liefern, als Zeit mit einer Belagerung zu verlieren, deren Ausgang ungewiß war. Daher ließ er Ava hinter sich, und zog mit der ganzen Flotte nach Keoum-Meoum, wo Alompra bereit stand, mit ihm zu schlagen. Bald begann ein ungestümer Angriff; der Kampf war lang und blutig. Als Alompra aber absichtlich die Sage verbreiten ließ, daß Schembuan das Fort von Ava verlassen habe, um die Peguaner im Rücken anzugreifen, geriethen diese in allgemeine Unordnung. Der größte Theil wurde auf der Flucht niedergehauen, und Schembuan, der die übrigen auf dem Rückzuge angriff, vollendete die Niederlage.

Die Peguaner wurden durch dieses Unglück nur gereizt, nicht gedemüthiget. Unter dem Vorwande, daß Donipbie, der alte König der Birmanen, der als Gefangener in Pegu aufbewahrt wurde, mit den Vornehmsten seiner Nation, die sich in seiner Umgebung befanden, eine Verschwörung unternommen habe, bewaffneten sich die Peguaner, und ermordeten diesen unglücklichen Fürsten und alle Birmanen, die sie auffinden konnten, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts. Mit Donipbie erlosch die alte Dynastie der Beherrscher von Ava. Aber den Peguanern brachte dies keinen Vortheil; vielmehr empörte ihre blutige That alle Birmanen, die sich bis dahin ruhig gehalten hatten, sie griffen zu den Waffen, und in der Wuth der Rache, mordeten sie mit nicht weniger Barbarei, als das Beispiel der Peguaner aufgestellt hatte, ihrerseits jeden Peguaner, dessen sie habhaft werden konnten.

Während dieser Zeit versäumte Alompra kein Mittel, sich den Erfolg zu sichern. Er gieng dem Könige Beinga-Della entgegen, der, im Verein mit seinem Bruder Apporasa, sich der Stadt Prome bemächtigen wollte. Es kam zur Schlacht, in welcher die Birmanen vollkommen Sieger waren.

Die Schläge des Unglücks folgten für die Peguaner immer schneller auf einander. Apporasa erlitt eine neue gänzliche Niederlage; Alompra eroberte Syrian, und erschien vor den Thoren der Hauptstadt Pegu, wo sich Beinga-Della mit der königlichen Familie in das Fort einschloß, und bald darauf, als Mangel an Lebensmitteln eintrat, genöthiget war, um Frieden zu bitten. Er schickte dem Sieger seine Tochter, die er als Preis für den Frieden ihm zur Ehe gab. Der Schwiegersohn vergaß jedoch bald die Bedingungen des Vertrags, und nachdem er den König hatte gefangen setzen lassen, gab er die Stadt der Plünderung Preis. Beinga-Della wurde in der Folge hingerichtet, *) ein Schicksal, das er um den unglücklichen Donipdie verdient hatte. Hierauf erhob Alompra jenes Dorf Monschabu, das die Wiege seines Glücks war, zur Hauptstadt beider Reiche, unterwarf sich die Cassay's, seine nordwestlichen Nachbaren, entriß dem König von Siam einen Theil seiner Länder diesseits des Siam-Flusses, und wollte auch die Hauptstadt Siam erobern, als ihn der Tod am 15. Mai 1760, in seinem 50sten Jahre überraschte. Alompra ist der Stifter des neuen Reiches Birma; alle dazu gegenwärtig gehörenden Länder hat er bezwungen, und seine Nachkommen haben sich auf dem von ihm gegründeten Throne bis auf den heutigen Tag behauptet.

*) S. Symes a. a. O.

Die Söhne Alompra's genossen jedoch wenig Ruhe auf dem väterlichen Throne. Der älteste, Nambogi-Pra mußte ihn gegen mehrere Kronprätendenten erkämpfen, und starb schon 1764. Sein Bruder, der oben erwähnte Schembuan, eroberte 1765 die Hauptstadt Siam (Judia), rieb 1767 ein Chinesisches großes Heer, das, während des Krieges gegen Siam, in Birman eingefallen war, nach einer schrecklichen Niederlage völlig auf *) und zwang die dem Schwerdte entronnenen Chinesen sein verheertes Land wieder anzubauen. Er starb 1776. Sein Sohn Chenguza verlor die Siamischen Eroberungen wieder und wurde, wegen seiner Laster, entthront und 1781 ermordet. Sein Nachfolger, Momien, ein Sohn Nambogi-Pra's, der für den geistlichen Stand erzogen war, regierte nur eilf Tage. Der jetzt regierende **) Kaiser, Minderagi-Pra, Alompra's vierter Sohn, entsetzte ihn seiner Würde und ließ ihn 1782 hinrichten, oder weil nach Birmanischer Sitte kein königliches Blut vergossen werden darf, im Irawaddyfluß ersäufen. Minderagi-Pra dämpfte verschiedene Empörungen und Angriffe gegen seine Person, eroberte das Reich Arrakan, war aber in seinen Unternehmungen gegen Siam weniger glücklich, doch behielt er im Frieden von 1793, was sein Vater schon 1760 erobert hatte.

Der Kaiser der Birmanen ist demnach gegenwärtig Herr der drei vereinigten Königreiche Ava, Pegu und

*) Seit dieser Zeit haben sich die Birmanen bei den Chinesen in solche Achtung gesetzt, daß diese sich darauf einschränken, die Gränzen zu vertheidigen; zu welchem Behuf, nach einer ächt chinesischen Politik, die in Ungnade gefallenen Mandarinen zum Kampf gegen die Birmanen abgeschickt werden.

**) Wenn er nicht seit Symes Abreise (1795) gestorben ist; denn weiter gehen unsere Nachrichten nicht.

Arrakan, eines beträchtlichen Theils vom westlichen Siam und des Landes Cassay. Sein Reich erstreckt sich, nach einer Schätzung des Dr. Buchanan, die Symes anführt, von 9° bis 26° N. Br. und von 109° bis 117° östlicher Länge von Ferro *). Gegen Norden wird es durch Gebirge, die eine Fortsetzung der nördlichen Indischen und der Tibetanischen Bergketten sind, vom Reiche Assam, und den ziemlich unbekannten Gebieten vieler kleinen unabhängigen Bergfürsten geschieden. Gegen Westen begränzt es das Meer, außer wo der Fluß Naf einen Theil von Arrakan, von der Bengalischen Landschaft Chittagong scheidet. Gegen Süden macht der Bengalische Meerbusen und die von Siam eroberte Stadt Tenasserim die Gränze. Gegen Osten stößt Birma an die Chinesische Provinz Yunan, an Siam und den großen Fluß, welcher dieses Reich von Norden nach Süden durchströmt. Nach den Charten zu urtheilen, müßte das Reich über 16,000 Quadr. Meilen groß seyn. „Ueber die Bevölkerung, sagt Symes, konnte ich nichts Gewisses erfahren, allein nach den darüber eingezogenen Nachrichten, sollen im ganzen Reiche, Arrakan ungerech-

*) Symes sagt, daß sich das Reich von 92° bis 107° O. L. von Greenwich erstrecke. Dies ist ein offenbarer Irrthum und um nicht weniger als 7 Grade zu viel, wie sich auch aus der gleich darauf angegebenen Breite von 600 Englischen Meilen ergiebt. Gleichwohl hat weder der Französische, noch der Teutsche Uebersetzer diesen Fehler bemerkt. — Malte-Brun hat einen andern Irrthum in seiner Geographie, indem er das Reich zwischen 15° und 26° N. Br. begränzt; da die Stadt Tenasserim, nach Symes, dem auch der Verf. des Artikels Empire Birman in Malte-Brun's Geographie gefolgt ist, zum Birmanischen Reiche gehört, so muß man von 11°, oder wie Symes, schon von 9° N. Br. zu zählen anfangen. Uebrigens muß man gestehen, daß alle geographischen Angaben von diesem Reiche noch sehr unzuverlässig sind.

net, 8000 Städte, Flecken und Dörfer vorhanden seyn. Nimmt man nun für jeden Ort 300 Wohnungen an, und in einer jeden sechs Personen, so steigt die Volksmenge auf 14,400,000 Seelen. Wird Arrakan mit gerechnet, so kann das Reich wohl 17 Millionen enthalten." Man hält diese Berechnung für übertrieben, wiewohl eine Bevölkerung, die ungefähr 1000 Seelen auf die Quadr. Meile ausweist, für ein Land wie Indien, in der That nicht groß ist.

2.

Naturbeschaffenheit im Allgemeinen. Klima. Boden. Gebirge. Gewässer.

Das Birmanische Reich liegt größten Theils in der heißen Zone und ist reichlich gesegnet mit allen Gaben, welche die Natur in ihrer Fülle über die Tropik-Länder ausgeschüttet hat. Die Luft ist rein und gesund, wovon die starken, kriegerischen Menschen, die diese Gegenden bewohnen, den sichersten Beweis geben; auch die Europäer sind hier weniger, als in andern Theilen Indiens, gefährlichen Krankheiten ausgesetzt. Die Jahreszeiten folgen regelmäßig auf einander, und nur kurz vor der Regenzeit tritt die große Hitze ein, die hier, da sie nicht lange anhält, noch immer erträglich ist. Ein so weit ausgedehntes Reich, das von mehreren Gebirgsketten durchschnitten wird, kann indessen nicht in allen Theilen gleiches Klima und gleiche Fruchtbarkeit haben. Der Unterschied der Provinzen in dieser Rücksicht, läßt sich aber nicht mit Genauigkeit bestimmen, da die Reisenden, aus deren Nachrichten wir unsere Kenntniß des Landes schöpfen, weder sehr weit in das Innere gekommen sind,

noch sich lange genug darin aufgehalten haben, um zuverlässige Beobachtungen von ihnen erwarten zu können. Alle stimmen darin überein, daß die Ebenen mit allen Reizen der Fruchtbarkeit geschmückt sind und einer zahllosen Bevölkerung Nahrung gewähren, indem sie Alles im Ueberfluß hervorbringen, was dazu dienen kann, das Leben angenehm zu machen. Man findet jedoch auch große Wälder und einige wüste, unfruchtbare Gegenden.

Die Gebirge streichen von Norden nach Süden, wie wir bereits oben erwähnt haben, und verlieren sich in Applattungen an den Küsten, oder erstrecken sich auch wohl bis ins Meer hinein, wo sie dann auf den Andaman-Inseln wieder zum Vorschein kommen. Solcher Gebirgsketten werden vorzüglich dreierlei bemerkt: die eine im Westen heißt Anupetumiu oder das große West-Gebirge, und trennt Arrakan von Ava; eine andere hängt mit Chinesischen Gebirgen zusammen, und geht fast mitten durch das Reich; die dritte endlich, östlich gegen Siam zu, bildet die Gränze dieses Reiches *). Die Gebirge sind reich an Metallen und kostbaren Edelsteinen, wie wir bei den Producten weiter unten ausführlicher anführen werden.

Die zahlreichen Flüsse bewässern das Land und tragen, durch ihr periodisches Austreten, viel zur Fruchtbarkeit des Bodens bei. Wir bemerken hier von den Flüssen Folgendes **): Der Fluß Arrakan ist lange so groß nicht,

*) Es ist sehr möglich, daß spätere Reisende an diesen Bestimmungen noch Manches ändern werden; denn was wir bisher von den Birmanischen Gebirgen wissen, sind mehr Andeutungen, daß hier eine reiche Ausbeute für Geognoste zu erwarten sey, als eigentliche Angaben des Vorhandenen.

**) Nach Symes, der sich hierbei auf Dr. Buchanan beruft.

als man bisher geglaubt hat *). Er entspringt zwar auf den Bergen, allein diese liegen eben nicht sehr weit nordwärts. Der Fluß, der von Tibet herabströmt, und den man für den Arrakanfluß hält, ist eigentlich der Kienduem, der große westliche Arm des Avaflusses. (Man sehe die beiliegende Charte.)

Der Fluß, den man bisher für den westlichen Arm des Ava gehalten hat, ist vielmehr der östliche, der bei der Stadt Ava vorbeifließt. Er strömt von Norden her, westwärts von Yunam und läßt zwischen dieser Provinz und Birma eine Strecke Landes, welche den Birmanen unterworfen ist.

Der Lukiang, den man fälschlich für einen Arm des Irawaddy hält, hat mit ihm keine Verbindung. So wie er die Gränzen von Birma berührt, erhält er den Namen Thaluayn oder Thanluain, und fällt bei Martaban ins Meer.

Der Pegufluß, den man gewöhnlich in China entspringen läßt, hat seinen Ursprung in den Gebirgen Galladzet, welche zwanzig teutsche Meilen vom Meere entfernt liegen, und die Gränze zwischen Birma und Pegu machen.

Zwischen Pegu und Martaban liegt ein See, aus dem zwei Flüsse strömen. Der eine fließt nordwärts von Alt-Ava, und vereinigt sich mit dem kleinen Avafluß, der auf den Chinesischen Gränzgebirgen entspringt. Der andere Fluß nimmt seinen Lauf nach Süden, und ergießt sich ins Meer. Dies ist der Sitang.

Diejenigen Chinesischen Flüsse, welche man bisher für die Quellen des Peguflusses gehalten hat, sind die eigentlichen Quellen des Siamflusses und dieser hat mit

*) Auf der Charte des Allgem. Handatlasses zu Gaspari ꝛc. ist man noch der alten Meinung gefolgt.

dem von Cambodscha, vermittelst eines ansehnlichen Stroms, der Annan heißt, Verbindung.

Diese Angaben lassen noch viele Zweifel übrig, und geben über den Ursprung der Ströme keine Auskunft. In den von Dalrymple mitgetheilten Nachrichten von Ava und Pegu *) erzählt ein Reisender, der Capitain Georg Baker, man hätte ihm versichert, daß nicht weit von Ava ein großer See befindlich sey, aus welchem der Fluß Ava entspringe, und hält diesen See für den Behälter, aus welchem mehrere große Flüsse von Tibet und China nach Ava strömen. „Wahrscheinlich, sagt er, ist es der See Chiamay der alten Charten, wiewohl man ihn für ein Werk der Einbildung hält, weil er in den neueren Charten fehlt. Aus diesem See sollen, nach einer allgemeinen Sage in Birman und Siam, alle Flüsse von Ava, Siam und Cassay kommen.“ — Der Leser wird hieraus sehen, wie viel Aufklärung die Geographie noch über diese Länder zu erwarten hat. Vielfach ist man den Quellen des Nils, dem Laufe des Niger und andern Curiositäten in ausgebrannten Sandländern nachgegangen; und nur dem Zufall scheint man es überlassen zu haben, Birman zu erforschen. Wahrscheinlich wäre es aber lohnender für die Wissenschaften gewesen, diese, auch durch die mannichfache Verbindung der Flüsse, gesegneten Wohnsitze eines cultivirten Volkes näher zu untersuchen, als unter den Nomadenstämmen in den Wüsten Afrika's sich, wie Mungo Park, allen Gefahren auszusetzen und am Ende, ohne großen Gewinn, ein den Wissenschaften gehörendes Leben zu verlieren. Doch! es ist Alles, es sind auch die Wissenschaften dem Schicksal unterworfen, und nicht immer werden die reichsten Quellen der Erkenntniß zuerst aufgesucht.

*) Siehe weiter oben.

3.

Naturproducte *)

Eine ausführliche Aufzählung der Erzeugnisse der Natur in diesen fruchtbaren Gegenden, würde nur eine Wiederholung der Beschreibung von Hindustan seyn, indem in dem Birmanischen Reiche fast alle Producte angetroffen werden, welche man in Vorderindien findet. Das Land ist vorzüglich reich an Mineralien; es liefert Gold, Silber, Eisen **), Zinn, Kupfer, Blei, Antimonium, Arsenik, Schwefel, Alaun und Salpeter in großer Menge. Ein reiner und durchsichtiger Bernstein wird in der Nachbarschaft des großen Flusses gegraben, auch Gold aus dem Flußsande gewaschen. Die reichsten Gold- und Silberminen befinden sich an der Chinesischen Gränze, sechs Tagereisen von Bamu, und heißen Bamuen. Diamanten und Smaragden giebt es, nach Symes, in Ava nicht ***), aber destomehr Amethysten, Granaten und Chrysoliten. Auch Pegu ist sehr reich an Rubinen, Topasen, Saphyren und Amethysten; die Fundgruben für Pegu sind vorzüglich die zwischen Pegu und Cambodscha liegenden Gebirge. Daß Arrakan reich an Golde seyn müsse, ergiebt sich aus dem Umstande, daß in der Hauptstadt die Dächer der Vornehmen fast alle vergoldet sind. — Marmorbrüche werden in der Nachbarschaft der Hauptstadt des

*) Nach Symes, Dalrymple, Shelbon, Schouten, Sonnerat, u. a.

**) Das Eisen ist weich und wird gediegen in Massen von 15 bis 20 Pfund gefunden. S. Voyage aux Indes etc. par Sonnerat. Tom. III. p. 33.

***) Sonnerat führt Saphyre und Smaragden unter den Edelsteinen von Pegu an.

Reiches bearbeitet; der Stein ist so schön, als der Italienische und wird durch Politur beinahe durchsichtig. Aus dieser Steinart verfertiget man die Bildnisse des Gaudma (der Buddha der Birmanen), daher der Marmor für heilig gehalten wird. Die reichen Asphalt-Quellen sind berühmt.

An Producten aus dem Pflanzenreiche ist nicht weniger Ueberfluß. Vorzüglich sind die Ebenen gesegnet. Hier wachsen Weizen und andere Indische Getraidearten in großer Menge. Die Gegend um Persaim, im Umkreise von fünf teutschen Meilen um die Stadt, soll so viel Reiß hervorbringen, daß die ganze Küste von Koromandel hinlänglich damit versorgt werden kann *). Der Birmanische Reiß wird für den besten in Indien gehalten. Auch gehören Zuckerrohr, Kardamomen, ein ganz vorzüglicher Tabak, Gummilack, Indigo, wilde Muscate, Baumwolle, Betel und fast alle tropische Früchte zu den natürlichen Reichthümern des Landes; imgleichen wilder Wein, Caffee 2c. — Unter den Bäumen ist besonders der Tiekbaum (Tectona grandis Lin.) merkwürdig: er ist ziemlich hoch, immergrün und hat ein Holz, das so hart als Eichenholz ist. Aus den sehr großen Blättern bereitet man durch Auspressen eine dunkle Purpurfarbe. Seine kleinen, weißlichen, wohlriechenden Blumen bilden eine pyramidalische Rispe **). Das Holz ist zum Schiffsbau vortrefflich, die Birmanen bedienen sich desselben aber nicht, weil es zu schwer ist. Zu Masten und Segelstangen kann es daher auch nicht gebraucht werden. Dafür aber findet man große Tannen in den Gebirgen, die,

*) Nach G. Bakers Aussage in Dalrymple's Oriental Repertory.

**) Der Baum ist auch häufig auf Malabar, Ceilan 2c. Die Wälder, in welchen er wächst, werden für ungesund gehalten.

wenn sie nach Ranguhn geschafft werden könnten, für die Seefahrer von hohem Werthe seyn würden, indem die Europäischen und Amerikanischen Tannen in Ostindien außerordentlich theuer sind. Ueberhaupt soll Pegu, nach Sonnerat, das beste Holzland in der Welt seyn. Es liefert, außer den angegebenen Gattungen, Rothholz (Tanionus), eine Art Ebenholz, das elastisch, wie Fischbein, ist; Schwarzholz (Diospyros ebenenum, Lin.), gleichfalls elastisch; weiß Ebenholz (Ebenoxilum) und mehrere andere.

Man findet im Birmanischen Reiche fast alle Thiere, die in den andern Theilen Indiens angetroffen werden. Symes bemerkte keinen Vogel, der nicht auch in Hindustan einheimisch wäre. Die Hauza oder die Braminengans ist das Symbol der Birmanischen Macht, wie es der Adler bei andern Nationen ist. Unter den vierfüßigen Thieren ist ihm das Ichneumon aufgefallen. Schakals, die in den benachbarten Provinzen so häufig sind, werden in Ava nicht gefunden. Elephanten giebt es in mehreren Districten, doch sind sie eigentlich in Pegu zu Hause. An Wild ist Ueberfluß in den Wäldern, die auch von Büffeln und Tigern bewohnt werden.

4.

Einwohner. Völkerschaften. Sprachen.

Die größte Anzahl der Einwohner besteht aus Birmanen und Peguanern. Letztere haben sowohl in ihrem äußeren Ansehen, als in den Eigenschaften ihres Characters Aehnlichkeit mit den Malajen. Man erkennt sie unter den Birmanen an ihrer blasseren Gesichtsfarbe und

an ihrem Haarschnitt. Sie schneiden nämlich das Haar vorn rund und scheeren es hinten, von den Ohren bis zur Scheitel, in einem halben Kreise weg. Uebrigens sind sie wohlgewachsen. Shelbon schildert die Peguaner als die unreinlichsten Menschen in Asien. Sie sollen, ungefähr wie die Polen, mit den Schweinen in einem Gemache leben, und schon von weitem einen widerlichen Geruch verbreiten. — Die Birmanen sind in ihren Gesichtszügen den Arabern, nach andern Nachrichten den Chinesen ähnlich, und haben eine braune Gesichtsfarbe, wiewohl die Weiber, die sich weniger der Einwirkung der Sonnenstrahlen aussetzen, beinahe weiß sind. Die Männer sind stark und groß, und tatowiren sich Brust und Nacken, auch Arme und Beine, wobei man, nach Dampiers Zeichniß, oft zum Erstaunen künstlich ersonnene Figuren, besonders zwischen den Schulterblättern, bemerkt. Die Birmanen sind sehr lebhaft und behalten lange ein jugendliches Ansehen, weil sie sich den Bart mit kleinen Zangen frühzeitig ausreißen. Von den Hindu's sind sie auffallend verschieden, so nahe sie auch an einander gränzen. Bei ihrem heftigen, ungeduldigen Temperament sind sie zugleich gutmüthig, menschlich und gastfreundlich. Die Weiber, besonders in den nördlichen Provinzen sind wohlgebaut, und haben eine Anlage zum fett werden. Ihre Haare sind schwärz, lang und dicht.

Von den Bewohnern von Arrakan fehlt es uns an neueren Berichten. Auch die ältern Reisenden lassen uns hierüber im Dunkeln. Was andere Völker für ungestaltet achten, sagt Shelbon, das verehren die Einwohner von Arrakan als Schönheit. Sie lieben eine breite und platte Stirn, und um ihr diese Form zu geben, beschweren sie die Stirn der neugeborenen Kinder mit einer Bleiplatte. Ihre Nasenlöcher sind weit und offen; die Augen klein, aber lebhaft; die Ohren hängen bis auf die Schul-

tern herab, wie bei den Malabaren. An ihrem Gewande und Geräthe ziehen sie eine dunkle Purpurfarbe allen übrigen vor. — Ratten, Schlangen und Mäuse halten sie für köstliche Leckerbissen. Sie essen niemals Fische, ehe diese faulen. Dann machen sie eine Sauce daraus, die sie als Gewürz zu allen Speisen mischen. — Dieser Brühe, Prah genannt, sollen sich auch die Birmanen bedienen, wie der Italienische Missionar Percoto berichtet *); Hamilton **) behauptet jedoch, sie werde aus getrockneten und zerstoßenen kleinen Seekrebsen, mit langem Pfeffer und Salz vermischt, bereitet. Es ist auch kaum glaublich, daß ein Volk, welches einen so großen Luxus unter sich eingeführt hat, daß es sogar die Dächer der Häuser vergoldet, wie von den Bewohnern von Arrakan erzählt wird, in seinem physischen Geschmack so ausgeartet seyn sollte, als Shelbon anzunehmen scheint.

Noch muß hier ein vierter Volksstamm angeführt werden, die Karrianer, welche in Burughma- und Pegu-Karrianer geschieden werden. Sie leben in den Wäldern in kleinen Dörfern von zehn bis zwölf Häusern, in friedlicher patriarchalischer Eintracht. Es fehlt ihnen nicht an Betriebsamkeit, obgleich sie nach keinem größern Lohn ihres Fleißes streben, als ihren Lebensunterhalt auf höchstens ein Jahr zu sichern. Ackerbau, Viehzucht und Gartenkunst sind ihre einzigen Beschäftigungen. Neben der Genügsamkeit haben sie sich den Ruhm einer ausgezeichneten Moralität erworben, und doch soll es ihnen an einer äußerlichen Religion fehlen. Wenn man sie um das Daseyn eines höheren Wesens befragt, so antworten sie: Die Priester (Tallopins) der Birmanen hätten

*) S. Beiträge zur Völker- u. Länderkunde, von J. R. Forster und M. C. Sprengel, 4r Theil, S. 289.

**) Hamilton Account of the East Indies.

ihnen etwas davon erzählt, sie wüßten aber nicht, was wahr an der Sache sey. Ihre Unwissenheit entschuldigen die Karrianer auf eine sinnreiche Art. Sie erzählen, Gott habe seine Gesetze und Verordnungen auf eine Büffelshaut geschrieben, und hierauf alle Völker zusammen berufen, damit sie eine Abschrift davon nehmen möchten. Diesem Befehle wären Alle nachgekommen, die Karrianer ausgenommen, weil sie gerade mit dem Feldbau beschäftigt waren. Deswegen wären sie immer unwissend geblieben und hätten keine andere Sorge, als für ihre Wirthschaft. Auf die Gräber der Verstorbenen pflegen sie ein Huhn oder eine Ente und etwas Reiß hinzustellen, welches sie jedoch für keine Religionspflicht, sondern für bloßen Gebrauch ausgeben. Stirbt Jemand, so verlassen sie das Haus und bauen ein neues. Sie vermischen sich durch Heirath nie mit Fremden, halten immer Frieden und nehmen nie an Unruhen Theil. Sie sollen vorzüglich in Dalla und Bassien (Persaim) wohnen, und durch die letzten Revolutionen genöthigt worden seyn, in die Gebirge zu fliehen. Ihre Sprache giebt Symes für verschieden von der Birmanischen an. Sie haben ungeschriebene Gesetze, die mit dem Herkommen ihr Recht ausmachen, und sind furchtsam, gutmüthig und äußerst gastfrei gegen Fremde.

Ein ähnliches Volk bewohnt den waldigen, gebirgigen Landstrich zwischen Bengalen, Arrakan, Ava und Mecklei oder Cassay und wird, nach Buchanan, Koloun oder Kiähn genannt. Sie sind, wie die Karrianer, sanftmüthig, ehrlich und fleißig und stehen deswegen bei allen ihren Nachbaren in Achtung. Ihre Sprache soll von der Birmanischen verschieden seyn.

Ueber die Abstammung und Verwandtschaft dieser Völkerschaften wissen wir nichts. Die Sprachen, welche allein hierüber entscheiden können, sind, so viel uns auf

dem Continente von Europa bis jetzt bekannt geworden ist, noch nicht gehörig mit einander verglichen werden, um zuverlässige Resultate daraus ziehen zu können. Capitain J. Towers, in seiner Darstellung des Alphabets von Ava und Arrakan *) hält diese Sprache, welche auch in Siam geredet wird, für die Kette, welche die Chinesische mit der Sprache von Hindustan vereinigt. Es ist aber damit noch wenig gewonnen. Käme ein Birmane nach Europa, so könnte er vielleicht mit eben so viel Gründlichkeit behaupten, die Französische Sprache sey das Mittelglied zwischen der Englischen und Italienischen. Man kann bei solchen Untersuchungen nicht oft genug daran erinnern, daß wir uns noch in vollkommener Unwissenheit über diese Gegenstände befinden.

Die Pali-Sprache ist das Sanskrit der Birmanen **). Bei Hofe soll das Peguanische gesprochen werden.

5.

Industrie.

Die nur selten unterbrochenen Kriege haben den Ackerbau entweder nie zu einer hier so leicht möglichen Höhe empor kommen lassen, oder ihn, wie es wahrscheinlicher ist, vermindert. Indessen ist er nicht ganz vernachlässiget und man findet, besonders in den Ebenen, ausgedehnte Reißfelder, welche bei den jährlichen Ueberschwemmungen der Flüsse, mit einer seltenen Fruchtbarkeit prangen. Daß di

*) S. Asiatic Researches etc. Vol. V. London 1799.

**) S. weiter unten.

Birmanen die Hügel unbebaut lassen, ist, bei der verschwenderischen Ergiebigkeit des Bodens, in diesen warmen Gegenden kaum zu verwundern. Ueberdies sollen in dem Umkreise von Arrakan auch die Gipfel der Berge von dem Fleiße der Einwohner zeugen. Der Birmanische Pflug unterscheidet sich wenig von dem Hindustanischen, und bringt bloß in die Oberfläche der Erde. Auch die Viehzucht befindet sich noch in einem einfachen Zustande. Der Ochsen bedienen sich die Bauern zum Pflügen, und spannen sie auch vor ihre Karren und Wagen. Selbst Frachtwägen, auf welchen Handelswaaren transportirt werden, sind mit Büffeln bespannt. Mit der Schafzucht befassen sich die Einwohner nicht, weil ihnen die Ziegen mehr Milch geben, und weil sie der Wolle nicht zu bedürfen scheinen.

Im Uebrigen herrscht hier wenig Industrie, wie man schon aus den politischen Unruhen vermuthen kann, welche die Künste des Friedens nicht gedeihen ließen. Die Birmanen sind jedoch in einigen nützlichen Künsten erfahren und liefern zum Theil gute Waaren. Der Seidenbau ist ausgebreitet, und die Seide giebt der Chinesischen wenig nach. Sie verarbeiten sie auch zu Stoffen, jedoch mehr für den innern Gebrauch, als für den Handel. Den Indigo bereiten die Einwohner, nach Symes, ohne alle Kunst, indem sie die Stängel in einem alten, mit Wasser gefüllten Boote einweichen. Die Farbe zu verdicken wissen sie nicht, sondern brauchen sie in ihrem flüssigen Zustande, hauptsächlich um eine gemeine Art baumwollen Zeug damit zu färben. Ob dies aber in allen Provinzen oder nur in denjenigen Gegenden der Fall ist, wo Symes diese Bemerkung machte, ist ungewiß. Ueberhaupt muß man sich hüten, seine Aussagen allgemein zu nehmen, da er mehr eine Reise durch das Land beschrieben, als eine Beschreibung des Landes geliefert hat. Es finden sich auch Stellen in seinem Werke, die auf mehrere Fabriken schließen

lassen. So erzählt er, „daß alle Indische Manufacturwaaren bei den Birmanen in hohem Preise stehen, obgleich viele bei ihnen eben so gut verfertigt werden." Was aber die Geschicklichkeit der Birmanen in nützlichen Künsten außer Zweifel setzt, ist der Schiffsbau, der, wenigstens in Ranguhn, beträchtlich ist. Auf den Werften lagen Schiffe von 600 bis 1000 Tonnen; eines von 900 Tonnen, welches dem Gouverneur von Pegu gehörte, ward von Kennern für ein Meisterstück der Kunst erklärt; es war ganz von Birmanischen Zimmerleuten und nach einem französischen Model erbaut, weil die Birmanen ihre ersten Kenntnisse dieser Kunst von den Franzosen erlernt haben. Das größte dieser Schiffe gehörte dem Gouverneur von Mainbu, dessen Frau alle Tage hierher kam und einige Stunden die Aufsicht über den Bau führte. Obgleich nun Vieles, was zur Takelage der Schiffe gehört, ihnen von andern Ostindischen Häven zugeführt wird: so kann man schon ihrer Schiffskunde wegen unmöglich die Birmanen für ungeschickte, rohe Barbaren halten. — Wir müssen daher auch hier, wie überhaupt bei unserer ganzen Beschreibung von Birma, den Leser darauf aufmerksam machen, daß ein Reisender, der sich lange genug in dem großen Reiche aufhalten und es nach mehreren Richtungen durchziehen könnte, viele bis jetzt unerwartete Entdeckungen über den Grad der Cultur dieses merkwürdigen Volkes machen könnte. Der Bau ihrer Canäle, die reiche Ausbeute aus ihren Bergwerken 2c. lassen die Uebung in vielen Künsten mit Gewißheit voraussetzen. Auch war, wenigstens noch vor fünfzig Jahren, das Volk so fleißig, besonders in der Weberei, daß vom Fürsten bis zum gemeinen Manne kaum ein Haus ohne Weberstuhl gefunden wurde *). — Der jetzige König scheint von der Nützlichkeit einer ausgebreiteten Industrie überzeugt zu seyn

*) Dalrymple a. a. O.

und sucht seine Unterthanen durch Beförderung derselben zu beglücken. So hat er die Anwesenheit der Europäer benutzt, um von ihnen Belehrung zu erhalten, wie die Erzeugung des Glases am vortheilhaftesten und besten bewerkstelliget werden könnte. Bei dieser Gesinnung des weisen Regenten und bei den angebornen Fähigkeiten der Birmanen läßt sich eine schnelle Ausbreitung der Betriebsamkeit erwarten, welche das Birmanische Volk in der Reihe der cultivirten Nationen vielleicht bald so merkwürdig machen wird, als es jetzt schon einen ausgezeichneten Rang in der Reihe der kriegerischen und erobernden Völker behauptet.

6.

Handel, Münze, Maaß und Gewicht *).

Die vielen, mannichfach unter einander verbundenen Flüsse geben die unverkennbarste Aufforderung zum innern Handel, die auch von den Birmanen benutzt wird. Die Hauptstadt Ummerapura treibt ansehnlichen Handel mit der Chinesischen Landschaft Yunan. Von Ava gehet dahin weiße und braune Baumwolle zu Wasser bis Bamu. Hier ist ein ordentlicher Markt mit den Chinesen, welche die Baumwolle weiter schaffen. Elfenbein, Bernstein, Edelsteine, Betelnüsse und Vogelnester werden ebenfalls dahin ausgeführt, wogegen die Birmanen rohe und verarbeitete Seide, Sammt, Goldblätter, Confitüren, Papier und Metallwaaren eintauschen.

Der Irawaddy, der das ganze Reich durchströmt, befördert den Transport der Waaren und die Verbindung

*) Nach Symes.

mit den südlichen Provinzen. Der Handel wird hier größten Theils nur mit Lebensmitteln getrieben, und einige tausend Boote sind beschäftigt, die Hauptstadt und die nördlichen Provinzen damit zu versehen. Ausländische Waaren werden ebenfalls auf diesem großen Flusse eingeführt, doch kommen auch einige über die Gebirge von Arrakan zu Lande. Sie bestehen aus Europäischen Tüchern, kurzen Waaren, groben Bengalischen Mousselinen, seidenen Tüchern, Porcellan und Glas. Man sieht häufig Karawanen.

Auch der Seehandel findet hier große Vorzüge, selbst vor dem Hindustanischen. Großbrittanien, das die westliche Küste des Bengalischen Meerbusens besitzt, würde, im Fall die Birmanen ihren Vortheil verständen und benutzten, bald empfinden, wie nachtheilig es für Englands Interesse wäre, wenn die östliche Küste dieses Golfs in den Händen einer kriegerischen und seefahrenden Nation bleiben sollte. Denn diese Küste hat drei vortreffliche, zu jeder Jahreszeit sichere Häven, Negrais, den besten im ganzen Meerbusen, Ranguhn und Merghi, deren Einfahrt bei weitem nicht so gefährlich ist, als die in dem Ganges, welche jährlich drei Monate im Jahre den Seefahrern beim Auslaufen mancherlei Schwierigkeiten verursacht. — Ueberdies besitzen die Birmanen das Holz, den Tielbaum, aus welchem selbst die Engländer den größten Theil ihrer Ostindischen Schiffe erbauen, und das ihnen daher einmal entzogen werden könnte, wenn es ihnen anders nicht gelingt den Birmanischen Kaiser, wie einst den großen Mogul zu unterjochen. Es ist in jeder Rücksicht interessant, einen Engländer über diese Angelegenheit reden zu hören, daher wir unsern Lesern hier unverändert die Worte des Herrn Symes (der als Großbrittanische Gesandte nach Ava gieng und also mit dem Geiste seiner Regierung bekannt war) hier mittheilen wollen.

„Das Brittische Indien, sagt er, steht mit Pegu, einem Theile des Birmanischen Reiches, in genauerer Verbindung, als diejenigen glauben mögen, die sonst mit den Indischen Angelegenheiten bekannt genug sind. Dieses Handelsinteresse zielt vorzüglich auf folgende Gegenstände: sich aus dieser Gegend so viel Schiffholz als möglich zu verschaffen, ohne welches die Brittische Marine sehr bald sich in ihre ehemaligen engen Gränzen einschränken muß; ferner in diesen Ländern den Absatz brittischer Waaren zu erlangen, auch für diese auf dem großen Avafluß Eingang in das südwestliche China zu erhalten, und endlich dafür zu sorgen, daß andere Nationen dem Handel dieser Länder nicht andere Wege eröffnen, oder gar Niederlassungen in der Nachbarschaft der Brittischen Hauptprovinz auf irgend eine Art versuchen'' *).

*) Der Plan bezeichnet den Engländer und ist zu charakteristisch, als daß der Herausgeber sich hier eine Anmerkung versagen könnte. In England weiß jeder Kaufmann, man möchte sagen jedes Kind, daß das Gebäude der Brittischen Macht, dessen Grundpfeiler nicht auf eigenem Boden, sondern auf allen fünf Welttheilen ruhen, zusammen stürzen müßte, wenn es der Regierung nicht gelingen sollte, alle andern Nationen von dem Welthandel auszuschließen, oder deutlicher, alle anderen Länder zu Englischen Factoreien zu machen. So beruht auf dem rasenden, unmenschligen Gedanken eines ewigen Krieges, wenn die Unterdrückung nicht gelingen sollte, das System der Engländer. Sie selbst wissen es, sie sagen es laut, und doch giebt es auf dem Continente eingeschränkte Köpfe, welche es nicht begreifen wollen, daß der große Mann, dem das Schicksal Europa's anvertraut ist, durchaus das Interesse unseres Continentes verkennen müßte, wenn er nicht alle Mittel, welche die Vorsehung in seine Gewalt gelegt, anwenden wollte, dieses rasende System in seinem Innersten zu erschüttern. Es ist nicht ein Krieg für sein Interesse, den der Held des Jahrhunderts führt, nicht für Frankreich's, es ist für das Interesse Europa's, daß seine Macht den Engländern das feste Land verschließt.

„In Bengalen kann kein dauerhaftes Handelsschiff ohne Tiekplanken aus Pegu erbauet werden, weil das einheimische Holz dazu untauglich ist, und sollte das bisher bestehende Verkehr mit beiden Ländern auf irgend eine Art gestört werden, so würde Calcutta den größten Theil seiner Schiffahrt verlieren. — Seit sechs Jahren hat man in London die trefflichsten, in Calcutta, aus Peguanischem Holze erbauten, Schiffe gesehen, die man hernach zum Dienste des Staates vortheilhaft gebraucht hat. Nicht nur Calcutta würde den Verlust, oder die Einschränkungen des Birmanischen Handels fühlen, sondern Madras eben so sehr, welches sein Schiffholz gleichfalls vom Ranguhnflusse erhält, und selbst Bombay, welches, obgleich in der Nachbarschaft der Tiekholzungen belegen, doch jährlich aus Pegu eine Menge dieser Planken einführt."

„Aber wir müssen uns nicht allein bemühen, dieses Schiffholz in Menge auszuführen, sondern auch den Birmanischen Schiffbau herunter zu bringen suchen *). Ranguhn hat dazu eine vortreffliche Lage, und vielleicht eine der besten in der Welt. Seit etlichen Jahren haben die Birmanen große Fortschritte gemacht, und diese werden sich vermehren, sobald Ausländer bemerken, daß sie der Birmanischen Regierung trauen können. Sobald Kaufleute erfahren, daß sie im Ranguhnflusse mit aller Sicherheit, einem Drittheil weniger Kosten, als in Calcutta, und halb so wohlfeil als in Bombay Schiffe bauen können, werden sie gewiß diesen Ort wählen. Es heißt zwar, die Peguanischen Schiffe wären nicht so fest und dauerhaft gebaut, als die Englischen; allein dies rührt

Freilich muß, um dies einzusehen, der Beurtheiler nicht das Interesse seines Ländchens oder seiner Familie, sondern das Allgemeine der Welt abzuwägen wissen. —

*) Man vergleiche die obige Anmerkung.

daher, daß die Unternehmer eines solchen Baues nicht hinlängliches Vermögen besitzen, gutes Eisen anzuschaffen, oder keine Kosten zu sparen. Sonst gehören die Zimmerleute in Ranguhn zu den geschicktesten im ganzen Morgenlande, und sie bauen nach Französischen Mustern. Damit es aber dort nicht an den nöthigen Schiffsbedürfnissen fehlen möge, so bezahlen Tauwerk, Segeltuch und Eisen keinen Einfuhrzoll. Ein neuerbautes Schiff ist auch für die erste Reise von allen Havengeldern frei."

„Dieser Schiffbau kann der Brittischen Marine schädlich werden. Da die Franzosen schon seit langer Zeit in Ranguhn Agenten haben, mit den Vortheilen, die Pegu gewährt, hinlänglich bekannt sind, und die Einwohner im Schiffbau unterrichten, so kann einmal an den Ufern des Irawaddy eine furchtbare Seemacht entstehen."

„Die Brittischen Niederlassungen führten 1794 in Ranguhn für zwölf Lac Rupien oder für 135,000 Pf. St. an allerlei Waaren ein. Diese bestanden in groben baumwollenen Zeuchen, Glas, Metallwaaren und Tüchern. Die Bestellungen des letzten Artikels waren 1795 sehr ansehnlich und wurden bloß mit Schiffholz saldirt. Da aber der Holzgewinn nicht so beträchtlich ist, als der Schleichhandel mit Opium nach China, und der Malajischen Küste: so beschäftigen sich selten reiche Kaufleute mit dem Holzhandel, und den minder vermögenden fehlt es an Kräften, ihn in großer Ausdehnung zu treiben."

Wir wollen hier zum Schluß dieses Abschnittes nur noch etwas über Münzen, Maaß und Gewicht anführen. Man findet im Birmanischen Reiche, wie in China, kein gemünztes Geld. Silberbarren, und kleine Stücken, ingleichen Blei, sind die Landesmünzen. Gewicht und Feinheit bestimmen ihren Werth, welchen die Einwohner sehr

geschickt auszumitteln wissen. Die gewöhnliche Rechnungsmünze ist der Kial, auch Tockal genannt, ungefähr ein Thaler Sächsisch. Der Tockal wird in vier Math, der Math in zwei Mu und eine Mu in zwei Tubbi eingetheilt. Hundert Tockals machen ein Viß.

Die Gewichte heißen Tikal, Bise, Man und Ceste. Ein Tikal wiegt 4 Quent, die Bise = 3 Pfund 14 Unzen, der Man = 16 Bises; 40 Cestes machen ungefähr eine Tonne Europäisch Gewicht *). Reiß wird nach Körben (Taynbaung) verkauft, welche 54 Pfunde halten. Anderthalb Körbe gelten in Umerapura nur einen Tockal, und in Ranguhn und Martaban kann man für diesen Preis vier bis fünf Körbe kaufen.

Die Bankiers, welche von den Fremden Pymon genannt werden, sind zugleich Silberarbeiter und Probirer, oder Wardeine der edlen Metalle. Sie sind sehr zahlreich und nützlich, weil kein Fremder Geld empfangen oder auszahlen kann, ohne vorher dessen innern Werth untersucht zu haben. Jeder Kaufmann hat einen solchen Bankier, bei dem er alles Geld niederlegt, der für seine Ausgabe und Einnahme ein Procent erhält, und dagegen für den Werth des Geldes stehen muß, das durch seine Hände geht. — Der Zusatz zum Silber, das im Reiche roulirt, ist sehr verschieden. In Ranguhn beträgt er fünf und zwanzig Procente, in der Hauptstadt hingegen wird nur reines Silber angenommen; auch alle Abgaben müssen darin bezahlt werden Die verschiedenen Arten von Silber erhalten eigene Namen, die Symes ausführlich angiebt. — Die Gold- und Silberwagen haben einen königlichen Stämpel, den Niemand nachmachen darf.

*) V. Voyage aux Indes orientales et à la Chine etc. par M. Sonnerat Tom. III. pag. 48. Paris 1806.

Das Birmanische Längenmaß heißt Pahlgaht oder ein Zoll, deren achtzehn auf ein Taim oder eine Elle gehen. Die kaiserliche Elle aber enthält zwei und zwanzig Zoll.

Der Dha oder Bambus besteht aus sieben kaiserlichen Ellen. Tausend derselben machen ein Daim oder eine Birmanische Meile, welche ungefähr eine halbe teutsche Meile beträgt. Die Meile wird wieder in Zehntel abgetheilt, und überhaupt bedienen sich die Birmanen, wie die Chinesen, der Decimalrechnung.

7.

Sitten. Gebräuche. Kleidung. Nahrung. Vergnügungen.

Das Birmanische Reich, von verschiedenen Völkern bewohnt, und in seinem Innern von Europäern wenig und nur des Handels wegen besucht, ist uns in Absicht auf den sittlichen Zustand der Einwohner noch weniger bekannt, als nach seinen Gränzen und der Beschaffenheit der einzelnen Provinzen. Diese Unbekanntschaft ist um so mehr zu bedauern, da die wenigen Nachrichten, die wir von den Eigenthümlichkeiten der hier sich ausgebreiteten Nationen erhalten haben, uns charaktervolle Völker vermuthen lassen, die durch Sprache, Sitten und Cultur sich von den Hindu's, wie von den Chinesen, zwischen welchen beiden sie in der Mitte liegen, unterscheiden, obgleich sie von beiden einige Gebräuche und Kenntnisse angenommen haben. Aus den einzelnen, abgerissenen Bemerkungen der Reisenden zu schließen, vereinigen die Birmanen mit der Wuth einer rohen Leidenschaftlichkeit eine Sanftmuth des Betragens, wie solche nur

bei den civilisirtesten Völkern angetroffen werden kann. Dies scheint der Charakter aller Urvölker zu seyn, die sich aus der Barbarei zu einem gesellschaftlichen Zustande des Rechts empor zu arbeiten bemüht sind. Die alten heiligen Schriften und Ueberlieferungen der Birmanen haben stets einen Fond von Moralität unter ihnen erhalten, welcher, vereint mit dem politischen Schicksal, das sie in unaufhörliche Kriege verwickelte, dieses Gemisch von Barbarei und Humanität zu ihrer herrschenden Gemüthsart gemacht haben mag. Sollte man es glauben, daß dasselbe Volk, welches das Alter ehrt, das Mangel an kindlicher Ehrfurcht nicht zu kennen scheint, das liebreich sich der Leidenden und Armen erbarmt, das dem schwächeren Geschlechte mit Achtung begegnet, und die entehrenden Einrichtungen zur Bewachung der Keuschheit — verschnittene Sklaven und Einkerkerung der Weiber, — nicht unter sich duldet, das dem Fremden gastfreundlich begegnet, und die Bekenner jeder Religion für fromme Menschen halten kann und darf; sollte man glauben, sage ich, daß dieses Volk in seinen Kriegen die unmenschlichsten Grausamkeiten ausübt und daß es so abscheuliche Gebräuche unter sich erhalten konnte, als der ist, beim Bau einer neuen Pagode die ersten vorübergehenden Menschen in das Fundament zu werfen *), aus keiner andern denkbaren Ursache, als um der Gottheit ein Opfer zu bringen; oder der, die weiblichen Verwandten eines insolventen Schuldners einem Gläubiger als Ersatz zuspricht und diesem erlaubt, die unschuldigen Opfer der Armuth eines Oheims oder Vetters an die Aufseher und Unternehmer der öffentlichen Lusthäuser zu verhandeln? Diese einem Europäer auffallenden Widersprüche können jedoch den unbefangenen Menschenbeobachter nicht befremden; sie wurden unter

*) V. Collection abregée des Voyages. Tom. VII. pag. 286.

allen Völkern zu allen Zeiten angetroffen. Ueberdies kennen wir durchaus nicht die Veranlassung solcher Gebräuche und wissen nicht, ob sie nicht in Localumständen, in gewissen Deutungen und Beweggründen, wenn nicht eine Rechtfertigung, doch eine Entschuldigung finden mögen. So wäre es z. B. möglich, daß die Verwandten durch jenes Gesetz geschreckt, desto aufmerksamer auf das Betragen eines Schuldenmachers würden und allen ihren Einfluß in Wirksamkeit setzten, damit Fremde nicht durch Verschwender oder Bösewichte betrogen werden, indem die Strafe dafür auch auf sie zurück fallen würde. Dieses Motiv, wir gestehen es, wäre barbarisch, aber auf der Stufe, worauf die Birmanen stehen, dürfen wir es ihnen zutrauen; und hat die Europäische Güterconfiscation, die so lange die unschuldige Familie eines Verbrechers zur Armuth verdammte, einen besseren Grund? Oder ist es humaner, daß in dem sogenannten Lande der Freiheit der Sklavenhandel noch selbst von den Repräsentanten der Nation vertheidigt wird?

Deutlicher, als die eben angeführten Ausartungen der Sitten, scheint uns das Leben und den Grad der Cultur der Birmanen die Einrichtung zu charakterisiren, daß jeder Stand, jeder Rang seine eigene Kleidung, und seinen eigenen Schmuck hat, den sich kein anderer anmaßen darf und der den Grad der öffentlichen Achtung unter ihnen bestimmt. Vorzüglich ist hier die Verschiedenheit der Sonnenschirme von Wichtigkeit. Der König hat einen weißen, mit einer breiten Franze versehenen Schirm, der mit Goldtressen geschmückt ist. Die Schirme der Prinzen von Geblüte sind vergoldet, aber ohne Franze. Die vier großen Staatsminister, Wungyes genannt, führen Schirme von der Form, wie der königliche, nur von rother Farbe; die erblichen Gouverneurs der Provinzen oder die zinsbaren Fürsten, gelbe; die Maywuns oder Gouverneurs der Provinzen, blaue; niedere Beamte

schwarze Schirme, aber auf sehr langen Stöcken. Leute ohne Rang tragen schwarze Schirme mit Stöcken von mäßiger Länge. — Solche Rangunterschiede werden bei allen, selbst den gleichgültigsten Dingen bemerkbar gemacht. An den Häusern sieht man an der größeren oder geringeren Anzahl der Abstufungen des Daches, wie nah oder entfernt der Besitzer von dem Throne steht. Selbst die Betelbosen, die Flaschen, ja sogar das Pferdegeschirr *) sind auf den ersten Blick zu erkennen, ob sie von Adel oder nur das Gut gemeiner Leute sind. Das goldene Mundstück an den Tabakspfeifen hat seine bestimmte Adelsdecoration; je mehr Glieder oder Theile die Spitze hat, desto angesehener ist ihr Besitzer. Eine harte Strafe würde den treffen, der es wagen wollte, sich in eine höhere Classe auf diese Art einzudrängen. Zu diesen Zügen, welche uns charakteristisch zu seyn scheinen, müssen wir noch einen andern hinzufügen, der vielleicht mit dem vorigen verwandt ist. Die Einwohner brauchen nämlich das Wort Gold (Scho nach der Landessprache), um Alles, was königlich oder kaiserlich ist zu bezeichnen. So heißen die Boote des Kaisers goldne Boote, und selbst der Kaiser wird für Gold gehalten. Will man z. B. sagen: Der Kaiser hat es gehört; so sagt man: Es hat das goldene Ohr erreicht; er ist beim Kaiser gewesen, heißt: Er kommt von den goldenen Füßen.

Jene Rangsucht und dieser materielle Respect für das Haupt des Staates, lassen auf eine organisirte, phantastische Eitelkeit in den Sitten des Volkes schließen, welche

*) Haben doch auch wir unsere Fiokken, die nur ein Fürst, oder der Botschafter, der seinen Fürsten repräsentirt, führen darf. In Wien würde die Policei es einem ehrlichen Manne sehr übel nehmen, wenn er die Köpfe seiner Pferde mit Fiokken zieren wollte, ohne den Rang eines Fürsten zu haben.

nie bei rohen Menschen angetroffen wird, und allemal ein Beweis ist, daß man anfängt sich wenigstens der Form einer vernünftigen Einrichtung zu nähern. Die Eitelkeit ist die Vorläuferin der Vernunft, ihr Affe und ihr treuester Gehülfe; denn sie führt eine gewisse Auszeichnung ein, wodurch sie die Menschen absondert. Um sich diese Auszeichnung zu erhalten, werden Leidenschaften und Talente geweckt, aus deren eingreifendem Interesse sich bald ein genau abgewogenes Verhältniß der Glieder eines Ganzen bildet, und gleichsam den Körper eines Staates erzeugt, dem nur die Seele fehlt, um für alle Aufgaben des Volkes geschickt zu werden. Diejenigen Völker, welche sich auf dieser Vorbereitungsstufe befinden, sind daher für den Menschenbeobachter interessant und belehrend zum vollständigen Verstehen der Geschichte der Menschheit. Vorzüglich wichtig wäre eine Vergleichung mehrerer, ungefähr auf gleicher Stufe stehender, halbcultivirter Völker; und zu diesem Behufe ist das Birmanische Reich ganz besonders geschickt, indem dasselbe aus verschiedenen Nationen besteht, von denen eine vor der andern wenig voraus hat. Bei den Bewohnern zu weit von einander entfernter Länder ist diese Vergleichung schwerer, weil das verschiedene Klima hier Unähnlichkeiten erzeugt, die ihm allein und nicht dem Grade der erlangten Bildung zuzuschreiben sind. — Es ist hier der Ort nicht, diesen Gedanken weiter auszuführen; wir bemerken nur noch, daß die unbefangene Beobachtung des Sittenzustandes der halb cultivirten Menschenrassen auch den Stolz des Europäers demüthigen könnte, wenn er sieht, daß seine Nation, die er für gebildet hält, dieselben Thorheiten treibt, wie jene Barbaren, und daß daher auch wir noch unsern Antheil an Barbarei erhalten haben dürften. In dieser Rücksicht ist das Studium des sittlichen Zustandes entfernter Völker der allerwichtigste Theil der Erdbeschreibung, obgleich er bisher der am meisten vernachlässigte ist. Die Reisenden haben selten philosophischen

Geist und Blick, um die Neugierde des ächten Ethnographen befriedigen zu können. Es sind gewöhnlich nur Engländer, Holländer rc., welche die Aehnlichkeit oder Verschiedenheit im Vergleich mit ihren Gewohnheiten aufsuchen, oder Christen, denen jede andere Religionsform ein Gräuel ist, und selten scheint einer eine Ahnung davon zu haben, daß er erst alle geschliffenen Gläser seiner Erziehung, seiner Vorurtheile und selbst seine Cultur vergessen müsse, ehe er vollständig in den Geist einer, — wenn ich mich so ausdrücken darf, — ganz fremdartigen Menschheit zu bringen sich Hoffnung machen dürfe. Die Gerechtigkeit fordert indeß, daß man das größere Verdienst der Engländer um die Völkerkunde auch in dieser Hinsicht anerkenne. Sie sind die einzigen, welche uns von den Wissenschaften und dem sittlichen Charakter der ursprünglichen Bewohner ihrer Colonien unbefangene Beobachtungen mitgetheilt haben, und deren schonendem, ja achtungsvollem Betragen, z. B. gegen die Braminen, wir die Kenntniß der Ostindischen Literatur verdanken. In dieser Rücksicht also ist es zu bedauern, daß in Hinterindien ihr Einfluß noch sehr beschränkt war. Wir haben zwar von Dr. Buchanan eine sehr schätzbare Abhandlung über die Literatur der Birmanen; was uns aber Symes von den Sitten der Bewohner dieses großen Reichs berichtet, ist zu unvollständig, als daß es uns bestimmte Begriffe geben könnte. Wir wollen indeß dem Leser mittheilen, was er darüber anführt.

Zur Physiognomie eines Volkes gehört seine Kleidung. Der Anzug der vornehmen Birmanen ist anständig und besteht aus einem langen Oberkleide von Atlas oder Sammet, mit offenem Kragen und weiten Ermeln. Dieses Kleid fällt bis auf die Füße herab. Ueber dasselbe werfen sie einen leichten flatternden Mantel, der nur die Schultern bedeckt. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze von Sam-

met oder goldgesticktem seidenen Zeuge. Die Männer zieren sich auch mit Ohrringen, und Personen von Stande haben das Vorrecht goldene, sechs Zoll lange Röhren einzuhängen, die von der Dicke eines Federkiels sind, und an dem einen Ende die Form eines Sprachrohrs haben. Ob dieses etwa bedeutet, daß die Vornehmen das Sprachrohr sind, durch welche die Stimme des Volks bis zum Kaiser und von ihm zu demselben gelangt, wagen wir nicht zu entscheiden. Andere hohe Personen stecken eine schwer zusammengerollte Goldplatte in die Ohren, wodurch das Ohrläppchen sehr erweitert, und wohl zwei Zoll niedergezogen wird; daher man hier einen vornehmen Herrn an den langen Ohren erkennen kann, welches zur Bezeugung der schuldigen Achtung bequem ist.

Es läßt sich denken, daß in einem Lande, wo die Männer so eifersüchtig auf einen standesmäßigen Anzug sind, die Frauen darin nicht zurückbleiben werden. Die vornehmen Damen haben ihre Haare auf dem Scheitel des Kopfes zusammen gebunden, und umgeben sie mit einem Bande, dessen Stickerei und andere Zierrathen ihren Rang bezeichnen. Ein kurzes Hemde reicht bis an die Hüften und ist unter der Brust fest zusammen gezogen; über dieses tragen sie eine weite Jacke, mit engen Ermeln, und um die Hüften ein Stück seiden Zeug, das bis auf die Füße reicht, und zweimal um den Leib geschlungen wird. Wenn sie zum Besuch ausgehen, so wird noch ein langer seidener Shawl umgeworfen, der kreuzweise den Busen bedeckt, und dessen Enden über die Schultern geworfen, ungemein graziös umherflattern. — Die Weiber der geringeren Classe tragen gewöhnlich nichts als eine Art Kleid, das wenig mehr als ein sehr großes Hemde ist. Es besteht aus einem viereckigen Stück Zeug, das um den Leib gewickelt und unter dem Arme aufgeschürzt wird; auf der Brust, die es kaum bedeckt, kreuzt es sich, und reicht bis zum Knö-

chel des Fußes. Da es vorn offen ist, so werden beim Gehen die Beine bis über das Knie sichtbar, gerade wie bei den Nymphen im alten Griechenland. Den keuschen Europäern scheint dieses sehr unanständig, und sie ärgern sich, daß ihre Augen oft stundenlang gereizt werden, solches Schauspiel mit anzusehen. Die Birmanen denken nichts dabei; dafür sind sie Barbaren.

Eine Birmanische Dame hat bei der Toilette einige Dinge mehr zu beobachten, als eine Europäerin. Sie färbt sich nämlich die flache Hand und die Nägel mit rother Farbe. Die Brust bestreut sie mit Pulver aus Sandelholz. Bei größeren Ansprüchen auf Schönheit wird dieses Pulver auch ins Gesicht eingerieben. Männer und Frauen färben sich die Augenlieder und Zähne schwarz, aus keinem andern Grunde, als um so mehr zu gefallen. Einen andern Reiz in den Augen der Birmanen erhalten sie dadurch, daß sie den Mund beständig voll Betel haben, den geübte Koketten mit vieler Anmuth zu kauen wissen. Beide Geschlechter sind lange so reinlich nicht, als die Hindu's welche sich täglich baden. Mädchen lehrt man in der Jugend, ihre Arme so zu drehen, daß sie verrenkt scheinen strecken sie den Arm aus, so beugt sich der Ellbogen einwärts und das Gelenk auswärts, so daß es scheint, al hätten sie den Arm gebrochen. Es ist nicht zu läugnen, da die Birmanen ganz eigene Begriffe von der Schönhe haben müssen.

Die gemeinen Arbeiter gehen bis an den Unterle ganz nackt einher; nur bei kalter Witterung tragen sie ei Jacke oder einen Mantel von Europäischem Wollenzeu Die Vornehmen, wenn sie nicht festlich geschmückt ersch nen, tragen eine enge Weste mit langen Ermeln, v Nanking oder Mousselin. Auch haben sie eine Art seiden Schurz, den sie um die Hüften binden.

Die Männer tatowiren Arme und Schenkel mit mancherlei Figuren, welche sie als eine Schutzwehr gegen feindliche Waffen ansehen. Der Englische Schiffswundarzt William Hunter hat dies Tatowiren auf folgende Art beschrieben. Der Schenkel eines jeden Birmanen vom Knie an bis zur Hüfte sieht kohlschwarz aus und diese Schwärze wird in der Kindheit mit einem Instrumente, das aus vielen scharfen, dicht neben einander stehenden Spitzen besteht, in den Schenkel eingerieben, bis er ganz mit Blutstropfen bedeckt ist. Hierauf reiben sie den Schenkel mit einer Salbe, wozu vorzüglich Galläpfel kommen. Die ganze Operation bewirkt ein starkes Fieber, an welchem nach der Versicherung der Einwohner gewöhnlich zwei Kinder von fünfen sterben. Die Vornehmern tatowiren auf gleiche Art ihre Schenkel mit Figuren von Tiegern und andern reißenden Thieren.

Dieselben Menschen, die sich, wie wir so eben gesehen haben, allerlei wunderliche Ausschweifungen der Phantasie in der Art sich zu schmücken erlauben, sind einfach und mäßig in Speisen und Getränken, und was — seltsam genug! — fast immer mit der Mäßigkeit verbunden ist, sie sind dabei nicht besonders reinlich. Es scheint beinahe, daß der Schmutz selbst etwas Nahrhaftes habe, und daß die Reinlichkeit nur eine Verfeinerung zur Erweckung der Unmäßigkeit sey. Selbst in Europa wird Reinlichkeit und Mäßigkeit nur selten vereint angetroffen. Die unnatürlichste Ausartung ist Völlerei und Schmutz. Die Birmanen nähren sich größten Theils mit Vegetabilien und der gemeine Mann sucht seine Leckerbissen höchstens unter Schlangen und Eidechsen. Fische sind sehr häufig. Der Reiß ist auch hier das Brod der Einwohner. Die Religion verbietet dem Birmanen die Thiere zu tödten; doch scheint dies nur von Hausthieren zu gelten, da die Vornehmen wenigstens, häufig Wildpret genießen, ohne sich

dadurch in ihrem Gewissen beunruhigt zu fühlen. — Das Lieblingsgetränk der Birmanen ist der Thee.

In ihren häuslichen Verhältnissen muß man die Birmanen als gute Ehemänner, als gute Kinder und gute Väter loben. Die Achtung für das Alter ist ihre heiligste Pflicht, und fast keine Pflicht mehr, sondern so fest in ihnen gegründet, daß sie eine alte Gewohnheit zu seyn scheint. — Die Ehe ist bei diesem Volke ein bloß bürgerlicher Vertrag, der mit der Religion oder den Priestern in keine Berührung kommt. Die Birmanen verheirathen ihre Kinder nicht vor dem Alter der Mannbarkeit, wie es andere Asiatische Völker zu thun gewohnt sind. Die Gesetze erkennen nur Eine Frau als rechtmäßig an und geben ihr den Titel Mica; dies verhindert jedoch nicht, daß eben diese Gesetze ihnen das Recht zugestehen, außer der Mica sich so viel Beischläferinnen zu halten, als sie ernähren können. Ein Mann kann in gewissen Fällen seine Frau verstoßen; die Kosten einer solchen Scheidung aber sind unendlich. Die Concubinen, welche mit der rechtmäßigen Frau in einem Hause wohnen, sind durch das Gesetz verpflichtet, diese zu bedienen; wenn sie ausgeht, müssen sie sie begleiten, ihre Beteldose, ihren Fächer und andere weibliche Nothwendigkeiten tragen. Wenn der Mann stirbt, so werden die Beischläferinnen die Sklaven der Wittwe, es sey denn, daß er sie in einer gerichtlichen Acte freigesprochen habe.

Wenn ein junger Birmane sich zu verheirathen wünscht, so geht seine Mutter oder die nächste Verwandt[e] in die Wohnung des Mädchens, auf welches er sein Aug[e] geworfen hat, und trägt den Aeltern die Sache vor. Wi[rd] der Vorschlag angenommen, so begeben sich seine Freun[de] zu dem Mädchen und verabreden das Heirathsgeschenk. A[m] Hochzeitstage schickt der junge Mann in aller Frühe sein[er] Braut drei Lungis (Stücke Zeug, welche als Jacke getr[agen]

gen werden), drei Gürtel und drei Stücke Mousselin, nebst Ohrringen, Armbändern und anderem Schmuck, so viel als sein Vermögen ihm zu geben gestattet. Die Aeltern der Braut bereiten ein großes Fest und man schließt den Ehevertrag. Die Neuverbundenen essen hierauf, zum Zeichen der herzlichsten Vereinigung, aus Einer Schüssel; der Mann reicht seiner Gattin gesalzenen Thee und sie erwiedert diese Höflichkeit. Hierauf beschränkt sich die ganze Ceremonie, wobei man nichts von den Zänkereien, dem hartnäckigen Widerstreben gewahr wird, wodurch die Mädchen auf Sumatra und andern Ländern des Orients das Verlangen des jungen Ehemanns zu reitzen, oder sich das Ansehen unüberwindlicher Keuschheit zu geben suchen. Bei den Birmanen merken Jüngling und Mädchen bei der Hochzeit, daß sie für einander geschaffen sind, und daß es besser sey, die Folgen dieser Bestimmung in aller Stille abzumachen.

Die Birmanen entmannen die Knaben nicht, um Wächter für ihre Weiber zu haben. Sie wissen, daß ihre Keuschheit sicherer durch Ehrgefühl und Zuneigung, als durch Graben und Wälle beschützt wird. Daher sperren sie die Weiber auch nicht in Harems, sondern lassen sie frei umhergehen, und die Weiber mißbrauchen diese Freiheit selten. Zu Hause sind selbst die vornehmsten Frauen immer beschäftigt; ihre Dienstboten arbeiten am Webstuhl und sie selber führen die Aufsicht. Alle zum Hausgebrauch erforderlichen Seiden- und Baumwollenzeuge werden auf diese Weise verfertiget.

Wenn ein Birmane stirbt, ohne ein Testament gemacht zu haben, so erben seine Kinder drei Viertel seines Vermögens, doch nicht zu gleichen Theilen. Der vierte Theil ist für die Wittwe bestimmt, welche die Vormünderin der Kinder bis zu ihrer Großjährigkeit ist und auch so lange das Vermögen behält.

Die Leichenbegängnisse werden hier mit großer Feierlichkeit und mit dem nothwendigen Ausdruck heftiger Schmerzen vollbracht. Die Leiche wird auf eine Bahre gelegt, die Männer auf ihren Schultern tragen. Das Gefolge bewegt sich sehr langsam. Die Verwandten sind in Trauer gekleidet und Weiber, die dafür bezahlt werden, singen Trauerlieder. Der Körper der Reichen wird verbrannt, nur die Armen werden begraben oder ins Wasser geworfen, weil die Ceremonien des Scheiterhaufens sehr kostspielig sind. Bei diesem Verbrennen wird die Bahre auf einen Holzhaufen gelegt, um den die Priester umhergehen und Gebete hersagen. Der Haufen wird sodann angezündet und das Ganze zu Asche verbrannt. Die Knochen werden zuletzt sorgfältig gesammelt und vergraben. Personen von Stande werden auch wohl einbalsamirt und ihre Ueberbleibsel sechs Wochen oder zwei Monate in einem Tempel oder dazu bestimmten Gebäude aufbewahrt. Zum Einbalsamiren wird vorzüglich Honig genommen.

Wir wollen jetzt auch unsern Lesern eine kurze Beschreibung von den fröhlichen Festen der Birmanen geben, worüber wir Herrn Symes einige interessante Nachrichten verdanken.

Die Birmanen sind ungemein höflich, woraus sich mit Gewißheit schließen läßt, daß sie sehr zur Geselligkeit geneigt seyn müssen, und daher läßt sich auch erwarten, daß sie nicht leicht eine Veranlassung zu öffentlichen Vergnügungen werden vorübergehen lassen. Die Grundlegung beim Bau eines Tempels, die Einweihung desselben, das Ende des Jahres und der Anfang eines neuen werden mit Illuminationen, Feuerwerken, Schauspiel, Musik, Wettkämpfen und andern Spielen mit vieler Lustigkeit und doch zugleich mit einem gewissen Anstande von Seiten des Volkes gefeiert. „Das stille und ruhige Betragen des Volkes an dem Tage des Vergnügens, sagt Herr Sy-

mes, ist für einen Europäer ein sehr angenehmes Schauspiel." — Ueberzeugt daß man einzelne Menschen, so wie Nationen nicht besser kennen lernen kann, als wenn man sie in ihren Vergnügungen beobachtet, wollen wir die Bestandtheile der Birmanischen Festlichkeiten beschreiben. Wir fangen damit an, was einigen unserer Leser vielleicht am überraschendsten seyn wird, daß die Birmanen ein Theater haben und auf demselben nicht ganz unregelmäßige Schauspiele aufführen. Diese Schauspiele werden in einem mit Fackeln und Lampen prächtig erleuchteten Hofe, also im Freien, gegeben, wo für die vornehmen Zuschauer eigene Logen und erhabene Sitze angebracht sind. Wie das Aeußere des Schauplatzes an die Theater der Alten erinnert; so stimmen sie auch darin mit den Griechen überein, daß der Stoff der Stücke aus der Mythologie des Volkes genommen wird. Ueber die Kunst der Composition in diesen Schauspielen können wir nicht urtheilen, da wir kein Muster, wie etwa Sacontala, vor uns haben, und da kein Reisender über den Gang der Handlung, Charakteristik und dergleichen Auskunft gegeben hat. Indessen versichert Symes, daß die Ausführung eines Schauspiels, wobei er gegenwärtig war, weit alle Indischen Schauspiele, die er je gesehen, übertroffen habe. Die besten Acteurs waren von Siam, wo man die friedlichen Künste besser als hier treiben soll. Vorzüglich zeichneten sich die komischen Zwischenspiele aus, und ein Acteur wußte alle Leidenschaften so vollkommen auszudrücken, daß alle Gefährten des Gesandten übereinstimmten, wäre er in England geboren, so würde er mit jedem wetteifern. Die Birmanen lieben es überhaupt ungemein, wenn die Leute nachgeäffet werden; da sie nun sehr lebhaft und geschmeidig sind und sehr bewegliche Gesichtszüge haben, so gelingt es ihnen bisweilen, in der Kunst der Nachahmung große Fortschritte zu machen.

Eine gemeinere Gattung Schauspiel besteht im Ringen und Faustkampf oder Baxen. Im Ringen sind sie besonders geschickt, im Baxen aber thaten sie den Engländern, die selbst Virtuosen in dieser edlen Kunst sind, nicht Genüge. Die Kämpfe dauern nur, bis auf einer Seite Blut fließt, oft werden sie auch von dem Großen, oder dem vornehmsten Zuschauer früher zu enden befohlen, worauf dieser den Siegern bei diesen olympischen Spielen ein Paar Stück baumwollen Zeug zur Belohnung schenkt.

Die Musik wird außerordentlich geschätzt; sie heißt bei den Birmanen die Sprache der Götter und wird allgemeiner getrieben, als in Hindustan. Die königliche Bibliothek in Umerapura soll verschiedene Abhandlungen über die Musik enthalten. Die vorzüglichsten Instrumente sind der Soum oder die Harfe, welche von leichtem Holze verfertiget, hohl und lackirt ist. Sie hat die Gestalt eines bedeckten Bootes, an dessen Ende ein Stück hartes Holz befestigt wird. Dasselbe wird gegen das Ende zu schmal und erhebt sich gekrümmt über den Boden der Harfe; von diesem Holze gehen Drahtsaiten bis zu einem Steg, der in der Mitte des Instruments seinen Platz hat, und an beiden Seiten mit Resonanzöffnungen versehen ist. Das Ganze hat eine Länge von zwei bis fünf Fuß. — Der Turr hat die Gestalt unserer Violine, ist aber nur mit drei Saiten bezogen, welche mit einem Bogen gestrichen werden. — Der Pullawai ist eine kleine Flöte. — Der Kiezoup besteht aus einer Menge Cymbeln, deren bis achtzehn an einem Bambusrohr befestiget werden. — Die Patola oder Guitarre ist ein sonderbares Instrument, in der Form eines kleinen Krokodills. Der Leib ist ganz hohl und der Rücken hat Schalllöcher. Drei Drahtsaiten laufen von der Schulter bis zum Schwanze über zwei Stege, und sind an hölzerne Pflöcke im Schwanze befestigt, womit zugleich die Saiten gestimmt werden.

wird, wie unsere Guitarre, mit den bloßen Fingern gespielt und dient zur Begleitung beim Singen. — Der Bundam besteht aus mehreren länglichten Trommeln, welche an ledernen Riemen von einem hölzernen Rahmen herabhängen. Die ganze Maschine hält fünf Fuß im Durchschnitte und ist vier Fuß hoch. Innerhalb steht ein Mann, der die Trommeln mit einem Stocke schlägt. Diese Trommeln sind immer bei einem vollständigen Concert vorhanden und werden bei Processionen von zwei Männern getragen. — Der Him ist die eigentliche Pansflöte, die aus verschiedenen an einander gereiheten Röhren besteht, und einen klagenden Ton hervorbringt.

Ob mit diesen Instrumenten die Sprache der Götter täuschend nachgeahmt werden könne, wollen wir nicht entscheiden. Die Europäer konnten der Birmanischen Musik keinen besondern Geschmack abgewinnen. Merkwürdig ist jedoch schon die Zahl der Instrumente, und daß die Birmanen sie in ein Ganzes, in ein Concert, zu stimmen vermögen. Noch mehr aber interessirt es uns, daß diese kriegerische Nation eine so allgemein herrschende Leidenschaft für die Musik an den Tag legt. Selbst der gemeinste Ruderknecht sucht sich ein Instrument anzuschaffen und der ärmste kann wenigstens ohne Maultrommel nicht leben, mit deren Hülfe er sich am kühlen Abend, nach beendigter schwerer Arbeit erheitert.

Mit der Musik ist der Tanz verwandt, der auch hier zu den Vergnügungen dieses lebhaften Volkes gehört. Die Tänzerinnen zeigen in ihren Bewegungen oft große Geschicklichkeit und natürliche Grazie.

Eine andere große Liebhaberei der Birmanen sind die Feuerwerke, welche bei keinem Feste fehlen dürfen. Sonderbar ist es, daß sie solche am Tage abbrennen; — sie sagen, es könnten sonst die Leute zu Schaden kommen.

Ihre Raketen sind sehr schön; die Cylinder derselben sind acht Fuß lange hohle Bäume, von zwei bis drei Fuß Umfang. Diese bindet man fest an beinahe zwanzig Fuß lange Bambusröhre, und diese große Maschine, die von einer angemessenen Menge Pulver in Bewegung gesetzt wird, steigt dann zu einer außerordentlichen Höhe, indem sie einen herrlichen Feuerstrom durch die Lüfte führt. Die ungeheueren Raketenstöcke würden freilich beim Herunterfallen in der Nacht, wo man sich nicht vorsehen kann, leicht die Menschen todtschlagen können. — Bei großen Festen, wo sich die Abgeordneten aus den verschiedenen Districten einfinden, hat jede Deputation ihren eigenen Wagen mit Feuerwerk beladen, das an dem allgemeinen Versammlungsplatz abgebrannt wird. Es entsteht hieraus ein Wettkampf um die Ehre, das schönste Feuerwerk geliefert zu haben, der für die Förderung dieser Kunst vortheilhaft seyn muß und einem besseren Gegenstande zu wünschen wäre. Die von den Districten abgesendeten Männer und Weiber ziehen den Abend vor der Feierlichkeit in Procession vor dem Gouverneur der Provinz vorbei. Die Wagen mit dem Feuerwerk werden von vier Büffeln gezogen, und sind mannichfach mit Pfauenfedern und Tibetanischen Kuhschwänzen geziert. Die Männer tanzend und schreiend folgen den Wägen, und ihnen die Weiber im Chore singend und den Tact mit den Händen schlagend. Das Ganze gleicht einem bacchischen Zuge, doch ohne eine Ausgelassenheit in den Sitten bemerkbar zu machen. Daher in dem Chore der Mädchen sich stets einige Matronen befinden, um die Lebhaftigkeit der Jugend im Zaume zu halten.

Auch in der Kunst der Illuminationen haben es die Birmanen weit gebracht; ihre nächtlichen Beleuchtungen sollen bisweilen wahrhaft feenhafte Schauspiele gewähren. Bei einigen Feierlichkeiten wird die Hauptstadt während vierzehn Tagen jeden Abend auf das prächtigste erleuchtet.

Laternen von buntfarbigem, durchsichtigen Papier, auf Gerüsten von Bambusrohr hängend, und in allerlei Figuren zusammengestellt, machen einen überraschenden, angenehmen Eindruck; der kaiserliche Pallast scheint bei solchen Gelegenheiten von Glanz umflossen zu seyn. Das fröhliche Volk, das in zahllosen Haufen durch die Gassen wandelt, belebt die Scene, die unter diesem schönen Himmel ein um so interessanteres Schauspiel lebendiger Menschheit darstellt.

Am letzten Tage des Jahres, welcher hier auf den 12ten April fällt, treibt man im ganzen Reiche eine sonderbare Lustbarkeit, die jedoch auch in Europa nicht ganz unbekannt ist; wenigstens haben Reisende sie in Portugal, aber auch nur da, bemerkt. Um nämlich alle Flecken des alten Jahres abzuwaschen, herrscht bei den Birmanen die Gewohnheit, daß die Weiber jeden Mann, der ihnen begegnet, mit Wasser bespritzen; wobei diesen keine andere Art von Gegenwehr erlaubt ist, als die Weiber wieder zu begießen. Alles geht übrigens dabei ordentlich und sittsam zu, und wenn ein Weib erklärt, sie wolle nicht Theil nehmen, so läßt man sie, wie z. B. eine Schwangere, ungeneckt. Die Mädchen stürzen, wo sie einen Mann habhaft werden können, ganze Kessel mit Wasser über ihn, die ihnen dann, wo möglich, das Vergeltungsrecht angedeihen läßt, wobei beide Theile um so größere Freude bezeugen, je triefender sie ihren Gegner das Feld räumen sehen.

Die Birmanen spielen auch gern Schach, welches besonders bei den Vornehmen im Ansehen steht. Ihr Schachbret hat, wie das unsrige, vier und sechzig Felder, auch bedienen sie sich derselben Anzahl Steine; aber Namen, Stellung und Gang sind von unserem Spiele ganz verschieden. Der König und sein Minister reiten auf Elephanten, (eine Königin kennen sie nicht) und werden

von zwei Kasteelen (Yettay), zwei Rittern zu Pferde (Mene), zwei Befehlshabern zu Fuß, wovon der eine Miem, der andere Chekei heißt, und von acht Soldaten vertheidigt. Jede Partei ist in drei Reihen gestellt, so daß acht Felder an den Seiten offen bleiben. Keiner von ihren Steinen hat den Gang unserer Königin; ihre Art zu spielen scheint aber verwickelter, als die unsrige zu seyn. Dieses Spiel nennen sie Chedrien, welches einen König oder Oberherren bezeichnet. Sie legen demselben ein hohes Alter bei; auch kommt es in ihren heiligen Schriften vor, welche dasselbe erlauben, dahingegen ihnen alle andere Spiele verboten sind.

Dies ist das Wesentlichste, was wir in Symes Reise über die Vergnügungen der Birmanen haben auffinden können. Es erhellet, wenn wir nicht irren, daraus, daß die Nation sich bereits in einem gesellschaftlichen Zustande befinde, der sie geschickt machet, unter glücklichen Umständen schnelle Fortschritte auf dem Wege zur Cultur zu machen; welches wir in den folgenden Abschnitten noch häufig zu bestätigen, Gelegenheit haben werden.

8.

Wissenschaftliche Cultur.

Bei der Gründlichkeit und Höhe, welche die Wissenschaften der Europäer erlangt haben, war es natürlich, daß sie die Südasiaten, die in der wissenschaftlichen Cultur auf einer untergeordneten Stufe stehen, für halbe Barbaren halten mußten. Indessen ist es auffallend, daß jemehr wir den Orient kennen gelernt haben, auch unsere Achtung für die geistige Ausbildung seiner Völker sich ver-

größert hat; und so haben jetzt bereits mehrere Freunde und Kenner der Morgenländischen Sprachen und Literatur es anerkannt, daß auch wir noch, wie einst die Griechen, aus Indien Weisheit holen könnten. Dieses kann jedoch nur von der Philosophie, vorzüglich von der Moral, und von der Poesie gelten; in allen positiven Wissenschaften müssen die Morgenländischen Völker unsere Schüler werden, wenn sie nicht stehen bleiben, d. h. zurückgehen wollen, denn im Wissen giebt es keinen Stillstand. Die reichste Ausbeute für Philosophie und Poesie ist unstreitig in Hindustan zu suchen, wiewohl häufig der Schlüssel zu den Räthseln ihrer Mythologie und Geschichte nur in Hinterindien gefunden werden dürfte. Diese Wahrheit ist von den Engländern, denen wir die wichtigsten Beiträge zur wissenschaftlichen Kunde des Orients verdanken, auch anerkannt worden, und ihre Bemühungen, sich mit den Schriften Hinterindischer Völker bekannt zu machen, sind nicht ganz fruchtlos gewesen. Einen schätzbaren Beitrag verdanken wir in dieser Hinsicht dem D. Buchanan, der als Arzt den Brittischen Gesandten Symes auf seiner Reise durch das Birmanische Reich, begleitete, und einen Aufsatz über die Religion der Birmanen bekannt machte, der in den Asiatic Researches abgedruckt und im 31sten Bande der Sprengel-Ehrmann'schen Bibliothek auch ins Teutsche übersetzt ist. Diejenigen unserer Leser, die sich näher über diesen Gegenstand unterrichten wollen, müssen wir auf jene Schrift hinweisen; wir können hier, des Raumes wegen, nur die wichtigsten Resultate anführen, und bemerken bloß noch, daß Buchanan den größten Theil seiner Nachrichten einem zwar fleißigen und aufmerksamen, aber nichts weniger als vorurtheilfreien Missionar verdankte.

Die Birmanen haben von der Astronomie noch sehr unvollkommene Kenntniß. Da ihre Religion ihnen die

Sterndeuterei verbietet, die überall, bei der Schwachheit und Eitelkeit der Menschen, der reinen Himmelskunde den Weg gebahnt hat: so ist vielleicht gerade deswegen diese Wissenschaft von ihnen vernachlässiget worden. Noch jetzt können sie keine Kalender machen, sondern überlassen dieses Geschäft den eingewanderten Hindustanischen Braminen, welche als Astrologen und Wahrsager von den Birmanischen Reichen und Vornehmen, wie einst die Chaldäer von den Königen von Persien, in den Häusern gehalten und besoldet werden *). Von diesen Braminen und früher, wie es scheint, von den Astronomen in Siam, wo die Geistesbildung sich mehr entwickelt hat, haben die Birmanen ihre Astronomie gelernt. Wahrscheinlich hat der jetzige Kaiser, der ein einsichtsvoller und wißbegieriger Regent seyn soll, erst dazu beigetragen, daß diese Wissenschaft nunmehr auch in seinem Reiche Anhänger findet. Wenigstens hat er es versucht, eine richtigere Zeitrechnung, auf Vorschlag der Braminen, einzuführen. Das gewöhnliche Birmanische Jahr ist nämlich ein Mondjahr, und besteht aus 12 Monden, die wechselsweis 30 und 29 Tage zählen. Da dieses Jahr 11 Tage kürzer als das Sonnenjahr ist, so schalteten die Birmanen alle drei Jahre einen Monat ein. Aber die Braminen fanden bald, daß diese Einrichtung keinesweges den Anfang des Sonnen- und des Monds-Jahres auf einen Tag brächte. Sie suchten daher von Zeit zu Zeit andere Schaltmonate einzuführen, und der Kaiser, von der Nützlichkeit ihres Vorschlags überzeugt, überredete die Gelehrten der Hauptstadt, dem Jahr einen Schaltmonat einzuverleiben. Doch fand er nicht die

*) Diese Wahrsager stehen beim Volke in großem Ansehen kein wichtiges Geschäft wird unternommen, ohne sie über die günstigste Zeit um Rath zu fragen. Die Regierung so sich ihrer auch bisweilen bedienen, um das Volk für gewiss Maßregeln und für den glücklichen Erfolg derselben günst zu stimmen.

selbe Nachgiebigkeit in den Provinzen, deren Priester lieber die alte falsche Zeit, als die neue richtigere haben wollten, und zwar schon um deswillen, weil die Braminen, als Fremdlinge, die dem Einfluß und Erwerb der inländischen Gelehrten Eintrag thaten, die Neuerung bewirkt hätten. — Merkwürdig ist, daß die Birmanen acht Planeten zählen, von denen sie aber den letzten, Rahu, für unsichtbar ausgeben.

So verworren als ihre Kenntniß von der Astronomie ist, so willkürlich, dunkel und phantastisch sind ihre Begriffe von der Welt und der Erde. Sie nennen das Universum: Logha, d. h. allmähliche Zerstörung und Wiedererzeugung. Denn sie glauben, daß nachdem die Welt durch Feuer, Wasser oder Sturm zerstört worden sey, sie sich selbst wieder in ihre alte Gestalt zurück geformt habe. — Unsere Erde halten sie für eine kreisförmige Ebene, die in der Mitte etwas erhaben ist, so, daß vom Centro bis zur Peripherie überall etwas Abhängigkeit Statt findet. Diese Erde umgiebt eine sehr hohe Gebirgskette. Der Umkreis der Erdfläche ist dreimal so groß als der Durchmesser, und die Dicke der Erde beträgt ein Fünftel desselben. Die Hälfte dieser Dicke besteht aus Erdstaub, die andere untere Hälfte aus einem dichten Felsen. Die ganze Masse wird von einer doppelt so dicken Lage Wasser und dieses wieder von einer abermals doppelt so starken Lage Luft getragen. Darunter ist ein leerer Raum. Außer unserer Erde giebt es noch zehn Millionen andere Erden von ähnlicher Gestalt.

In der Mitte des erhabensten Theils unserer Erde befindet sich der höchste aller Berge, der, nach der wunderlichen Berechnung der Birmanen, eine Höhe hat, die dem 14ten Theil des Diameters der Erde gleichkommt, und ungefähr halb so breit als hoch ist. Diese ungeheure Masse steht auf drei Füßen von Karfunkel und wird von sieben Reihen Bergen, als eben so vielen Gürteln, umgeben;

in den Thälern zwischen diesen Bergreihen fließen sieben Flüsse, deren Wasser hell wie Krystall und ihre Leichtigkeit so groß ist, daß sie nicht die kleinste Feder tragen können, daher auch kein Schiff dahin gelangen wird.

Den vier Hauptpuncten des großen Berges, Mienmo, gegenüber liegen im Ocean vier große Inseln, die von Menschen und Thieren bewohnt werden, und nichts als eine dunkle Vorstellung der Welttheile sind. Außer den vier großen Inseln giebt es noch 2000 kleinere, von denen je 500 zu einer der größern gehören.

Diese wunderliche Geographie gründet sich auf die heiligen Schriften der Birmanen. In neueren Zeiten sind sie durch Europäer eines Besseren belehrt worden, und haben wenigstens über den Theil der Erde, den sie und ihre Nachbaren bewohnen, bessere Begriffe erlangt. Dr. Buchanan sagt, daß ihm mehrere Birmanen vorgekommen wären, die von der Lage der verschiedenen Theile ihres großen Reichs sehr wohl unterrichtet, auch nicht gan[z] ohne Kenntniß der benachbarten Staaten waren und si[ch] über die entfernteren gern zu belehren suchten. Sie be[-]griffen die Landcharten der Europäer sogleich und Einig[e] von ihnen konnten Entwürfe von ihrem Lande machen, d[ie] sehr sauber und hinreichend waren, einigen Begriff v[on] der Richtung der Flüsse und Berge und von der Lage d[er] Städte, Seen und Provinzen zu geben. Im großen A[u-]dienzsaal des Palasts zu Umarapura soll der Kai[ser] eine General-Charte von allen seinen Staaten haben, [die] durch Vergleichung mit den verschiedenen Zügen der je[tzi-]gen königlichen Familie durch das Land, und mit [den] Verzeichnissen der Städte und Dörfer, welche die Gouv[er-]neurs der Provinzen jährlich einsenden müssen, verbes[sert] worden ist. In diesen Verzeichnissen befinden sich die [ge-]nauen Angaben der Zahl der Häuser und der männli[chen]

Bewohner jedes Districts. Ein sicherer Beweis, daß die Birmanen die Wichtigkeit der Länderkenntniß einsehen.

In den Birmanischen Schriften werden 101 Nationen als die Bewohner der Erde aufgeführt; in dieser Liste finden sich viele unbekannte Nationen und selbst die bekannten sind mit ganz fremden Namen angegeben; so heißen die Europäer oder die Bewohner des Westen Kula, die Chinesen Tarout, die Siamer Yoo-da-ya, und die Birmanen selbst Miam-ma *).

So unvollkommen übrigens die Geographie der Birmanen, in wie weit ihre heiligen Schriften darüber Auskunft geben, auch seyn mag, so kann gleichwohl ein großer Theil ihrer Angaben sich auf Wahrheit gründen, und von den Europäern nur nicht verstanden werden. So machen sie Beschreibungen von Gebirgen, die ziemlich auf die Tibetanischen zu passen scheinen, und manche Beschreibung der Flüsse kann vielleicht in der Folge auf Entdeckungen leiten. Auf jeden Fall ist es erfreulich zu sehen, daß

*) Einige Reisende behaupten, daß die Einwohner des Reiches Ava die Benennung Burmas, Birma, Berme nicht kennen, sondern sich durchgängig Myammali nennen. Dalrymple sagt dagegen ausdrücklich, daß die Einwohner ihr Land Buraghmah nennen. Es ist sehr möglich, daß die Birmanen, die das r nicht gut aussprechen und wie alle Orientalen für ein ungeübtes Europäisches Ohr sehr unverständlich reden, bald Myamma, bald Byraghma oder Byamma und dergl. zu sagen scheinen. Man lasse einen Asiaten nach Teutschland kommen, und in Ober- und Niedersachsen nachfragen, so wird er auch nicht wissen, ob wir uns Deutsche, Teutsche oder Ditsche nennen. Die Franzosen nennen uns les allemands, die Engländer the germans, die Italiener i tedeschi. Können in Birman, wo so viele Völker wohnen, nicht ähnliche Benennungen Statt finden? —

die Birmanen in neueren Zeiten sich um geographische Kenntniß bewerben.

Die Birmanen besitzen mehrere Geschichtbücher, welche die Lebensbeschreibungen und Thaten ihrer Regenten enthalten. Daß Fabeln und Wunder darin gehäuft sind, ist bei der lebhaften Einbildungskraft der Orientalen und bei ihrer Neigung zu symbolisiren nicht zu verwundern. Das berühmteste historische Werk der Birmanen soll der Maha-rasa Wayn-gyn seyn, wovon Dr. Buchanan eine Uebersetzung zu liefern versprochen hat. Man findet in den Bibliotheken der Birmanen auch häufig Uebersetzungen von den Geschichten der Chinesen und Siamesen, und der Königreiche Kathen, (Kussay oder Meckely) Ko-schenpyen, Pagoo, Saymmay und Laynzayn (Unter-Laos).

Auch Recht und Politik ist diesem Volke nicht fremd. Sie haben ein Gesetzbuch, das dem Menu *) zugeschrieben wird, und eine Menge Commentare desselben. Das Birmanische Gesetzbuch, sagt Symes, zeigt überall eine gesunde Moral und übertrifft die Indischen Rechtsbücher an Deutlichkeit und gesundem Verstande. Es unterscheidet alle Arten der Verbrechen und leitet den Unerfahrnen in zweifelhaften Fällen. Indessen sind darin auch Gottesurtheile festgesetzt und über die Weiber mehrere barbarische und entehrende Verordnungen gegeben. Aus dem Schlusse, den uns Symes mittheilt, heben wir einige merkwürdige Stellen aus.

*) Der Menu der Indier ist ein Enkel Brama's und der erste erschaffne Mensch. Er ist zugleich einer der ältesten Könige, der seine Regierung durch weise Gesetze auszeichnete. Ein Commentar über diese Gesetze erschien 1777 zu London: Code of gentoo Laws or Ordinations, of the Pundits, und auch ins Teutsche übersetzt. Weimar beim L. Industr. Compt. 1797.

„Ein weiser Fürst ist seinem Volke eben so theuer, als der Arzt dem Kranken, das Licht denen, die in der Finsterniß sitzen, das wieder erlangte Licht dem Blinden, als der Mond in der Mitternacht und dem Kinde die Muttermilch.“

„Es ist die Pflicht des Fürsten und seiner Räthe, für das Wohl des Reichs zu sorgen, dem Landmann, dem Kaufmann, und wer von bürgerlichen Gesetzen lebt, nach Vermögen zu helfen, damit ihr Wohlstand und irdisches Glück täglich wachse. Sie müssen alle milde Anstalten zu befördern suchen, die Reichen ermuntern, den Armen wohlzuthun, und freigebig fromme, löbliche Einrichtungen emporbringen. Und hat ihr Einfluß oder Beispiel gute Werke vervielfältiget, oder veranlaßt, haben sie die Mildthätigkeit befördert, und durch ihre Bemühung Menschenglück vermehrt, so wird der sechste Theil dieser Handlungen, wenn sie gleich durch andere verrichtet sind, in den Büchern des Himmels verzeichnet und ihnen zugerechnet werden. Am letzten Tage in der feierlichen ernsten Stunde des Gerichts wird der Geist, welcher auf diamantenen Tafeln die Thaten der Menschen der Vergessenheit entreißt, sie zu ihrem Besten hervorbringen. Wird aber das Wohl des Landes vernachlässigt, wenn die Gerechtigkeit schläft, Empörungen ausbrechen, wenn Räuber und Mörder im Lande umherziehen, so wird ihnen der sechste Theil aller Verbrechen, welche durch ihre Nachsicht begangen werden, angerechnet, und mit schwerer Rache ihre Häupter schlagen, deren Folgen keine Zunge zu erzählen, und keine Feder zu beschreiben vermag.“

Wir werden in dem folgenden Abschnitte noch Gelegenheit haben, Etwas von dem peinlichen Recht und der Rechtspflege überhaupt zu sagen.

Ueber den Zustand der Arzneiwissenschaft, unter den Birmanen, berichtet der Arzt Dr. Buchanan Folgen-

des. Sie theilen die Krankheiten in sechs und neunzig Hauptarten, und mehrere untergeordnete Gattungen. Alle diese Krankheiten sind in ihren medizinischen Schriften ausführlich beschrieben, nebst Beifügung der Recepte, die für jede gut seyn sollen. Ihr vorzüglichstes Medicament aus dem Thierreiche ist Mumie. Die Quecksilberkur, in den galanten Krankheiten, ist ihnen bekannt, aber die Art und Weise, wie sie dieselbe anwenden, ist nicht immer zweckmäßig, noch von aller Gefahr frei. Sie verfertigen nämlich ein Licht von Zinnober und einigen andern Ingredienzen, zünden es an und lassen dem Patienten durch die Nasenlöcher den Dampf einathmen. Diese Kur kann der Patient nicht lange fortsetzen, da sie Mangel an Eßlust, und eine außerordentliche Entkräftung verursacht. — Die Arzneimittel der Birmanen sind übrigens größten Theils aus dem Pflanzenreiche genommen, und meistens von der aromatischen Art. Unter andern gehören Muskatennüsse mit zu ihren Lieblingsmedicamenten. Sie kennen die Pflanzen, die in ihrem Lande wachsen, und haben für eine große Anzahl derselben schickliche Benennungen. — Die Aerzte erklärt der Dr. Buchanan für bloße Empyriker, als ob die unsrigen mehr seyn könnten; — Jeder von ihnen giebt vor, ein oder das andere Arcanum zu besitzen, das für Alles gut ist. Besonders geschickt sind sie in Mitteln schuß- und hiebfest zu machen; daher Dr. Buchanan für einen Ignoranten gehalten wurde, weil er dafür kein Recept zu verschreiben wußte *).

*) Dr. Buchanan erwähnt einer sonderbaren Gewohnheit, welche unsere Leser unterhalten wird. „Wenn eine junge Frauensperson, sagt er, gefährlich krank wird, so treffen oftmals die Aeltern mit dem Arzte eine Uebereinkunft, nach welcher sie dieser in die Kur nimmt. Kommt die Kranke mit dem Leben davon, so nimmt sie der Arzt als sein Eigenthum zu sich; stirbt sie aber, so muß er den Aeltern so viel bezahlen, als sie werth war; denn im Birmanischen Reiche geben die Aeltern nie eine Tochter als Frau ob

Von der Wundarzneikunst behauptet unser Gewährsmann, daß sie sich, wie er glaubt, nicht weiter erstrecke, als daß die Birmanischen Chirurgen Wunden verbinden und verrenkte Gliedmaßen wieder einrichten können. Das wäre indessen immer etwas. Die Kunst, die Pocken zu inoculiren, war von Arrakan nach Ava verpflanzt worden.

Wir beschließen diese kurze Nachricht von dem Zustande der Wissenschaften mit der Blüte aller, mit der Poesie. Sie steht hier in großem und allgemeinem Ansehen und da die Birmanen große Freunde des Gesanges sind, so lernt jeder von ihnen Lieder, woran sie ungemein reich sind, auswendig, und ergötzt sich daran bei Freude und Leid. Ihre Verse sind harmonisch und nach Gesetzen der Prosodie abgemessen. Sie haben epische und sehr berühmte religiöse Gedichte. Die Thaten ihrer Könige und Feldherren werden in Alexandrinern besungen. Alompra ist der Gegenstand eines Heldengedichts geworden, das seiner würdig seyn soll. Daß sie Schauspiele haben, ist schon oben erwähnt. Für die komische Gattung scheinen sie eine besondere Anlage zu besitzen. *).

Beischläferin weg, ohne sich dafür eine namhafte Geldsumme zahlen zu lassen. Uebrigens ist mir nicht bekannt, ob der Arzt das Recht hat, ein solches Mädchen wieder zu verkaufen, oder es als Mitglied seiner eigenen Familie bei sich behalten muß; indeß führt mich der Umstand, daß ich in dem Hause eines Arztes zu Mynda eine große Anzahl schöner junger Frauenspersonen wahrnahm, auf die Vermuthung, daß dieser Brauch ziemlich allgemein eingeführt seyn mag."

*) Die Birmanen lachen sehr gern, und geben schon dadurch ihre bessere Natur zu erkennen. „Diese Orientalen, sagt Dr. Buchanan, sind in der That ein lebhaftes, humoristisches Volk; sie tanzen, lachen und singen, mitten unter Druck und Unglück, wie die Franzosen."

Unsere Leser werden hieraus den Zustand der wissenschaftlichen Cultur unter den Birmanen beurtheilen können. Wir bemerken nur noch, daß jeder Einwohner, bis auf den gemeinsten Matrosen lesen kann. Auch giebt es eine Menge Bibliotheken im Reiche; jedes Kloster hat eine, und die Bibliothek des Kaisers in Umerapura ist eine der prächtigsten, die man sehen kann. Die Bücher sind darin nach den Fächern geordnet, und sehr reich verziert. Diese Bibliothek enthält vielleicht Schätze, von deren Wichtigkeit wir keine Ahnung haben, und die über Völkerkunde und Geschichte des Morgenlandes die wichtigsten Aufschlüsse verbirgt. Den Europäern war der Zutritt zu dieser Bibliothek nicht versagt; da überdies die Birmanen die Mittheilung ihrer Schriften für ein Verdienst halten, um Kenntnisse zu verbreiten: so könnte ein Europäer, der mit den Orientalischen Sprachen vertraut ist, wohl nirgends in der Welt eine ergiebigere Fundgrube für die wissenschaftlichen Schätze der Morgenländer finden, als in dieser Bibliothek des Birmanischen Kaisers.

9.

Verfassung. Kaiserliche Titel. Stände. Rechtspflege.

Asien ist das gelobte Land der Despoten; daher wir auch in Birma keine andere, als eine despotische Verfassung erwarten dürfen. Indessen zeigen sich hier einige liberale Einrichtungen, die in andern Theilen Asiens nicht leicht gefunden werden. Die Regierung wird durch ein völlig organisirtes Ministerium verwaltet, und hat einen Staatsrath und ordentliche Länderstellen. Diese Einrichtungen beweisen zur Gnüge, daß die Birmanen, die

so schnell ein mächtiges Reich gegründet haben, in der Kunst, es zu befestigen, keine Fremdlinge seyn können. In der That hat Symes den Birmanen keine größere Lobrede halten können, als durch die Beschreibung, die er uns von der Staatsverfassung giebt, und die gewiß auch unsere Leser interessiren wird.

In keinem östlichen Lande ist der königliche Hofstaat mit genauerer Pünctlichkeit eingerichtet, als in Birma. Er ist glänzend ohne Verschwendung und zahlreich, ohne durch die Menge der Personen lästig zu seyn, denn ein Jeder hat seine angewiesenen Verrichtungen. Die kaiserliche Familie besteht aus dem Kaiser, seinen rechtmäßigen Gemahlinnen und ihren Müttern, und seinen Söhnen. Der älteste in einer rechtmäßigen Ehe erzeugte Sohn ist der Kronprinz, Endschi-Tekien, der zunächst folgende, der Prinz von Prome. Die drei natürlichen Söhne des Kaisers führen die Titel: Prinz von Tongho, von Persaim und von Pagahne. Wenn der Endschi-Tekien Söhne hat, so behauptet der erstgeborne den Rang vor seinen Oheims, denn die Krone fällt immer auf die älteste männliche Linie.

Nach den Prinzen von Geblüt folgen die vier Staatsminister. Sie heißen Wuhngies, von Wuhn eine Last, wodurch angedeutet wird, daß eine Last auf ihnen ruht. Diese Wuhngies bilden den Staatsrath, Lotu, welcher sich täglich von zwölf bis vier Uhr versammelt. Von den Wuhngies erhalten die Maywouns, Vicekönige oder Statthalter in den Provinzen die Befehle; diese führen die Oberaufsicht über jedes Landescollegium, hängen jedoch vom Kaiser ab, der unumschränkt regiert. Es sind den Ministern im Staatsrathe noch vier andere hohe Beamten, die Wuhndocks, zugetheilt, die nur eine berathende, aber keine entscheidende Stimme haben; sie können jedoch, da alle Verhandlungen protocollirt werden, ihr Gutachten, oder

ihre vom Staatsrath abweichende Meinung zu Protocoll geben.

Noch haben vier Minister des Innern, **Attowons**, oder kaiserliche geheime Räthe, großen Einfluß bei den Staatsgeschäften, und können den Beschluß des Staatsrathes aufheben. Sie sind die eigentlichen Rathgeber des Kaisers, und haben zu jeder Zeit Zutritt bei ihm, welches Vorrecht selbst der erste Wuhngie nicht genießt. Der Kaiser wählt sie nach der Meinung, die er von ihren Talenten und von ihrer Rechtlichkeit hat. — Zu diesem Departement gehören vier Staatssecretaire, welche wieder eine Menge anderer Secretaire und Schreiber beschäftigen; vier Nachaangies, die Alles, was verhandelt wird, niederschreiben, und davon Bericht erstatten. Vier Ceremonienmeister führen vornehme Fremde beim Könige ein, und überbringen die Berichte oder Beschlüsse des Staatsraths an den König. Neun Sandazain (maîtres des Requêtes) lesen alle Bittschriften, und andere officielle Eingaben, Anschreiben rc. vor, welches immer mit lauter Stimme geschieht.

Der oberste Zahlmeister (Finanzminister) bekleidet ebenfalls einen wichtigen Posten, den bisweilen einer von den Wuhngies verwaltet.

Der Staatsrath ist, wie es scheint, vorzüglich eine Justizstelle, denn die Statthalter in den Provinzen sowohl, als der vier Stadt-Maywuhns (Präfecten) von der Hauptstadt Umerapura schicken die Gerichtsacten und ihr Gutachten an den Staatsrath, der sie revidirt und das Resultat an den König berichtet, der bei Criminalprocessen das Recht der Begnadigung ausübt.

Zum Besten der Parteien sind bei den Gerichten besondere Advocaten angestellt. Beim Staatsrath giebt es deren acht, die Processe führen dürfen.

In den Provinzen wird die Justiz durch den Maywuhn oder Statthalter, den Raywuhn oder Stadtcommandanten, und zwei andere Magistratspersonen, den Tschekey und Sere-Dogee (Sere Dodschi) verwaltet. Jeder der drei letzten hat sein eigenes Departement, und entscheidet in seinem Hause in weniger bedeutenden Fällen; bei wichtigen Angelegenheiten aber versammeln sie sich, und bilden vereint den Gerichtshof. Sie verhören die Parteien, befragen die Zeugen, und fällen ihr Urtheil. Alles wird protocollirt und an den Maywuhn zur Bestätigung geschickt, der selbst über Leben und Tod absprechen kann. Von dem Maywuhn findet nur dann eine Appellation an den Staatsrath und Kaiser Statt, wenn der Beklagte ein öffentliches Amt bekleidet. In diesem Falle werden die Acten in die Residenz geschickt.

Es giebt am Hofe noch verschiedene angesehene Personen, die aber mit Staatsgeschäften nichts zu thun haben, wie des Kaisers Waffenträger, der Aufseher der Elephanten, und die Hofleute der Kaiserin und der Prinzen, deren jeder seinen eigenen Hofstaat hat.

Der kaiserliche Titel ist zu merkwürdig, als daß wir ihn nicht zur Unterhaltung unserer Leser hier mittheilen sollten. Er lautet, wie folgt:

Herr der Erde und der Luft, Alleinherrscher von großen Verdiensten und großer Macht, Herr der Königreiche Sonah-Parinda, Tombadeva, Seawuttena, Zagniengnia, Sunabump, der Provinz Hurri-Munza rc. rc. *); Eigenthümer der Häven, wo die Kaufleute

*) Es werden hier alle Districte, Häven und Städte, die dem Kaiser unterworfen sind, angeführt, aber mit Namen, die den Europäern nicht bekannt sind. Herr Symes, wie auch der französische Uebersetzer seiner Reisen, haben alle Namen abdrucken lassen, ohne sie zu erklären. Sie können

Handel treiben und die Einwohner beschützt sind; Besitzer aller kostbaren Edelsteine, der Bergwerke von Rubinen, Agathen, Saphiren, Opalen, imgleichen von Gold, Silber, Ambra, Blei, Blech, Eisen und Bernstein; der Länder, welche alles Wünschenswerthe erzeugen, als Bäume, Blätter und Früchte, wie sie im Paradiese wachsen; Herr der weißen, rothen und gefleckten Elephanten, der Pferde, Wagen, Lanzen und aller Kriegswaffen; Souverain der tapfern Feldherren und siegreichen Armeen, die unverwundbar sind wie der Felsen Mahakonda; Herr der Städte Mahanuggera und Umerapura, der großen und blühenden Stadt von Gold, die erleuchtet und leuchtend ist, wie der Aufenthalt der Engel, dauerhaft wie der Himmelsbogen, und reich an Gold, Silber, Perlen, Agathen und der neun ursprünglichen Steine; dessen Thron von Gold, der Sitz des Glanzes; von dem die kaiserlichen Edicte ausgehen und das Menschengeschlecht beglücken; Kaiser, der die zehn Pflichten kennt, denen alle Könige unterworfen sind, und welche dieser große Fürst streng erfüllt; dessen Einsicht, mit Hülfe der göttlichen Vorsehung, so groß ist, daß er sein Volk auf den rechten Weg leitet und es in Gehorsam erhält, und in der Straße der wahren Religion; dessen Volk im Wohlstand und Glück unter dem Schutz eines solchen Monarchen täglich mehr gedeihet; dessen Lob, so weit, als Sonne und Mond reichen, von denen ausgerufen werden möge, die ihr gehorsames Haupt unter seinen glücklichen Fuß beugen ꝛc.

künftig für die Geographie einmal wichtig werden; aber es ist genug, daß sie dort aufgezählt sind, und wir können uns die Mühe des Abschreibens ersparen. — Sonst pflegten die Könige von Ava sich auch Herren der 24 weißen Sonnenschirme zu nennen; dieser Titel scheint abgeschafft worden zu seyn.

So lächerlich pomphaft dieser Titel seyn mag, so ist doch, möchte man sagen, in der Narrheit Methode, und dem Kaiser wird darin nicht nur eine statistische Uebersicht seines Reiches, sondern auch der Umfang seiner Pflichten vor Augen gelegt. Die erwähnten zehn Pflichten, die ein wohlerzogener Birmanischer Monarch wahrscheinlich auswendig weiß, wie wir die zehn Gebote, sind in der That ein kurzer Inbegriff fürstlicher Tugenden, denn sie bestehen in allgemeiner Wohlthätigkeit, täglichem Gebet, Barmherzigkeit, Beschränkung der Abgaben auf den bloßen Zehnten, Gerechtigkeit, in Bestrafung ohne Zorn, Duldsamkeit und Ertragung des menschlichen Geschlechts, gleich der Erde, welche das Gewicht der ganzen Schöpfung trägt, in Anstellung weiser Befehlshaber, Anhörung guter Rathschläge und Vermeidung alles Stolzes.

Es läßt sich voraus sehen, daß ein Monarch mit so stolzen und prächtigen Titeln, an denen seine Unterthanen nichts übertrieben finden, von diesen beinahe abgöttisch verehrt werden muß, und daß der uneingeschränktesten Willkür des Herrschers nichts im Wege stehen könne. Das Niederwerfen in den Staub zu den goldenen Füßen des Herrn der Erde und der Luft ist die gewöhnlichste Ehrfurchtsbezeugung, und eine Ehre, die in Birma so hochgeschätzt wird, als bei uns der Handkuß.

Den nächsten Rang nach den Prinzen von Geblüt und der höchsten Staatsministern, nehmen die kleinen tributpflichtigen, mediatisirten Fürsten ein. Diese sind Prinzen, welche, ehe die Birmanen ihre Eroberungen so sehr erweiterten, kleine unabhängige Fürstenthümer besaßen, die sie so lange behaupteten, als die Wage der Gewalt noch zwischen den Birmanen, Peguanern und Siamesen schwankte. Aber seit dem entschiedenen Glück, welches die Waffen der erstern, nach der Thronbesteigung der jetzigen kaiserlichen Familie, begünstigte, sind ihre Län-

der Provinzen des Birmanischen Reiches geworden. Allen diesen kleinen Herrschern, auf deren Treue man sich verlassen konnte, ist die fernere Verwaltung ihrer ehemaligen Besitzungen überlassen worden, doch unter der Bedingung, daß sie jährlich einmal die Hauptstadt besuchen, um in Person dem Kaiser zu huldigen *).

Uebrigens giebt es keine erblichen Würden in Birma und alle werden vom Kaiser vergeben, nachdem sie durch Tod oder andere Veranlassung erledigt sind.

Der Adel hat verschiedene Abstufungen, welche an der Zahl der Ketten, die der Edelmann tragen darf, erkannt werden. Drei glatte gewöhnliche Ketten gehören für den untersten Grad, drei andere von feinem, nett zusammengeflochtenen Draht, bezeichnen die zweite Classe. Sodann folgen die Großen, welche sechs, neun und zwölf Ketten tragen. Eine größere Anzahl ist keinem erlaubt, indem der König allein mit vier und zwanzig Ketten behangen ist. Von andern Auszeichnungen der Stände haben wir bereits oben geredet, und bemerken hier nur noch, daß das Metall eines Spucknapfes ebenfalls ein Unterscheidungszeichen des Ranges ist; besitzt jemand einen goldenen, so gehört er sicher zu der vornehmsten Classe.

Zu der Uebersicht der Verfassung des Reiches gehört auch der Zustand der Finanzen. Der König hat nach dem Gesetz das Recht, den zehnten Theil aller Erzeugnisse einzufordern; so wie auch fremde Waaren ihre zehn Procent Abgabe zahlen müssen. Alle Abgaben werden in Natura

*) Die Leser werden bereits mehrere Züge in der Geschichte der Birmanischen Revolution und in ihren Folgen wahrgenommen haben, wodurch sie einige Aehnlichkeit mit der grosen Umwälzung in unserm Welttheile erhält. Es ist in der That merkwürdig, in so entfernten Gegenden ein übereinstimmendes Schicksal sich entwickeln zu sehen.

entrichtet, und nur ein geringer Theil zu Gelde gemacht. Der Ueberrest wird unverändert an die Beamten statt der Besoldung vertheilt. Die Prinzen von Geblüt, die Großbeamten des Reichs, und die Statthalter der Provinzen erhalten Districte, aus denen sie ihre Einkünfte beziehen. — Der kaiserliche Schatz giebt nur in seltenen Fällen Geld aus, da er die Dienstleistungen mit Anweisungen auf Länder und Gefälle vergütet. Dafür sind die Beamten aber zu einer unbedingten Dienstbarkeit verbunden, so wie ihre Untergebenen wenig mehr als ihre Sklaven sind. Auch der Kriegsdienst ist mit dieser Dienstbarkeit verbunden. Und so giebt die Verfassung des Birmanischen Reiches ein treues Bild der alten barbarischen Lehnsverfassung unserer Vorfahren. Dennoch ist der Kaiser von Birma nicht so arm, als es gewöhnlich die alten Europäischen Könige des Mittelalters waren; denn da jener das Geld nicht ausgiebt, so häuft sich nach und nach der Schatz, den zu sammeln eine Hauptsorge aller Asiatischen Fürsten ist. Den Vortheil der Circulation kennen sie nicht, wohl aber suchen sie sich in einem Lande, wo Revolutionen so häufig sind, auf jeden Fall eine bequeme Zukunft zu sichern. Daß in Fällen der Noth selten ein abgesetzter König mit seinen Schätzen entfliehen kann, sondern gewöhnlich für seine Feinde sammelt, entkräftet ihre vorgefaßte Meinung nicht, wie denn überhaupt die Menschen selten durch die Erfahrungen Anderer klug werden.

Man kann die Birmanen ein Soldatenvolk nennen, indem jeder Einwohner zum Kriegsdienst verpflichtet ist und der Stand des Kriegers für den ehrenvollsten gehalten wird. Aus eben dieser Ursache haben sie auch, außer der Garde des Kaisers und den Polizeisoldaten, in Friedenszeiten kein stehendes Heer. Soll eine Armee ins Feld ziehen, so ergeht aus dem kaiserlichen Pallast ein Befehl an die Statthalter und Districtsvorgesetzte, an einem be-

stimmten Tage mit ihrem Contingente auf dem angewiesenen Sammelplatz zu erscheinen. Die Truppenstellung richtet sich nach der Bevölkerung der Provinz und der Anzahl der conscribirten Häuser, gewöhnlich rechnet man auf zwei bis vier Häuser einen Krieger, der gestellt oder mit 300 Thalern (Tackals) vergütet werden muß. Die Regierung versorgt ihn mit Waffen und wahrscheinlich auch mit Mundvorrath, da sie sonst keinen Sold zahlt. Die Verwandten des Conscribirten sind für seine Aufführung verantwortlich, daher sie, wie Geißeln, in ihrem Wohnorte sorgfältig beobachtet werden. Im Falle der Desertion oder des Verraths werden Frau, Kinder und Verwandte des Schuldigen hingerichtet; selbst seine Feigheit kann seine unschuldige Familie ins Verderben stürzen. Dieser unmenschliche Gebrauch muß gleichwohl auf das Gemüth des Soldaten einen tiefen Eindruck machen, und ist vielleicht das einzige Mittel, ihn seinen Fahnen treu zu erhalten, da die Ehre von diesen Sklaven so wenig, als der Enthusiasmus für den Ruhm des Vaterlandes gekannt wird.

Die Garde des Kaisers besteht aus Reitern und Fußvolk. Letzteres ist mit Flinten und Säbeln bewaffnet; die Reiter aber führen einen sieben bis acht Fuß langen Speer, den sie mit großer Geschicklichkeit schwingen, und sind sämtlich Einwohner von Kassey und gut exerciert. Sie haben auch eine Art Uniform, welche der Infanterie fehlt; die Füße aber sind ganz bloß. Die Pferde sind klein, doch lebhaft und von guter Dauer. Sie werden gegen die Gewohnheit des Orients verschnitten, daher sie ohne Gefahr und ohne einander zu beschädigen, aufs freie Feld gejagt werden *).

Die Regierung ist in Friedenszeiten besorgt die Magazine mit Kriegsvorräthen zu versehen. Symes hört

*) Diese Pferde werden mit den Holzschiffen häufig nach Madras ausgeführt, wo man sie mit Vortheil verkaufen kann

von einem Magazin, worin 20 000 Flinten aufbewahrt wurden. Diese sind entweder französische Gewehre oder ausgeschossenes Gut aus den Zeughäusern des Brittischen Indiens. Die Bewohner von Kassay verfertigen bisweilen selbst ganz gute Gewehre.

Die Hauptkriegsmacht der Birmanen besteht in ihren Kriegsbooten. Jede am Flusse gelegene Stadt muß nach ihrer Größe, eins oder mehrere dieser Fahrzeuge, nebst der erforderlichen Mannschaft stellen, und der König kann auf diese Art bald fünfhundert zusammen bringen. Sie bestehen aus einem ganzen Tiekstamme, der durch Feuer oder die Axt ausgehöhlt wird. Die größten sind achtzig bis hundert Fuß lang, aber nur acht Fuß breit. Sie führen fünfzig bis sechzig Ruderer. Das Vordertheil besteht aus einem Stück, und ist oben flach. Auf demselben ist eine sechs- bis zwölfpfündige Kanone befestigt, und Drehbassen sind häufig am Hintertheile angebracht.

Jeder Ruderer ist mit einem Spieß und Säbel bewaffnet, welche bei der Arbeit ihm zur Seite liegen. Außer diesen Ruderern ist jedes Boot noch mit dreißig, mit Flinten versehenen, Soldaten bewaffnet. So gerüstet gehen diese Kriegsboote in Flotten vereint dem Feinde entgegen und bilden, sobald sie ihn erreichen, eine Schlachtlinie, wobei das Vordertheil des Bootes gegen den Feind gerichtet ist. Der Angriff ist ungestüm; die Birmanen dringen mit Schnelligkeit vor, indem sie einen kriegerischen Gesang anstimmen, der sie selbst aneifern, den Feind beängstigen und die Ruderer im Tact erhalten soll. Sie suchen gern zu entern und dann entsteht ein fürchterliches Gefecht, denn sie haben Muth, Stärke und Gelenkigkeit. In Friedenszeiten üben sie sich in diesen Seegefechten, die dann mit so viel Geschicklichkeit in den Manövers ausgeführt werden, daß sie selbst den Beifall Europäischer Officiere verdienen. Da die Schaluppen nicht hoch über dem Wasser stehen, so

laufen die kleineren Boote die größte Gefahr, von den größeren in den Grund gebohrt zu werden. Die ganze Aufmerksamkeit des Steuermanns ist daher dahin gerichtet, diesem Stoße durch eine geschickte Wendung auszuweichen, welches ihnen alles mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit gelingt. — Die Ruderer sind darauf abgerichtet, auch rückwärts zu rudern, und die Schaluppe mit dem Hintertheil vorwärts zu bewegen. Auf solche Art ist bei den Retiraden ihre Artillerie stets gegen den Feind gerichtet.

Die ursprünglichen Waffen der Birmanen bestehen aus Speeren, Wurfspießen, Armbrüsten und Säbeln. Das kleine Feuergewehr haben sie erst durch die Europäer kennen gelernt; aber Kanonen gab es schon vor der Ankunft der letzteren, wie denn das Schießpulver in Asien früher, als in Europa entdeckt worden ist.

10.

Religion der Birmanen *).

Die Birmanen sind Verehrer des Gaudma, welcher Gott kein anderer als der Buddha der Singalesen und mehrerer Morgenländischen Völker ist. Wir haben über dieses Religionssystem bereits bei der Beschreibung von Seilan das Nöthigste angeführt und können uns hier um so kürzer fassen.

Mit der Gottheit des Gaudma hat es eine ganz besondere Bewandtniß; er ist zwar Gott und zwar der Höchste unter denen, die von den Birmanen verehrt wer-

*) Nach Buchanan a. a. O.

den; aber es hat vor ihm schon Götter gegeben, und wird nach ihm noch mehrere geben. Auch hat er nicht die Welt geschaffen, wie es überhaupt, nach den Begriffen der Birmanischen Weisen eine Gotteslästerung seyn soll, einen Gott für den Weltschöpfer anzunehmen. Die Welt ist vielmehr von Ewigkeit her, und wird auch nie ein Ende nehmen. Aber sie ist in einem steten Wechsel von Zerstörung und Wiedererzeugung begriffen. Sie zerstört sich selbst und erzeugt sich von Neuem aus den Trümmern ihrer frühern Gestalt. Die Gottheit ist ein geistiges Wesen, im Zustande der höchsten Vollkommenheit und Glückseligkeit; aber diese Vollkommenheit scheint nur für eine Folge guter Handlungen, nicht für die Ursache irgend eines Seyns anerkannt zu werden. Gott ist geworden, seine Vollkommenheit ist ein Lohn für gute Thaten, nicht eine unverdiente Vollkommenheit.

Um dieses zu verstehen, muß man wissen, daß die Birmanen alle lebenden Wesen in drei Classen eintheilen, in erzeugende Wesen, in materielle, aber nicht erzeugende Wesen und in immaterielle oder Geister. Diese drei Classen sind wieder in ein und dreißig Geschlechter getheilt, von denen jedes seine eigene Region der Welt bewohnt. Die erzeugenden Wesen zählen eilf Geschlechter oder Arten der Existenz, von denen sieben sich in einem glücklichen, vier aber in einem unglücklichen Zustande befinden.

Unter den glücklichen Geschlechtern machen die Menschen den Anfang, die anderen sind höhere Wesen oder Genien, die eine Stufenleiter immer größerer Vollkommenheit bilden. Der Mensch kann aus seiner Art der Existenz in eine höhere übergehen, aber diese Metempsychose weicht von derjenigen, welche von andern Völkern angenommen wird, darin bedeutend ab, daß nicht die Seele aus einem Körper in einen andern Körper übergeht; sondern daß mit dem Tode jedes lebendigen Wesens Seele

und Leib zugleich stirbt, und nun aus den Materialien oder Ueberresten desselben Wesens ein neues entsteht. Dieses neue Wesen wird nun entweder ein Thier, oder ein Mensch oder ein Nat (Genius) oder ein Rupa (vollkommener Geist.) Diesem Wechsel sind alle Wesen während der Dauer einer Welt unterworfen, bis sie solche Handlungen verübt haben, die ihnen ein Recht zum Nieban *), dem vollkommensten Zustande geben, der in einer Vernichtung aller sinnlichen Arten von Daseyn besteht, und in welchem die Wesen von allen Veränderungen, von allem Elende, von Krankheiten, Alter und Tod befreit sind. Diesem stufenweisen System der Vervollkommnung gemäß durchwandeln also die Wesen nach dem Maaße ihres moralischen Werthes die verschiedenen Regionen oder Bon's, welche den mehr oder minder vollkommenen Wesen angewiesen **) sind.

Die Bon's oder Wohnungen der verschiedenen Geschlechter glücklicher Wesen werden in den Birmanischen Schriften ausführlich beschrieben. Die Wohnungen der Menschen sind die oben ***) erwähnten vier großen Inseln; jede derselben ist von der andern außerordentlich verschieden. Die südliche Insel heißt Zabudiba. Wenn man das Alter der Bewohner dieser Insel auf achtzig Jahr setzt, so ist das hoch gerechnet. Unter ihnen giebt es Reiche und Arme! Menschen von Kenntnissen und hellem Verstande, und wieder Unwissende und von schlechten Talen-

*) Dieses ist der Nivani der Singalesen; s. o. S. 341.

**) Wer diese Wohnungen ihnen angewiesen hat, läßt sich aus dem oft verworrenen Bericht des Missionars, Vincenz San Germano, dem Dr. Buchanan seine Bekanntschaft mit dem Religionssystem der Birmanen verdankt, nicht deutlich absehen; es scheint das Schicksal zu seyn. —

***) Seite 438.

ten. Manche drücken Kummer und Noth nieder, manche leben frei von Sorge und Furcht, ruhig und glücklich. Einige leben niedrig und verachtet, andere geehrt, und sind Fürsten oder Befehlshaber. Einige sterben früh, andere spät. Diesen verschiedenen Zustand bestimmt Gaudma nach dem guten oder bösen Wandel in einem frühern Leben.

Zwei andere Inseln haben gar seltsame Bewohner. Ihre Gesichtsbildung gleicht der Gestalt der von ihnen bewohnten Inseln; so sehen die Bewohner der östlichen Inseln wie der Mond in den Vierteln, und die der westlichen, wie der Vollmond aus; die erstern sind neun, die andern sechs Ellen lang; beide leben durchaus 500 Jahre. Uebrigens müssen sie arbeiten und haben Künste und Handel. Auf der nördlichen Insel aber ist alle Mühe und Sorge überflüssig. Hier wächst ein Baum, der, statt der Früchte, kostbare Kleidungsstücke aller Art und nebenbei einen vortrefflichen Reiß ohne Hülsen trägt. Hungern die Einwohner, so legen sie den Reiß nur auf einen dort häufigen Stein, aus welchem sogleich Wärme hervorgeht und den Reiß gar kocht. Während die Leute den Reiß verzehren, erscheinen auf dem erwähnten Wunderbaume die herrlichsten Gerichte, wobei sich der Baum nach dem Geschmacke eines Jeden richtet. Diese Nahrung ist so stärkend, daß man sie nur alle sieben Tage zu wiederholen braucht. — Die Einwohner leben tausend Jahre und stets gesund und kräftig. — Die Frauen sind der gewöhnlichen weiblichen Reinigung nicht unterworfen, und gebären Kinder ohne Schmerzen, die nach sieben Tagen völlig erwachsen sind. Auch in dieser kurzen Zeit macht die Erziehung ihnen keine Sorge, sondern sie setzen dieselben auf der Straße aus, wo dann die Vorübergehenden ihnen den Finger in den Mund stecken, aus dem sogleich ein trefflicher nektarischer Liquor fließt. Mit einem Worte, die Einwohner leben in voll-

kommener irdischer Glückseligkeit; gleichwohl sind die Bewohner der südlichen Insel ihnen an feinem Betragen, Verstand und List überlegen. Das Schlimmste aber für sie, wie auch für die andern 500jährigen Menschen ist, daß sie nie in einen höheren Zustand von Vollkommenheit übergehen können, sondern nach ihrem Tode wieder als Bewohner ihrer Insel geboren werden. — Durch diesen Umstand erhält die lächerliche Fabel dieses Eldorado in der That eine ernste, moralische Deutung. Der Mensch, im Genusse eines vollkommenen irdischen Glücks bleibt stets auf einer untergeordneten Stufe; nur Leiden, Entbehrungen, Arbeit und Noth können seine göttlichen Anlagen entwickeln.

Wir bedauern, daß wir uns nicht auf eine Topographie der Wohnungen höherer Wesen einlassen können. Nur zur Unterhaltung der Leser wollen wir die Bon's der zweiten Gattung der Nat in der Kürze beschreiben. Diese Nat haben einen Kaiser oder obersten Herrscher und bewohnen eine prächtige Stadt, die durchaus mit Gold gepflastert ist. Die Stadtmauer ist vergoldet und die Thore, die nahe an hundert teutschen Meilen hoch sind, sind mit Gold und Silber bedeckt und mit Edelsteinen geschmückt. Mehrere Reihen marmorner Pfeiler, ebenfalls reich mit Gold und Juwelen geziert, umgeben die Stadtgraben, an welchen sich Palmbäume befinden, die nicht weniger mit diesen Kostbarkeiten beladen sind. Der oben erwähnte kleider- und speisentragende Baum wächst auch hier häufig und die schönsten Vögel beleben die Gebüsche. In den Gärten, die in der Nähe der Stadt (d. i. in einer Entfernung von 250 Meilen) liegen, wächst eine berühmte Pflanze, welche nur alle tausend Jahr blüht. Um sie zu brechen, versammeln sich die Nats in diesen Gärten hundert Jahre zuvor, ehe die Frucht reif wird. Nach dem Genusse derselben werden die Nats vier Monate lang trunken. — Die Nat

leben 36 Millionen Jahre, sie üben die ehelichen Pflichten, aber zu ihrer Fortpflanzung ist kein roher Stoff, sondern nur ein Hauch erforderlich, (in coitu non semen, sed solum aëra vel ventum emittunt.)

In einer großen Versammlung der Nat's von Zabumahirat, oder der ersten Klasse der Nat's, deren Wohnung nicht weniger glänzend ist, wird auch Rücksicht auf die Menschen genommen. Der Beherrscher derselben schickt nämlich seine Fürsten auf die südliche Insel der Erde mit dem Auftrage, nachzuforschen, ob die Bewohner ihre Pflichten erfüllen oder die Gesetze übertreten. Die ausgesandten Nat's schreiben ihre Beobachtungen in ein goldnes Buch, und berichten nach zurückgelegter Reise an die obern Nat's. Diese freuen sich über die guten und trauern über die bösen Handlungen der Menschen. Bei den letzteren rufen sie: „Elende Menschen und Thoren! Um euch für ein kurzes Leben zu ergötzen, um einen vier Arme langen Körper, einen spannen großen Magen zu kitzeln, habt ihr Sünden auf euch gehäuft, die euch künftig elend machen werden." — Dann spricht der große Beherrscher der Nat's, um die Menschen zu einem tugendhaften, barmherzigen und gerechten Leben zu bewegen, also: „Wahrlich! wenn der Mensch das Gesetz erfüllte, würde er seyn, was ich bin." —

Die Glückseligkeit der Nat's und die Herrlichkeit ihrer Wohnungen, haben vor dem Genuß der Bewohner der nördlichen Insel den Vorzug, daß sie durch tugendhafte Handlungen erworben sind, und daß ihnen der Weg zum Nieban offen steht, während diese nur ein Glück kosten, daß, an die Natur des Bodens gebunden, eine unverdiente Gabe ist und ewig in demselben Zustande verharrt.

Auch Gaudma war Mensch, ehe er Nat und Gott ward. Er lebte als Mensch auf der südlichen Insel und verdiente nebst 32 anderen Männern seines Dorfes, durch Ausbessern der Straßen und andere gute Handlungen, nach seinem Tode die Stelle eines Nat in der zweiten Bon, wo er durch Klugheit und List, welche als eine Tugend unter den Birmanen verehrt wird, sich bald zum Oberherren der Region machte.

Es scheint demnach das Charakteristische der Lehre des Gaudma in dem merkwürdigen Unterschiede zu liegen, zwischen einer nothwendigen, nur durch das Schicksal geschaffenen und sich verändernden Welt, und einer, nach Gesetzen einer moralischen Ordnung, zu stets höherer Vervollkommnung fortschreitenden Geistigkeit. Die höchste Stufe der Vollkommenheit ist die Gottheit, die ein erlangtes Verdienst, nicht eine blinde Nothwendigkeit, ist. Diese Gottheit befindet sich in einer Reihe von Millionen Jahre, in einem Zustand der Glückseligkeit und Thätigkeit, welche letztere aber keine eigentliche Regierung der Welt, sondern nur ein Richteramt über die Thaten der Menschen ist, und sich darauf einschränkt, den Kreis zu bestimmen, in welchem das gestorbene Wesen wieder lebendig werden soll. Eine Ewigkeit der Strafe findet dabei nicht Statt, weil jedes, auch zur niedrigsten Stufe verurtheilte, Wesen sich durch gute Thaten eine höhere Glückseligkeit oder eine bessere Art der Existenz verdienen kann.

Die Priester sind in zwei Classen, in Rhahaans und Phongis oder Talapoints getheilt; sie gehen sämmtlich gelb gekleidet, wohnen in Klöstern, doch nicht in einsamen Zellen *), erhalten ihre Speisen von der Mild-

*) Die Birmanen, sagt Symes, wollen, daß Alles öffentlich geschehe, und gestatten keine Geheimnisse, weder in der Religion, noch in der Politik.

thätigkeit der Menschen, leben im Cölibat, und bestrafen die Ausschweifung durch Ausstoßen aus dem Orden. Man setzt den Verbrecher auf einen Esel, bemalt ihm das Gesicht schwarz und weiß, und führt ihn beim Trommelschlag durch die Straßen und aus der Stadt. Selten findet sich Gelegenheit, diese entehrende Strafe anzuwenden.

Bei allen Kriegen und Empörungen nahmen die Rhahaans nie an den Unruhen Theil und erhielten sich durch dieses kluge Betragen den Schutz und die Achtung der Sieger. Ein politischer Priester, der zu den Waffen ermuntert, würde in den Augen der Birmanen ein Ungeheuer seyn.

Ehedem gab es auch Nonnenklöster; sie wurden aber als dem Staate nachtheilig aufgehoben, da die Bevölkerung die Macht des Reiches erhöht.

II.

Topographie. Provinzen. Städte. Merkwürdige Orte.

Die Provinz Arakan, ehedem ein eigenes Königreich, bildet den westlichen Theil des Reiches, und erstreckt sich vom Flusse Naff, der sie von Bengalen scheidet, bis zum Cap Negrais, wo die alte Gränze von Pegu beginnt; sie ist fünfmal so lang als breit und wird von der einen Seite vom Bengalischen Meerbusen, und von der andern durch das Gebirge Anupektumiu umgeben. Die fruchtbaren, gut angebauten Inseln Chaduba (Magou-Kioum) und Ramree (Yamgee) gehören zu derselben und machen mit dem eigentlichen Arakan und Sandercy die vier Provinzen des ehemaligen Kö-

nigreiches. Der Boden von Arakan ist fruchtbar, die Luft gesund, das Land bevölkert; die Lage wäre für den Handel vortheilhaft, sowohl durch die Nähe des Meeres, als die vielen Flüsse und Seen, sie wird aber wenig benutzt. An Salz, Wachs, Elfenbein und Reiß ist großer Ueberfluß, der ausgeführt werden könnte. Auch an Holz ist das Land reich. In den Wäldern findet man häufig Elephanten, Büffel und Kameele, die, beim Mangel an Pferden, als Lastthiere dienen. Gärten, Reißfelder, immer grünende Hügel, die eine vortreffliche Weide für die zahlreichen Heerden sind, geben dem Lande ein anmuthiges Ansehen, und die köstlichsten Früchte aller Art zeugen von seiner Fruchtbarkeit. In den Gebirgen findet man Zinn und Blei; die Goldminen, die ehedem hier bearbeitet wurden, scheinen in neueren Zeiten vernachlässiget worden zu seyn.

Arakan, die Hauptstadt, liegt ungefähr zwölf Meilen vom Meere entfernt, am Flusse gleiches Namens, in einem anmuthigen, von hohen Gebirgen umgebenen Thale, ist befestigt und wird noch von einem Fort beschützt. Die Straßen werden von Canälen durchschnitten, die Häuser sind niedrig und von Bambusrohr erbaut. Zu den Gebäuden der Vornehmen aber nimmt man allerlei schöne, wohlriechende Hölzer. Der kaiserliche Pallast war ehedem einer der größten und reichsten im ganzen Orient. Shelbon erzählt fast unglaubliche Dinge von diesem Pallaste. In demselben befand sich, nach seinem Berichte, ein großer Saal, welcher mit Recht der goldne Saal genannt wurde; denn es stand ein Thron von gediegenem Golde mit einem Baldachin in demselben, um welchen hundert Goldklumpen, in Gestalt eines Zuckerhuts, jeder 40 Pfund schwer, hiengen. Zwei Zoll dicke Bilder in Mannsgröße umgaben den Thron, und waren mit Edelsteinen reich verziert. Rubine, Smaragde, Saphire, Diamanten waren überall verschwendet. Ein ganz goldner Stuhl trug ein goldenes Kästchen, in welchem die Ohrringe des Kaisers verwahrt wurden, die aus zwei großen Rubinen (einen Finger lang und unten so dick als ein Hühnerei) bestan-

den. — Wahr ist es, daß die Birmanen, als sie die Stadt eroberten, eine unermeßliche Beute machten.

Von den Städten Orietan (die ehedem starken Handel trieb), Perrem, Ramu, Diangu, Asseram, Tipora und Schakomas, wissen wir durch neuere Reisende nichts, und auch ältere kannten sie nur von Hörensagen.

Das Land Kassay, nordöstlich von Arrakan, ist den Europäern noch weniger bekannt. Es soll außerordentlich fruchtbar an Reiß seyn. Die Hauptstadt heißt Munnipura.

Ava, das Stammland der Birmanen, von den Einwohnern auch Miamma genannt, liegt zwischen Arrakan, Kassay, China und Siam. Die ehemalige Hauptstadt war Ava, seit der Herrschaft Alompra's aber haben die Regenten öfters die Residenz gewechselt, gegenwärtig ist Umerapura (Amerapura) die Hauptstadt.

Umerapura wurde von dem jetzigen Kaiser erbaut, und liegt ungefähr eine teutsche Meile von Ava auf einer Halbinsel, die durch einen See und den Iravaddy gebildet wird. Bei der Anlage der Stadt wurden die Häuser von Ava hierher transportirt, welches wegen ihres leichten Materials von Bambusrohr möglich war. Die Stadt wird durch ein Fort beschützt, das nach Asiatischer Art ziemlich fest ist, und von den Birmanen für unüberwindlich gehalten wird. Die Stadt mit ihren geraden und breiten Straßen hat ein heiteres Ansehen, obgleich die meisten Häuser nach der Landessitte nur von Bambusrohr gebaut, jedoch größten Theils mit Ziegeln gedeckt sind. Die Bevölkerung ist ansehnlich. Man findet mehrere Marktplätze, wo aber kein Fleisch verkauft wird. Die Straße der Goldschmiede prangt in den Auslegekasten derselben mit reichen schönen Waaren. Der kaiserliche Pallast und die Häuser der Prinzen und Großen sind von Backsteinen. Der erste hat mehrere Höfe, in einem derselben befindet sich der Versammlungsort des Staatsraths, in welchem zugleich die fremden Gesandten

empfangen werden. Dieser Audienzsaal ist sehr prächtig und muß jeden Fremden durch eine unbeschreibliche Verschwendung des Goldes überraschen. Innerhalb eines großen Platzes befindet sich ein anderer von der Mauer umgeben, die den Pallast und alle zur kaiserlichen Residenz gehörigen Gebäude umschließt. Von hieraus führt eine Treppe in den prächtigen offenen Saal, der durch sieben und siebenzig Pfeiler in eilf Reihen, jede von sieben Säulen, geziert ist. Die Decke des Gebäudes hat mehrere Absätze, welche von den Säulen gestützt werden; der mittlere Absatz ist der höchste, daher die Säulen etwa 40 Fuß Höhe haben. Am obern Ende des Gitters geht quer durch das ganze Gebäude ein vergoldetes Gitter, in dessen Mitte sich eine, ebenfalls vergoldete Thür befindet, welche, wenn sie geöffnet wird, den Thron sehen läßt. Dieser prächtige Saal erhält bei feierlichen Gelegenheiten noch einen größeren Glanz durch die Anwesenheit des Kaisers, der Prinzen und Minister, die dann in ihren Staats-Kleidern den ganzen Reichthum des Asiatischen Luxus sichtbar machen. — Ein anderes Prachtgebäude, welches zu den Merkwürdigkeiten der Hauptstadt gehört, ist der

Kiombogie, oder das kaiserliche Kloster, worin der Hohepriester Audienzen empfängt. Das Gebäude besteht ganz aus Holz, und die Dächer, welche sich in fünf verschiedenen Stockwerken darüber erheben, und von denen jedes mit einer schön geschnitzten und reich vergoldeten Corniche umgeben ist, werden allmählich kleiner. Das Haus selbst, 12 Fuß über der Erde erhaben, ruht auf 150 großen hölzernen Säulen. Im Innern des Gebäudes herrscht eine verschwenderische Pracht. Eine breite Gallerie umgiebt die Halle, in deren Mitte sich eine Zelle befindet, die von fünfzig Fuß hohen Pfeilern getragen wird. Diese Pfeiler sind von oben bis auf vier Fuß von unten vergoldet, und unten roth lackirt. Ein vergoldetes durchbrochenes Gitterwerk, fünfzehn bis zwanzig Fuß hoch theilt den ganzen Raum in zwei Theile, und ein marmornes Bild Gaudma's, auf einem goldenen Throne sitzend, ist in der Mitte angebracht. Der Anblick des Ganzen ist wahrhaft groß und um so schwerer zu beschreiben, da die Construction dieses Tempels von allen, einem Europäer gewöhnlichen, Vorstellungen abweicht, und in ihm eher den

Gedanken an ein bezaubertes Schloß, als an ein durch Menschen aufgeführtes Gebäude erregt *). — Die anderen Tempel und Klöster oder Kioum's von Umerapura sind ebenfalls schön.

Ava, die ehemalige Hauptstadt, zeigt noch die Ruinen ihrer vormaligen Größe und ist nur von einigen Priestern bewohnt, welche den Tempel Schogungaprah bewachen. Dieser Tempel ist unansehnlich, steht aber in hohen Ehren. Alle vornehmen Staatsbeamten und die Oberfeldherren der Armee legen in demselben den Eid der Treue ab.

Tschagaing, ehedem auch eine Residenz, liegt am rechten Ufer des Iravaddy, nördlich von Ava, am Fuße eines Hügels mit vielen Absätzen, auf deren jedem ein pyramidalischer Tempel steht. Die Nähe des zerstörten Ava, eine zahllose Menge Dörfer, der von tausend Booten wimmelnde Strom, und die Aussicht auf das prächtige Umerapura, machen die Gegend von Tschagaing zu einer der schönsten, die man sehen kann. Die Stadt ist der Haupthandelsort, wohin die Baumwolle aus allen Gegenden des Landes gebracht wird; man reinigt sie hier, und schafft sie weiter nach China.

Sembieu-Ghieun, ein Dorf an dem östlichen Ufer des Iravaddy, und die Hauptniederlage der Waaren, welche von Bengalen über Arakan ins Reich kommen.

Summei-Kium, eine große Stadt, mit Salpeter- und Schießpulverfabriken. Die umliegende Gegend liefert Reiß im Ueberfluß.

Niundo, eine Handelsstadt, liefert Baumwolle, lackirte Waaren und Sesamöl.

Pagahm, ehedem eine große und prächtige Stadt, die gegenwärtig im Verfall ist. Von den zahlreichen schö-

*) Der hohe Priester, dem Herr Symes ein Compliment über die hier herrschende Pracht machte, antwortete: ihn könne dieser äußere Schmuck nicht reizen; er sey nur ein Einsiedler auf der Erde.

nen Tempeln findet man fast nur Ruinen. Auch das Fort liegt in Trümmern. In den Boutiken findet man häufig lackirte Geschirre, die zum Theil geschmackvoll gearbeitet sind. Die Marktplätze sind mit Eßwaaren angefüllt, unter denen man viele Eidechsen bemerkt, die hier als Leckerbissen sehr gesucht sind.

Sillah-Miou, eine große Stadt, wegen ihrer Seidenmanufacturen merkwürdig. Die Waaren sollen dauerhafter als die Chinesischen und Hindustanischen Seidenwaaren seyn.

Miaïbay, die Residenz des Vicekönigs von Pegu, dem sie gehört und der deswegen auch den Titel: Miaïbay-Prah führt. Die Stadt ist klein, aber freundlich und sehr reinlich.

Tongho, die Hauptstadt einer reichen, sehr bevölkerten Provinz, von welcher ein kaiserlicher Prinz den Titel führt. Hier wächst der beste Betel. Die Einwohner erzeugen viele baumwollene Zeuge.

Prome, ebenfalls die Hauptstadt einer Provinz, und in der neueren Geschichte des Reichs durch lange Belagerungen und blutige Schlachten berühmt. Die Stadt soll 40,000 Einwohner enthalten. Die Ruinen der alten Stadt liegen am Ende der neu erbauten; diese ist nur mit Pallisaden umgeben, während jene durch eine Mauer und durch die natürliche Lage in der That eine starke Festung war. Nahe bei der Stadt befindet sich der Ort, wo in zwei sehr großen Ställen Elephanten abgerichtet werden. Der zweite Sohn des Kaisers führt den Titel: Prinz von Prome.

Kium-Zeik, eine reiche Handelsstadt mit ansehnlichen Baumwollfabriken; sie ist mit Canälen durchschnitten und mehrere Straßen aus dem Innern des Reichs vereinigen sich hier.

Mayahoun, ehedem Lounzai, durch die Kriege der Birmanen und Peguaner berühmt, und merkwürdig wegen der vielen alten vergoldeten Tempel und großen Kiums.

Pegu, die Hauptstadt des Königreiches Pegu, wurde von Alompra, nach der Eroberung der Plünderung Preis gegeben und fast gänzlich zerstört. Der jetzige Kaiser, um die Einwohner für die Birmanische Regierung zu gewinnen, befahl dem Maywuhn von Ranguhn die Stadt wieder aufzubauen und seine Residenz hierher zu verlegen. Nichts konnte auch die Peguaner mit dem Birmanischen Joche mehr aussöhnen, als die Wiederaufbauung des alten Wohnsitzes ihrer Könige und die Erhaltung ihrer Tempel. Das neue Pegu nimmt ungefähr die Hälfte des Raums des alten ein, von dem die Ruinen umherliegen. Die gegenwärtigen Einwohner sind nur Priester und arme Leute; die Abkömmlinge der besiegten Peguaner leben zerstreut in Tongho, Martaban und Talaumeou; viele haben sich auch unter den Schutz von Siam begeben. Die Straßen sind breit, und mit Ziegeln von den Ruinen der alten Stadt gepflastert Nur die kaiserlichen Gebäude und die Klöster sind von Steinen aufgeführt, das Volk darf kein gemauertes Haus haben, weil man besorgt, es könne solches bei einem Aufstande zur Festung machen. — Das Merkwürdigste in Pegu ist der Tempel des Schomadu oder des goldenen Gottes. Dieses bewundernswürdige Gebäude steht auf zwei Terrassen, eine über der andern. Die unterste größte ist zehn Fuß über der Erde erhaben, und bildet ein genaues Quadrat; die obere kleinere ist zwanzig Fuß hoch, mithin dreißig Fuß über der Erde. Eine Seite der untern war 1391 Fuß lang, und eine der obern 684 Fuß. Die Mauern, welche die Terrassen umgeben, sind verfallen, und die Ebene der untern mit Schutt bedeckt. — Man ersteigt die Terrassen auf steinernen Stufen; auf beiden Seiten stehen Wohnungen der Priester, fünf Fuß über der Erde. Die Dächer sind mit Ziegeln gedeckt und die Wände von Bretern. In jedem Hause sind niedrige Bänke zum Schlafen; aber sonst keine anderen Geräthe. — Der Schomadu selbst ist eine massive Pyramide von Backsteinen und Mörtel, ohne Höhlung oder Oeffnung irgend einer Art; an der Basis achteckig und nach oben zu gewunden; jede Seite der Basis ist 162 Fuß lang. Diese große Breite nimmt schnell ab, so daß das Gebäude das Ansehen einer Trompete bekommt. Ein sechs Fuß hoher Rand umgiebt die Basis der Pyra-

mide, und auf diesem stehen 57 kleine Thürmchen rund um den Tempel herum; alle sind massiv, 27 Fuß hoch, und 40 Fuß unten im Umkreise Dicht darüber steht ein zweiter Rand, welcher 53 ähnliche Kegel enthält. — Eine Menge Zierrathen umgeben das Gebäude, gegen oben stehen Schnörkel von der Gestalt der Französischen Lilien, und ganz oben ähneln die Verzierungen den Blättern einer corinthischen Säule. Das Ganze krönt ein Ti, oder durchbrochener eiserner Aufsatz, über welchem ein vergoldeter Wetterhahn befestigt ist *). — Der jetzige Kaiser schenkte den hiesigen Ti und eine Menge Vornehme kamen von Umerapura hierher, um der feierlichen Aufsetzung beizuwohnen. Der Ti hat 56 Fuß im Umfange, und ist mit starken Ketten an die Spitze befestigt: unten hängen viele Glöckchen herab, die beim Winde ein beständiges Geklingel verursachen. Der ganze Ti ist vergoldet, ja man sagt, der Kaiser sey gesonnen, den ganzen gewundenen Theil der Pyramide vergolden zu lassen. — Die ganze Höhe des Tempels, von der Grundfläche an, ist 361 Fuß, und von der obern Terrasse 331 Fuß. Im südwestlichen Winkel der obern Terrasse sind zwei schöne Kiums oder Priesterwohnungen, ganz von Holz, aber schön ausgeschnitzt, vergoldet und lackirt. Einige Bilder von Gaudma liegen umher. In jedem Winkel der obern Terrasse steht ein sieben und sechzig Fuß hoher Tempel, welcher im Kleinen dem großen Schomadutempel ähnlich ist. Vor einem von diesen stehen vier steinerne gigantische Bilder des Pallu oder bösen Geistes, halb Thier, halb Mensch, sitzend und jeder mit einer großen Keule bewaffnet. Es scheint der Rakus der Indier zu seyn, und stellt den Wächter des Tempels vor. In der Mitte der Ostseite stehen unter einem vergoldeten Sonnenschirm zwei menschliche Gestalten. Die eine stehende ist ein Mann mit einem Buche und einer Schreibfeder in der Hand, und heißt Thasiami, der Aufzeichner der menschlichen Tugenden und Laster; die andere ist ein knieendes Weib, Masumbera genannt, die Beschützerin der Welt bis an ihr

*) Ein solcher Ti befindet sich auf jedem heiligen Gebäude, welches spitz zuläuft, und wird mit großen Feierlichkeiten aufgesteckt.

Ende *). Ein kleines steinernes Haus enthält eine Marmortafel, mit einer langen Inschrift. Sie enthält ein Verzeichniß der Geschenke, welche die Pilgrimme gebracht haben; ist aber nicht sehr alt. Eine lange hölzerne Hütte dient zum Aufenthalte der fremden Pilgrimme. Jeder Ankommende geht zuerst an die Nordseite, wo drei große Glocken hängen, und schlägt mit einem Hirschhorne wechselsweise an die Glocken und auf die Erde, um den Gaudma von der Ankunft eines Supplikanten zu benachrichtigen. Am Fuße des Tempels sind niedrige Bänke, wo der Betende seine Geschenke hinlegt, die in Reiß, Zuckerwerk und Kokosnüssen bestehen; gewöhnlich wird das Geschenk von Krähen und wilden Hunden verzehrt, ohne daß der Geber sie verjagt. Viele kleinere Tempel auf den Terrassen verfallen, und zahllose Bilder des Gaudma liegen frei umher, ohne daß sich Jemand darum bekümmert. Ein frommer Birmane, der ein solches Bild kauft, läßt es erst von den Priestern einweihen, und setzt es dann an einen heiligen Ort, wo er es seinem Schicksal überläßt. Die Bilder sind von Marmor oder vergoldetem Holz, aber nur wenige von Silber, welches meistens zu Hausgöttern verbraucht wird. Eine Menge Flaggen wehen auf dem Platze, als ein Zeichen des priesterlichen Amts; die Spitze ist mit einer Gans verziert. Das Alter des Schomadu wird auf 2300 Jahr angegeben **).

Die Gegend um Pegu ist sehr verwüstet und unbewohnt, nur wenige Dörfer liegen in der Nähe, und ihre Bewohner sind äußerst arm; Reiß mit Oel und Salz ist

*) Masumbera ist es auch, die am Ende der Welt sie zerstören wird.

**) Ueber die Entstehung dieses ungeheueren Tempels geht eine wunderliche Sage. Es heißt: Zwei Kaufleute hätten ihn zuerst 22 Zoll hoch erbaut. Seigami, der Genius der Elemente und Gewitter, vergrößerte ihn in einer Nacht auf zwei Cobids; die Kaufleute setzten noch einen hinzu; der Geist verdoppelte ihn wieder, bis er endlich 21 Fuß hoch war, und die Kaufleute abreiseten. Nach und nach hatten verschiedene Könige von Pegu ihn zu seiner jetzigen Höhe vergrößert. Eine Abbildung davon legen wir dem folgenden bei.

ihre einzige Speise, obgleich sie das schönste Vieh haben. Aber da ihnen das Fleisch verboten ist, genießen sie auch die Milch selten, und brauchen die Büffel, welche größer und stärker als die Indischen sind, nur zum Lasttragen und Ziehen. Die kleinen Haine sind der Aufenthalt solcher Geistlichen, welche die klösterliche Einsamkeit der Stadt vorziehen, und sich die dunkelsten Stellen der Wälder zu ihrer Wohnung ausersehen. Alle Kiuhms oder Klöster in der Stadt und den Wäldern sind Schulen für Knaben eines gewissen Alters, wo diese umsonst und ohne Unterschied des Standes, Lesen, Moral und Religion lernen. Ein Stück Land neben dem Haine trägt so viel Indische Kartoffeln und Pisang, als die Priester brauchen; die Wohlthätigkeit der Landleute versieht sie überdies hinlänglich mit Reiß. Keine bürgerliche Beschäftigung stört sie in ihrem Nachdenken; sie kaufen und verkaufen nie, und nehmen kein Geld. — Die einzige Manufactur in Pegu ist Seiden- und Baumwollenzeug, das die Weiber für sich und ihre Männer weben. Das Garn ist gut gesponnen, und das Zeug dicht und fest. Gewöhnlich ist es gewürfelt, es wird aber nur für eigne Consumtion verfertigt. Außer dem Vicekönig giebt es nur drei Personen zu Pegu, deren Rang Erwähnung verdient. Der Raywuhn, Tschekey und Seredogi.

Ranguhn, eine neue von Alompra angelegte Stadt, die sich bei ihrer für den Handel vortheilhaften Lage, schnell zu einer ansehnlichen Größe erhoben hat und bereits über die Gränzen hinaus gerückt ist, die der Stifter ihr gesetzt hatte. Man zählt hier 5000 Häuser, die Abgaben zahlen, und schätzt die Anzahl der Einwohner auf 30,000 Seelen. Es haben sich eine Menge insolventer Schuldner aus allen Theilen Indiens hierher geflüchtet, die bei dem Schutze, welchen ihnen die Regierung, ihrer Handelskenntnisse wegen, gab, oft Gelegenheit fanden, durch allerlei kleine Geschäfte, sich ein hinlängliches Auskommen zu erwerben. Die Börse in Ranguhn ist ein Vereinigungspunct aller Nationen, welche hier in vollkommener Sicherheit leben, und unbedingte Religionsfreiheit genießen, sobald sie nur den Gaudma nicht beleidigen *).

*) Die Birmanen stören Niemand in seiner Andacht, sondern aber eine gleiche Achtung ihrer Gebräuche und Cere=

Man sieht Malabaren, Mogolen, Perser, Armenier, Portugiesen, Franzosen und Engländer, welche Handel und Gewinnsucht hier zusammen führen. Das Ansehen der Stadt ist freundlich und voll Leben. Einem Europäer aber muß es sehr auffallen, daß die Schweine hier in allen Straßen umherlaufen dürfen; sie gehören nämlich der Gemeine und verzehren in allen Häusern den Unrath. Die Straßen sind größten Theils gut gepflastert, aber enger als die von Pegu; eine Menge bedeckte Canäle führen das Regenwasser ab. Die Häuser ruhen auf Bambuspfosten oder dicken Balken, die sie über den Boden erheben. Ueber den Fluß sind mehrere hölzerne Brücken erbaut und ein schöner und langer Quai dient zum Ausladen der Waaren. Das schöne Zollhaus ist von Ziegeln erbaut und mit Dachziegeln gedeckt. Außer dem Vortheil, den der Fluß zur Flößung des Tiekholzes gewährt, begünstigt er auch den Schiffsbau, der hier mit großem Gewinn getrieben wird. Die Flut steigt 20 Fuß hoch und die Ufer, die von keinem Felsen begränzt werden, laufen sanft abschüssig herunter, so daß man mehrere Becken anlegen und Schiffe von jeder Größe bauen kann. Bei dieser vortheilhaften Lage kann Ranguhn der blühendste Haven in Indien werden.

In der Nähe von Ranguhn befindet sich der Tempel des Schodagon, ein großes Gebäude, das nur 30 Fuß kleiner ist, als der Schomadu in Pegu. Er ist viel ausgezierter und steht auf einem ziemlich hohen Felsen, so daß man ihn weit umher sehen kann. Ueber hundert Stufen führen zum Tempel hinauf; der obere gewundene Theil ist vergoldet, welches im Sonnenschein einen prachtvollen Anblick gewährt. — Die Anzahl der Priester in Ranguhn beläuft sich auf 1500.

Dalla, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, ist von ihrer ehemaligen Größe durch die Kriege ganz in Verfall gerathen. Der Gouverneur von Dalla

monien. In Ranguhn hört man oft in derselben Straße die feierliche Stimme des Muezzin, der die Mohammedaner zum Morgengebet ruft, und das Glöckchen der portugiesischen Capelle.

wohnt in Maindu, gegenüber von Dalla, am andern Ufer des Flusses. Maindu hat eine einzige lange Straße: am Ende ist ein Canal, welcher bis Bassien geht, und bei der Flut zwölf Fuß Wasser hat. An der Westseite ist ein kleinerer Canal, an dessen Ufern das Dorf Mima-Schunrua liegt, welches seiner Bewohnerinnen wegen merkwürdig ist, indem sie alle Priesterinnen der irdischen Venus sind; viele von ihnen sind durch die Schulden ihrer Verwandten, nach dem oben erwähnten barbarischen Gesetz, zu dieser Lebensart verurtheilt worden *).

Martavan, ein ehemaliges Königreich, das die Siamesen von den Peguanern ehedem erobert hatten, ihnen aber von den Birmanen in neueren Zeiten wieder abgenommen wurde. Das Klima ist außerordentlich gesund und der Boden prangt mit allen Früchten Indiens. Der Tiekbaum ist hier häufig. Die Bergwerke liefern Eisen, Stahl, Blei, Kupfer und auch etwas Gold und Silber. Der Handel ist ziemlich ansehnlich. Die Einwohner bereiten einen sehr feinen Lack, der bei den Persern und Indiern berühmt ist. Auch die hier fabrizirten Töpferwaaren werden stark gesucht, weil sich die Flüssigkeiten, als Wein, Oel und Wasser, gut darin erhalten sollen.

Martaban, die Hauptstadt, an der Gränze von Siam, ist schön, reich und wohl bevölkert. Die Bequemlichkeit des Havens trägt viel zum Reichthume der Stadt bei; man kann zu allen Jahreszeiten in demselben einlaufen, und das Fahrwasser wird fast nie versandet. Der Haven hat für eine große Anzahl Schiffe Raum.

Mergui, eine Handelsstadt mit einem Haven, der für den besten in ganz Indien gehalten wird. Die Handelsartikel bestehen vorzüglich in Zinn und Reiß.

Tenasserim, am gleichnamigen Flusse, die südlichste Stadt des Reiches an der Gränze von Malakka.

*) Sie werden nämlich von den Gläubigern an den Aufseher dieser Damen verkauft, der sich durch den Ertrag ihrer Reize bezahlt zu machen weiß.

liegt am Bengalischen Meerbusen, und gehörte schon in älteren Zeiten den Königen von Ava, wurde ihnen aber von den Siamesen genommen und blieb an 200 Jahre in ihrem Besitz, bis Alompra sie wieder eroberte. Sie soll mehrere berühmte Alterthümer enthalten, wurde ehedem häufig von Schiffen besucht und hatte einen blühenden Handel, der aber gegenwärtig sehr in Verfall gerathen zu seyn scheint. Die Holländer besaßen hier sonst eine Factorei und handelten mit Pfeffer, Zinn, Seide und Baumwolle. — Die Provinz Tenasserim ist ungemein fruchtbar, wiewohl sie auch ansehnliche Wälder hat, die von Elephanten und Tigern bewohnt werden. Der Regen ist hier stärker, als in den andern Provinzen, hält aber nur einen Monat oder sechs Wochen an, erfrischt dadurch die Luft und befördert die Fruchtbarkeit des Bodens.

Die Insel Negrais, an den Mündungen des Iravaddi ist, so viel man weiß, jetzt unbewohnt. Auf derselben wird ein berühmter Tempel gefunden. Die Engländer haben zu verschiedenen Malen versucht, hier Niederlassungen anzulegen, die aber nicht gedeihen wollten. Im Jahre 1759 wurden die Englischen Colonisten hier von den Birmanen überfallen und ermordet. Das Land hat viel salzige Quellen, und nur wenige mit süßem Wasser; auch soll das Klima ungesund seyn.

Dieses ist Alles, was wir über die Topographie des Birmanischen Reiches zu sagen wissen. Der Leser wird bemerken, daß hier vorzüglich nur die Städte angeführt worden sind, welche an den Ufern des großen Flusses Iravaddy liegen. In der That reicht auch unsere Kenntniß des Landes nicht viel weiter, als der Weg, den der Englische Gesandte, Herr Symes, nach der Hauptstadt genommen hat. Wir wiederholen hier, und unsere Leser werden mit uns übereinstimmen, daß die unvollkommene Kenntniß eines so großen, fruchtbaren, in dem schönsten Erdstrich gelegenen Reiches, ein Vorwurf sey, der den Europäischen Reisen-

den gemacht werden könne. Die Natur hat durch vielarmige Flüsse dem Handel hier begünstigend vorgearbeitet; der Reichthum des Bodens, und die hohen, an Metall und Edelsteinen reichen Gebirge versprechen dem Eigennutz und dem Naturforscher einen großen Gewinn; ein gebildetes, und für höhere Bildung günstig gestimmtes Volk, das jeden Glauben duldet, und dem ruhigen, unverdächtigen Reisenden Sicherheit und Gastfreundschaft gewährt, wartet nur auf die Ankunft der Fremden, die es belehren können, und denen es gern seine Wissenschaft mittheilen würde; — aber alle diese Aufforderungen sind nicht mächtig genug gewesen, in unserem für Reisen, selbst in Wüsten, so gestimmten Zeitalter einen unterrichteten Mann nach jenen paradiesischen Gegenden zu führen. Möchte die so oft verunglückte Sucht, das innere Afrika zu durchreisen, sich bald in den Eifer verwandeln, uns das Innere der schönen Indischen Halbinsel aufzuschließen. Pflanzen und seltsame Thiere, und vielleicht auch wilde Völker mögen hinter den undurchdringlichen Syrten in Afrika verborgen seyn; aber schwerlich dürften wir dort Menschen entdecken, die seit den ältesten Zeiten eine so eigenthümliche Richtung in der Geistesbildung genommen haben; und deren Literatur uns über so viele Völker, die der noch unerforschte Orient ernährt, solche historische und philosophische Aufschlüsse verspräche, als wir in Birma zu entdecken hoffen dürfen.

Mit dem Wunsche, daß diese Ueberzeugung allgemeiner werden möchte, als sie es bisher gewesen zu seyn scheint, beschließen wir diese kurze, unvollkommene Beschreibung des Birmanischen Reichs.

Asien.

Zwölfte Abtheilung.

Beschreibung
der
einzelnen Länder.

C. Süd-Asien.

Hinter-Indien oder die Halbinsel jenseits des Ganges.

C. Süd=Asien.

III.

Das Königreich Siam.

1.

Allgemeine Uebersicht. Geschichte.

Aus dem südwestlichen Theil von China kommt der Menam, ein großer Strom, von den Höhen herab, fließt von Norden nach Süden fast mitten durch die Halbinsel jenseits des Ganges und ergießt sich in den Meerbusen von Siam. Die Ebene an seinen beiden Ufern, die, wie ein weites Thal, zwischen zwei, mit dem Laufe des Flusses parallel streichenden, hohen Gebirgsketten liegt, ist das Königreich Siam. Die älteren Reisenden erzählen, daß nach dem großen Mogul und dem Kaiser von China, im ganzen Oriente dem Könige von Siam keiner gleichkäme an gewaltiger Herrschaft zu Lande, Reichthum und bequemer Handlung. Der Ruf unermeßlicher Schätze des Landes lockte vielfältig die Europäer dahin; die Kaufleute fanden Schutz und fromme Heidenbekehrer ein duldsames, unwissendes Volk, das für die Lehren des Christenthums empfänglich schien. Bald kam Siam in merkwürdige Verbindung mit Europa. Es schickte

Gesandte nach Frankreich, und der König von Frankreich schickte Hülfstruppen nach Asien, die seinem Bruder in Siam gegen dessen Feinde beistehen sollten. So ward die allgemeine Aufmerksamkeit auf das entfernte Königreich unter uns rege gemacht. Es schien ein Verhältniß angeknüpft zu seyn, von dem sich erwarten ließe, daß der Vorzug unsers Glaubens und unserer Wissenschaften, in einem mächtigen Asiatischen Reiche bald anerkannt werden würde. Diese Erwartungen sind nicht erfüllt worden; die Theilnahme an dem Schicksale der Siameser hat zugleich mit den Nachrichten über dieselben sich verringert, und man bemerkt nicht ohne Verwunderung, daß den Europäern das Land ihres ehemaligen Alliirten im Grunde noch ziemlich unbekannt ist. Die Klagen, die Laloubère, der Gesandte Ludwigs XIV. am Birmanischen Hofe, führte, daß man von dem Inneren des Landes beinahe nichts wisse, können auch jetzt noch wiederholt werden. Die Verbindung mit Europa ist, nach den Kriegen und Revolutionen auf der Halbinsel, abgebrochen und man hört seit vierzig Jahren fast nichts mehr von Siam. Seit der Entstehung des großen Birmanischen Reichs hat der König von Siam sein Ansehen auf der Halbinsel verloren, und mußte sich noch glücklich schätzen, seine Unabhängigkeit gegen Alompra und seine Nachfolger behaupten zu können. Wahrscheinlich aber wird bei der wachsenden Macht der Birmanen das Schicksal von Arakan und Pegu auch die Siameser treffen, und ihr Reich eine Provinz des großen Kaiserthums werden. Ob es zu bedauern seyn wird, wenn dieses Volk, oder vielmehr sein Despot, die Unabhängigkeit verliert, werden unsere Leser aus seiner Geschichte beurtheilen, von welcher wir hier einen kurzen Ueberblick liefern wollen.

Die älteste Geschichte von Siam ist in Fabeln gehüllt und sein Ursprung unbekannt. Die Siameser

zählten bis zum Jahre 1546 unserer Zeitrechnung eine Reihe von vierzig Königen *), die aus verschiedenen Familien entsprungen, fast alle durch Revolutionen zur Regierung gelangt waren. Erst durch die Portugiesen wurde Siam den Europäern bekannt, und nur seit ihrer Herrschaft in Indien erhält die Geschichte des Reichs Glaubwürdigkeit und einigen Zusammenhang. Im Jahre 1550 führte ein König von Siam, dessen Namen wir nicht aufgezeichnet finden, Krieg mit seinen Nachbaren. Er brachte eine Armee von 400,000 Menschen auf, indem alle waffenfähigen Unterthanen und außerdem eine Menge Fremde angeworben wurden; die Zahl der letzten soll 70,000 Mann betragen haben, unter welchen sich auch 130 Portugiesen befanden. Der König besiegte seine Feinde, aber als er nach Hause zurückkehrte, bereitete ihm seine Gemahlin, eine zweite Klytemnestra, die das königliche Ehebette befleckt hatte und die Frucht ihres Verbrechens unter dem Herzen trug, den Tod durch Gift. Sein unmündiger Sohn folgte ihm unter Vormundschaft der bösen Mutter, die auch ihn bald ermordete und den Gefährten ihrer Schande auf den Thron erhob. Der Hof von Siam ward der Schauplatz aller Grausamkeiten. Einige Große, empört durch den Blutdurst dieses Weibes und ihres Gatten, verschworen sich endlich gegen sie, und ermordeten beide bei einem Feste, wozu sie den König und die Königin eingeladen hatten. Ein natürlicher Bruder des vorigen Königs, der bisher im geistlichen Stande gelebt hatte, bestieg nun den Thron von Siam. Dieser eben so grausame, als durch alle Lüste entnervte Monarch schien den Königen von Ava schwach genug zu seyn, um ihn

*) Turpin in seiner Histoire civile et naturelle du Royaume de Siam; à Paris 1771 berichtet, daß der erste dieser 40 Könige 1444 Jahr vor Ch. G. gelebt habe; dies giebt jedem Regenten eine Regierungszeit von mehr als 70 Jahren.

anzugreifen, und sein Reich zu erobern. Die Birmanen kamen bis zu den Thoren der Hauptstadt von Siam, wo die Verzweifelung der Einwohner und Unruhen, die im eigenen Lande der Belagerer ausgebrochen waren, sie zum Rückzug nöthigten und Siam für diesmal befreiten. Doch bald entstand ein neuer Krieg. Der König von Siam besaß einen weißen Elephanten, den der König von Ava kaufen wollte, der ihm aber versagt wurde. Die Birmanen darüber entrüstet kamen nun zum zweitenmal nach Siam, nahmen die Hauptstadt durch Verrath ein, und machten sich den König zinspflichtig. Schon dem Nachfolger des Eroberers aber versagte der König von Siam den Tribut, und Prunginiko's, des Königs von Ava ältester Sohn, kam mit einer Armee ihn zu fordern. Der Kronprinz von Siam, welcher der schwarze Prinz genannt wurde, zog ihm mit den Seinigen entgegen. In der Schlacht suchten und begegneten sich die beiden Feldherren, beide auf ihren Elephanten reitend, und kämpften persönlich um den Sieg. Lang und blutig war der Zweikampf. Endlich wurde der Birmanische Prinz in den Staub geworfen; seine dadurch erschreckten Truppen ergriffen die Flucht, und wurden, verfolgt von den Siegern, auf das grausamste ermordet. Als der schwarze Prinz seinem Vater auf dem Throne folgte, regierte er mit Weisheit und Macht, und überließ endlich seinem Bruder, dem weißen Prinzen, ein wohlbefestigtes Reich. Dieser neue König, geizig und argwöhnisch, brachte das Reich in Verwirrung, wie er selbst in seinem Innern verwirrt war. Er ließ sich durch einen Liebling regieren, der ihn in solchem Grade zu beherrschen wußte, daß der König auf sein Anstiften zum Mörder seines eigenen Sohnes wurde. Unter der folgenden Regierung ward der tyrannische Minister zwar für diese That hingerichtet; aber die Sklaven des ehrgeizigen Vezirs und besonders die Japanischen *) Soldaten

*) Es war sonst bei den Asiatischen Königen Gebrauch, sich

rächten den Tod ihres Herren, und zwangen den König, einige Großen ihrer Wuth auszuliefern, die sie dann ohne Mitleid erwürgten. Diese Unruhen benutzten die Nachbaren von Neuem und drangen in Siam ein. Mit Hülfe der Portugiesen aber, die damals die Helden Indiens waren, besiegte der König von Siam seine Feinde und trat aus Erkenntlichkeit den Haven von Martavan an den König von Portugal ab. Mehrere Gesandtschaften, die an die Portugiesen abgeschickt wurden, befestigten noch das Bündniß. Die frommen Europäer benutzten es vorzüglich, um das Christenthum in Siam einzuführen. Der König von Siam bat selbst, man möchte ihm Franziskanermönche schicken, damit das Evangelium in seinem Reiche geprediget werde. Auch baute er ihnen auf eigene Kosten eine Kirche. Ein solcher Monarch wurde natürlich von den Christen als ein Muster der Vollkommenheit gepriesen. Doch haben sie Züge seines Charakters aufbewahrt, die über seine christlichen Gesinnungen einigen Aufschluß geben. Da er sehr gerecht war, so ließ er die Uebertreter der Gesetze den Krokodillen vorwerfen, und war oft Zuschauer dieses Schauspiels. Einen zinsbaren König, der sich empört hatte, ließ er in einen Käfig sperren, und ihn mit Fleisch nähren, das dem Unglücklichen vorher ausgeschnitten war. Mit eigener Hand hieb dieser gekrönte Henker sieben Hofdamen die Füße ab, weil sie zu schnell und drei andern, weil sie zu langsam gegangen waren. — Und dieses Ungeheuer starb ruhig in seinem Bette mit der Gelassenheit eines wohlthätigen Königs *). — Der Liebling des verstorbenen Regenten wollte sich, mit

eine Leibgarde von Japanischen Soldaten zu halten, die, wie in Europa die Schweizer, lange wegen ihrer Treue und Tapferkeit berühmt waren.

*) Als einen Beweis, wie wunderbar gemischt die Züge in dem Charakter der Asiatischen Despoten sind, führen wir folgende Anekdote von demselben König an. Er vertraute

Hülfe von 600 verkleideten Japanischen Soldaten des Thrones bemächtigen; aber der Sohn des Königs kam ihm zuvor und ließ den Usurpator ermorden. Doch traf den Sieger bald ein gleiches Schicksal. Nach seinem gewaltsamen Tode folgte ihm ein jüngerer Bruder, der die Japaner verjagte, und, damit der Mord am Hofe von Siam nicht aus der Uebung käme, zum Brudermörder ward. Ein anderer Prinz benutzte den Abscheu, den diese That erregte und ließ sich zum König ausrufen, wobei ihm die Holländer ausgiebige Hülfe leisteten. Die Regierung dieses neuen Königs, den einige für den berühmten Chaou-Pasa-Thong halten, zeichnete sich durch Grausamkeiten aus, an welche zu glauben die Menschlichkeit zurückbebt, und die in ihrer Abscheulichkeit zu schildern die unschuldige Feder sich zu schwach fühlt. Alle Mitglieder der königlichen Familie, alle Anhänger derselben, und wer nur durch Mienen oder Thränen ein Mitleid mit den Unglücklichen zu erkennen gab, wurden unter künstlich ersonnenen Schmerzen zu Tode gequält. Und die Siameser erduldeten es dennoch, dreißig Jahre die Sklaven dieses Wüthrichs zu seyn. Sein Bruder, der nach seinem Tode den Sohn des Königs verdrängen wollte und den Thron bestieg, wurde von diesem entsetzt und von einem Portugiesen niedergestoßen. Dem Spiele der Natur gemäß, die Vater und Sohn oft einander unähnlich macht, zeigte sich des Tyrannen Sohn als ein weiser, großmüthiger Regent. Er wäre der Schöpfer einer großen Nation geworden, wenn die Unge-

einem Portugiesen eine beträchtliche Summe an, mit dem Auftrag, in Malacca dafür einige Kostbarkeiten zu kaufen. Der Portugiese verlor im Spiel die ganze Summe und hatte die Kühnheit wieder nach Siam zurückzukehren. Der König empfieng ihn überaus gnädig und sagte: Dein Zutrauen in meine Güte macht mir mehr Freude, als alle Seltenheiten, die du mir hättest kaufen können.

lehrigkeit seiner Unterthanen sich nicht seinen edlen Absichten widersetzt hätte. Chaou Naraye's aufgeklärte Plane erregten den Neid der einheimischen Priester, welche sich verschworen, ihn im Tempel zu ermorden. Der Anschlag der frommen Mönche ward entdeckt; die Schuldigen wurden bestraft. Aber wie Priester sind: sie wußten diese gerechte Strafe als eine Beleidigung der Götter zu verschreien. Der König faßte hierauf einen entschiedenen Haß gegen die Talopoins oder Siamischen Priester und beschützte dagegen die Ausbreitung des Christenthums in seinen Staaten. Chaou Naraye war es, der Gesandte nach Frankreich schickte und den Französischen Grafen Forbin zu seinem Generalissimus machte. Ein anderer Europäer, Constantin Faulcon *), ein Grieche von Geburt, war mit der Macht des ersten Ministers bekleidet, ohne anfangs den Titel führen zu wollen. Es schien in der That, als ob der König fest entschlossen war, seinen Unterthanen die Wohlthaten der Europäischen Cultur zuzuwenden. Wie weise dieser Monarch gedacht, davon zeugt die Antwort, die er den zudringlichen christlichen Priestern gab, als sie und der Französische Gesandte ihn überreden wollten, das Christenthum anzunehmen.

„Es thut mir leid, sagte er, daß der König von Frankreich von mir eine so schwierige Sache verlangt. Es wäre Verwegenheit von mir, eine Religion anzunehmen, die ich noch nicht kenne. Der weise und tugendhafte König von Frankreich soll selbst richten. Eine plötzliche Religionsveränderung kann eine Revolution her-

*) Constantin Faulcon war im Jahre 1650 in Cefalonien geboren; seine seltsamen Schicksale, so wie sein merkwürdiger Charakter, die ihn zum Helden eines historischen Romans geschickt machen, können hier nicht beschrieben werden, und wir verweisen deswegen unsere Leser auf die oben angeführte histoire de Siam par Turpin.

beiführen; denn ich würde nicht ungestraft einen Glauben verlassen, welcher ununterbrochen in meinem Reiche seit 2229 Jahren geherrscht hat. Uebrigens überrascht mich die Lebhaftigkeit, mit welcher der König von Frankreich sich der Sache des Himmels annimmt; es scheint, als ob Gott selbst gleichgültiger dabei wäre, indem er die Art des Gottesdienstes der Willkür der Menschen überlassen hat. Ihm, der Himmel und Erde erschaffen hat, und Alles was athmet und lebt, der das Wesen der Geschöpfe bestimmt und ihnen verschiedene Neigungen eingepflanzt hat, ihm wäre es ein Leichtes gewesen, allen Menschen gleiche religiöse Empfindungen einzuflößen, und ihnen klar und ohne Dunkelheit denjenigen Gottesdienst anzuzeigen, der ihm der liebste ist; — er hätte leicht alle Nationen einem einzigen Gesetz unterwerfen können. Da er dies nicht gethan hat, so muß man schließen, daß er es nicht gewollt hat. Ist es also nicht natürlich zu glauben, daß der wahre Gott sich gerne von den Menschen auf verschiedene Weise verehren läßt, gleichwie er durch die bewundernswürdige Anzahl von Geschöpfen verherrlicht wird, die alle auf ihre Weise Zeugen seiner Macht sind? Die Schönheit der Mannichfaltigkeit, die wir in der physischen Ordnung der Dinge bewundern, — wäre sie weniger bewundernswürdig in der moralischen Welt, und der Weisheit eines Gottes weniger würdig? — Wie dem aber auch sey, Gott ist der unumschränkte Gebieter der Welt, und seiner Vorsicht allein vertraue ich mich selbst und mein Volk an: er mag mit mir verfahren nach seinem Wohlgefallen."

So sprach der weise König eines barbarischen Volks, und die christlichen Priester nannten dies „glänzende Sophismen." — Chaou Naraye blieb dem Glauben seiner Väter treu, obgleich er den Franzosen Häven einräumte, und den Christen Kirchen erbaute. Seine Vorliebe für die Europäer erregte mehrere ernsthafte Em-

pörungen, die er glücklich bedämpfte, bis endlich, als der König alt und schwach wurde, ein heuchlerischer Prinz, der durch Frömmelei das Zutrauen der Siamischen Priester und des einfältigen Volkes gewann, sich des Thrones bemächtigte, den vorher so mächtigen Faulcon hinrichten ließ, die Franzosen aus dem Reiche verjagte, durch eine Reihe von Grausamkeiten das Andenken an die Europäer vertilgte und die alte Siamische Finsterniß, zur Freude der Talapoins und der Großen, wieder herstellte. Zur Schande der Europäer muß man bekennen, daß Portugiesen und Holländer mit dazu beitrugen, die Verfolgung der Christen zu verlängern, aus keinem andern Grunde, als weil die Verfolgten Franzosen waren, deren aufblühender Handel in Siam die andern Kaufleute zum Haß aufreizte. Die Nachfolger dieses Königs, der bis ans Ende des 17ten Jahrhunderts regierte, zeichneten sich durch nichts als durch die Fortsetzung der Intriguen des Siamischen Hofes aus. Wir finden hier eine Königin, welche nach und nach die Gemahlin des Vaters, des Sohnes und des Enkels wurde; Brüder, die um die Krone streiten und sich einander ermorden, auch einen unglücklichen Krieg gegen Cambodja und dergleichen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wäre Siam eine Eroberung des berühmten Birmanischen Königs Alompra geworden, wenn diesen nicht, da er nur drei Tagereisen von der Siamischen Hauptstadt entfernt war, der Tod übereilt hätte. Dadurch wurde Siam befreit. Die Christen, welche unter den vorigen Königen nach und nach wieder empor gekommen waren, hatten sich im Birmanischen Kriege ausgezeichnet, und die Französische Kirche erhielt daher den Namen: die Kirche des Sieges. — Die Feigheit, der Blödsinn und die Ausschweifungen der Könige von Siam reizten die Birmanen bald das Land von Neuem zu überfallen und es mit Feuer und Schwerdt zu verheeren. Sie drangen bis zu den Mauern der Hauptstadt. Der König, ein gekränter

Priester, war eifriger mit der Kunst sich unsichtbar zu machen beschäftigt, als mit den Mitteln sich zu vertheidigen. Er hatte daher die Krone seinem Bruder abgetreten, dessen Laster das Land eben so wenig beschützen konnten, als der Blödsinn seines Vorgängers. Ein Englischer Schiffscapitain setzte die Birmanen durch seine Tapferkeit in Schrecken; die Politik der weisen Siamesen wollte jedoch einen Fremden nicht zum Sieger und Befreier ihres Vaterlandes werden lassen, daher der Capitain, verlassen von denen, die er vertheidigte, sich genöthigt sah, mit seinen Schiffe die Ufer dieses dummen Volkes zu verlassen. Ein verbannter Siamischer Prinz, gerührt von den Leiden seines Vaterlandes, kam ihm mit einer Armee zu Hülfe; aber der stolze Hof von Siam nahm diese Hülfe nicht an, sondern schickte Truppen dem Prinzen entgegen, um ihn zu vertreiben. Bei diesem herrschenden Unsinn ist es ein Wunder, daß die Belagerung mehrere Monate dauerte, und daß die Stadt erst am 28sten April 1767 mit Sturm erobert wurde. Das ganze Land war verheert und die Stadt eine Beute der Sieger, die mit aller Grausamkeit der Barbaren darin hausten. Der König wurde bei der allgemeinen Plünderung ermordet, und sein Bruder, der geistliche König, mit der königlichen Familie gefangen zu den Birmanen geführt. — Die Siamesen, die dem Schwerdte entronnen waren, hatten sich in die Wälder geflüchtet. Die Armee der Feinde sah sich, wahrscheinlich aus Mangel an Lebensmitteln, genöthiget, das verheerte Land zu verlassen; nur eine Garnison blieb in der Hauptstadt zurück. Die geflüchteten Siameser, mehr vom Hunger, als vom Muthe angefeuert, benutzten diesen Augenblick, um sich von den Eroberern zu befreien; und in der That glückte es ihnen, die zurückgebliebenen Birmanen zu übermeistern, und fürchterliche Rache an ihnen zu nehmen. Ein Siamischer Officier, Phaia-Thâu *),

*) Wahrscheinlich derselbe, den Symes Pieticsing nennt; die Verschiedenheit und Verwechselung der Namen macht die

der sich in den Unruhen auszeichnete, ward bald unter dem bescheidenen Titel: eines Vertheidigers des Vaterlandes, der Chef der Nation. Er stellte Ruhe und Ordnung wieder her, unterdrückte glücklich einige Empörungen und wurde, durch einen Einfall der Chinesen in das Birmanische Reich, gegen die Rachedurstigen Birmanen geschützt, die, mit einem mächtigeren Feinde beschäftigt, ihm Zeit ließen, seine Herrschaft zu befestigen. Diese Befreiung erfolgte um das Jahr 1769. Zwei Jahre später schickte der König von Birma ein neues Heer gegen Siam; da dieses aber aus Birmanen und Peguanern zusammengesetzt war, so ergriffen die letzten eine Gelegenheit über ihre Tyrannen herzufallen und ermordeten die weniger zahlreichen Birmanen. Dieser Aufstand der Peguaner und ein Krieg der Birmanen mit den tapfern Cassaiern, im Westen ihres Reichs, verhinderten sie, gegen Siam mit einer großen Macht zu kämpfen, und der König von Siam war weise genug, seine Gränzen nicht zu verlassen, um einen Angriffskrieg zu wagen, sondern benutzte die Zeit, sich im Innern seines Reichs mächtig zu machen. Es scheint, daß die erschlafften Siamesen in der Zeit der Noth und des Schreckens eine Art von Wiedergeburt erlangt hatten. Glücklich genug für sie war es, daß in dem Reiche ihrer Feinde unwürdige, schwache Regenten die Kraft der Birmanen unbenutzt ließen. So konnten die Siamesen bis zum Jahre 1786, unangefochten von Alompra's Nachfolgern, das zerrüttete, verwüstete Land wieder zu einiger Stärke empor heben. In dem genannten Jahre kam der Birmanische Kaiser Minderagee-Pra mit einer zahlreichen Armee nach Marta-

Orientalische Geschichte oft sehr dunkel und verworren. Bisweilen ist es nicht einmal ein Namen, sondern ein Titel, den die Europäer, unbekannt mit der Sprache, für eigene Namen halten.

ban, um Siam zu erobern. Er fand aber auf der Gränze einen völlig gerüsteten Feind, der, sich bewußt, daß es seine Unabhängigkeit galt, bald die Birmanen mit Ungestüm angriff, das stolze, sieggewohnte Heer durch diesen Muth überraschte, und nach einem blutigen Kampfe völlig in die Flucht jagte. Minderagee-Pra verlor bei dieser Gelegenheit sein ganzes Geschütz und mußte mit den schwachen Ueberresten seines Heeres eiligst nach seiner Hauptstadt fliehen. Der Birmanische Krieg dauerte noch bis zum Jahr 1793, wo endlich ein Friede geschlossen wurde, in welchem die Siameser die am Bengalischen Meerbusen liegende Küste mit allen Häven und festen Plätzen an den Kaiser abtraten. Von den weiteren Schicksalen der Könige von Siam wissen wir nichts, da die neuesten Nachrichten, die der Major Symes, in seiner Reise nach Ava, beiläufig von Siam anführt, nur bis zum Jahre 1795 gehen. — Unsere Leser werden auch aus diesem kurzen Ueberblick der Geschichte urtheilen können, daß die Welt wenig Mitleiden dabei empfinden kann, wenn Siam eine Provinz des Birmanischen Reiches wird. Ein Volk, das sich Jahrhunderte lang von wüthenden Tyrannen, blödsinnigen Frömmlern, oder ausschweifenden Wollüstlingen regieren ließ, und gleichwohl im lächerlichen Stolz eingebildeter Größe alle anderen Nationen verachtete, das für die Dauer seiner Fesseln, seines Aberglaubens und des herrschenden Unverstandes mit einer Hartnäckigkeit kämpfte, als ob es die Befreiung eines unterdrückten Vaterlandes gelte, ein solches Volk hat kein Recht selbst auf den Schein der Unabhängigkeit, die nur das rechtmäßige Eigenthum einer Nation seyn kann, die sich durch einen selbstständigen Geist und sittliche Eigenschaften zu einer moralischen Persönlichkeit erhoben hat.

2.

Name, Lage, Größe, Naturbeschaffenheit, Klima, Boden, Gewässer, Producte.

Die Einwohner sollen, nach de la Loubère *), den Namen Siam nicht kennen, der ihnen von den Portugiesen gegeben wurde, ohne daß man jetzt den Ursprung desselben genau anzugeben wüßte **); sie selbst nennen sich Tai, welches Wort in ihrer Sprache die Freien bedeutet, daher die Siamesen, während ihrer Verbindung mit den Franzosen, mit einem Wortspiel sagten: daß auch sie Franken wären. Das Land nennen sie Meüang Tai, d. i. Königreich Tai. Sie unterscheiden noch Tai-nòe, oder Bewohner von klein Siam, und Tai-yái, oder Bewohner von Groß-Siam; letzteres ist der nördliche Theil von Siam und wurde, wenigstens ehedem, von einem wilden Volke bewohnt.

Das Königreich Siam ist von hohen Gebirgen eingeschlossen, die von so wilden und armen, als freien und unschuldigen kleinen Völkerstämmen bewohnt werden. Die beiden Gebirgsketten bilden ein großes Thal, das an einigen Orten 15 bis 60 teutsche Meilen breit, und von Norden nach Süden, von dem schönen Fluß durchschnitten wird, den die Siamesen Menam nennen, d. i. das große Wasser. Er vergrößert sich durch die Bäche und kleinen Flüsse, welche von den Gebirgen auf beiden Seiten herab-

*) De la Loubère description du royaume de Siam à Paris. Eine schlechte teutsche Uebersetzung dieses Werkes ist 1800 in Nürnberg herausgekommen.

**) Kämpfer, in seiner Beschreibung von Japan sagt, daß die Malajen und Peguaner das Land der Tai: Tsiam nennen.

kommen, und ergießt sich in den Meerbusen von Siam durch drei Mündungen, wovon die gegen Morgen die schiffbarste ist. Außer dem Menam giebt es in Siam keinen großen Strom. Man kann die jetzigen Gränzen nicht mit Genauigkeit angeben: die älteren Reisebeschreibungen geben folgende Lage des Reichs an; gegen Norden die Birmanische Provinz Dzamée und die Chinesische Provinz Yunan, gegen Morgen die Königreiche Laos und Cambodja, gegen Süden das Meer und die Halbinsel Malacca, und gegen Westen Pegu. Die eigentliche Größe des Reichs und seine Bevölkerung sind unbekannt. Siam war nie sehr bevölkert, und hat durch die unaufhörlichen Kriege noch überdies einen großen Theil der Einwohner verloren.

Das Klima kann schwerlich sehr gesund seyn, obgleich die Witterung regelmäßig ist. Die Winter — oder was man hier so nennt — sind trocken, die Sommer aber feucht, wegen der verschiedenen Moonsons, die hier, wie in der Bai von Bengalen, ihren Einfluß äußern. Der nordöstliche Moonson bringt trockenes, der südwestliche trübes Wetter, schwere Wolken und Regen. Das Land wird durch die jährliche Ueberschwemmung des Flusses, der aus den Gebirgen eine Modererde herabführt, in den Ebenen ungemein fruchtbar. Der Schlamm aber, den die Gewässer zurücklassen, geräth leicht in Fäulniß, und verbreitet einen pestartigen Gestank, welcher der Gesundheit nachtheilig wird. In den Höhen und in den Gegenden, die von den Ueberschwemmungen entfernt liegen, oder wo nicht dichte Wälder ihre Schatten verbreiten und die Verdunstung des herabgefallenen Regens verhindern, wird alle Vegetation, sobald die periodischen Regen vorüber sind, von der Glut der Sonnenstrahlen zerstört. Die Einwohner haben daher, um diesen Ueberschwemmungen eine größere Ausdehnung zu geben, das Land vielfach mit Canälen durchschnitten. Die-

sem Wasserreichthum haben die Siamesen es zu danken, daß das flache Land die Erzeugung des Reißes so sehr begünstigt, daß er auch ohne sorgfältigen Bau gedeiht, wie dies in den Kriegen bisweilen der Fall war, wo der nahe Feind die Bauern abhielt, ihre Felder zu bestellen. In den weniger feuchten Gegenden wird auch Weizen gebaut *). An Pflanzen ist das Land ziemlich reich, und könnte leicht, wenn die Einwohner fleißiger wären, alle in Indien bekannten Gattungen erzeugen. Man findet Türkisches Korn, Hülsenfrüchte, eine sehr große Gattung Erdäpfel, Kürbisse, Wassermelonen u. s. w. Unsere Salatpflanzen scheinen hier unbekannt zu seyn. Zimmet, Kaffee, Baumwolle, Betel, Zuckerrohr, Citronen, Pomeranzen, Granatäpfel, Feigen und eine Menge Fruchtbäume gehören zu den natürlichen Reichthümern des Landes, wovon aber die Einwohner nicht immer den besten Nutzen zu ziehen wissen. Die Nelken und Rosen in Siam sind weniger duftend, als in Europa. Die einheimischen Blumen aber ergötzen sowohl durch ihren aromatischen Geruch, als durch das schöne Spiel ihrer Farben. Die Flora von Siam ist indessen noch ziemlich unbekannt. Die großen Wälder am Fuße der Gebirge versehen die Einwohner mit vortrefflichen Holzarten. Der Bambus wird am häufigsten gebraucht. Aus der Rinde des Tonkibaumes (Morus papyrifera?) bereitet man Papier. Der Faangbaum giebt ein Farbholz zum Rothfärben. Der Cotai (ficus indica?) den die Portugiesen Arvore de Raiz nennen, hat, wie der Afrikanische Peletuvier, an seinen Aesten eine Menge dünner Fasern, welche Wurzeln fassen und zu eben so viel neuen Stämmen werden. Aus dieser stets anwachsenden Menge von verbundenen Stäm-

*) Das Brod auf Siam ist aber schlecht, indem die Einwohner Reißmehl dazu nehmen, wodurch es eine spröde Härte bekommt.

men entsteht ein natürliches Labyrinth von sonderbarem Ansehen. Siam liefert auch gutes Holz zum Schiffbau; die Stämme sind oft so hoch und stark, daß aus einem einzigen ein sogenannter Bálon oder Siamisches Boot von 16 Klafter Länge gebaut werden kann. — Die Maulbeerbäume kommen hier nicht fort, daher es auch keine Seide giebt.

Der große Reichthum an Metallen und vorzüglich an Gold, den die Missionare in Siam entdeckt haben wollten, war nur eingebildet. Da sie eine Menge vergoldete Statuen sahen, welche die prahlerischen Einwohner für gediegenes Gold ausgaben, so schlossen die geblendeten christlichen Priester, daß dem Könige unerschöpfliche Goldgruben zu Gebote stehen müßten. Seitdem man aber weiß, daß jene goldenen Bildsäulen aus Gyps bestehen, ist man von der abgöttischen Verehrung des Siamischen Reichthums zurückgekommen. Indessen soll man einige verfallene Schachte entdeckt haben; jetzt aber gräbt man nur Kupfer, Eisen, Magnetstein, Blei, Zinn, Salpeter und Schwefel aus. Schöne Diamanten, denen von Golkonda gleich, will man in den Siamischen Gruben entdeckt haben; die Zukunft wird es lehren, ob die Berichte der ältern Reisenden gegründet waren.

Wilde Thiere findet man in Siam häufig. Die Elephanten sind nächst den Ceylanischen die größten in Asien. Tiger, Rhinoceros und eine kleine Gattung Panther bewohnen die Wälder. Hornvieh giebt es wenig. Die Pferde gehören zu einer schlechten Rasse. Die Vögel, Insecten und Amphibien sind von ungewöhnlicher Größe. Der Nocto (Casuar?) wird für größer als der Strauß ausgegeben. Krokodille findet man, die 50 Fuß lang seyn sollen. Scorpionen, Schlangen, giftige Eidechsen und dergleichen wimmeln auf den Feldern, und beunruhigen die Einwohner. — Der Menan ist fischreich.

Hat gleich die Natur das Land mit mancherlei Früchten gesegnet, so wissen doch die Einwohner wenig Vortheil davon zu ziehen, und dieser Mangel an Industrie mag Schuld seyn, daß — statt, wie die Missionare, hier unermeßliche Reichthümer zu finden, der unbefangene Reisende *) vielmehr das Reich stolzer Bettler in Siam entdeckt.

3.

Einwohner. Sprache. Sitten. Gebräuche.

Von welchem Volke die Siamesen ursprünglich abstammen, läßt sich nicht leicht angeben, und um so weniger, da sie sich häufig mit Fremden vermischt haben, die sich hier des Handels wegen aufhielten. Peguaner, Laos, Birmanen, Chinesen, Japaner, und selbst Portugiesen haben sich mannichfaltig mit den Eingeborenen vermischt und die Reinheit des Siamischen Geblüts getrübt. Die Physiognomie der Siamesen ist im Ganzen mehr Chinesisch als Indisch. Ihre Sprache ist zu wenig bekannt, um über ihren Ursprung Aufklärung zu geben; was la Loubère davon mittheilt, ist weder hinreichend zur Beurtheilung des Genius der Sprache, noch ist es auch zuverlässig genug. Die älteren Franzosen waren nicht die besten Sprachforscher. Doch scheint so viel zu erhellen, daß das Siamische von dem Chinesischen verschieden sey, so haben z. B. die Siamesen das R, welches einem Chinesischen Munde auszusprechen durchaus unmöglich ist. Noch verschiedener sind ihre Schriftzeichen. Die Aussprache schien den Franzosen sehr schwer, sowohl zu vernehmen, als sie nachzusprechen; b und m konnten sie fast nicht unter-

*) Forbin voyage à Siam, à Paris. 1697.

scheiden. — Die Etikette hat diese Sprache für den Fremden noch schwieriger gemacht. So kann man auf acht verschiedene Arten ich sagen, je nachdem man höflich, herablassend, gebieterisch, vornehm, freundschaftlich oder dergleichen reden will. Cü, ich, sagt der Herr zu seinem Sklaven; Ca, ich, muß der Sklave sagen, wenn er von sich mit dem Herren spricht; rau, ich, darf sich nur ein vornehmer Staatsbeamter bedienen; raul, ich, sagt man, wenn von der körperlichen Person die Rede ist; Ta Tschau, ich, zeigt eine höfliche Demuth an u. s. w. Eine Sache allein für sich zu nennen, wäre unverständig, man setzt also immer noch ein anderes Wort hinzu, z. B. Menschen-Person statt Mensch, Ochsenleib statt Ochs, Säbelmaschine statt Schwerdt 2c. 2c.

Die Siamesen sind eher klein als groß, doch übrigens nicht übel gebaut. Ihr Gesicht ist nicht oval, sondern viereckig; es ist breit und wegen der hohen Wangen hervorragend; dabei zieht sich die Stirn ohne Wölbung plötzlich zurück *). Zwischen den schiefgespaltenen Augenliedern blitzen kleine lebhafte Augen; das Weiße derselben ist gelblich. Eine kurze und an der Spitze runde Nase, ein großer Mund, dicke und bleiche Lippen, schwarze Zähne (vom Betelkauen); eine dunkelbraune, mit Roth vermischte Hautfarbe, unmäßig lange Ohren, und schwarze, dicke, kurz abgeschnittene Haare vollenden das Bild eines Siamesen. Die Weiber sind den Männern vollkommen ähnlich; man unterscheidet sie nur an dem Busen, der, wenn die Damen die erste Jugend überstanden haben, ungezwungen bis auf

*) Nach dem System des Dr. Gall würde dies einen großen Mangel an Witz und Scharfsinn anzeigen. Gleichwohl hat man eine natürliche Lebhaftigkeit des Geistes bei den Siamesen bemerkt; nur ihre Trägheit hat die natürliche Anlage nicht entwickeln lassen und sie zu einer etwas alberner Nation gemacht.

den Nabel herabhängt. Dies giebt ihnen in den Augen der Siamesen ein achtbares, ehrwürdiges Ansehen. Die Weiber schminken sich nicht; einige Stutzer aber färben sich die Füße hellblau und zwar soll das mehr oder weniger Blau ein Zeichen der höheren oder geringeren Würde seyn. Der König war vom Unterleibe bis zur Fußsohle blau *).

Die Siamesen kleiden sich sehr einfach und sind beinahe nackt; sie gehen mit bloßen Füßen und unbedecktem Haupte, und nur des Wohlstandes wegen schlagen sie um die Lenden bis unter die Knie ein buntes, drei Ellen langes Tuch. Zuweilen nimmt man statt des bunten Tuchs ein Stück Seidenstoff, der entweder einfach, oder am Rande mit Gold oder Silber besetzt ist. Die Vornehmen tragen außerdem ein mousselinenes Hemd, welches ihnen statt eines Kamisols oder Rockes dient. Sie ziehen es ab, oder wickeln es um die Mitte ihres Leibes, wenn sie zu einem Herrn von höherem Range kommen, um ihm dadurch ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Diese Hemden haben keinen Kragen und sind oben offen. Die Aermel fallen fast bis auf die Hand vor, und haben zwei Schuh im Umfange. Im Winter legen sie manchmal noch ein Stück Tuch oder Seidenzeug über ihre Schultern, entweder nach Art eines Mantels, oder einer Schärpe, deren äußerste Enden sie ganz artig um ihre Arme zu wickeln wissen.

Der König von Siam trägt ein Kamisol von schönem Gold- oder Silberstoff, dessen Aermel enge sind und bis auf die Hand hervorgehen; und so wie wir gegen die Kälte noch etwas unter dem Rock anziehen, so legt er dieses Kamisol unter dem Hemde an, welches mit Spitzen besetzt ist. Es ist keinem Siamesen erlaubt, eine solche Kleidung zu tragen, wenn sie ihm der König nicht schenkt,

*) La Loubère, der diese seltsame Mode bekannt macht, berichtet jedoch, daß er seiner Sache nicht völlig gewiß sey.

und dieses Geschenk macht er nur den angesehensten Beamten. Er giebt ihnen auch manchmal ein anderes Kamisol von scharlachenem Tuch, das im Kriege oder bei der Jagd getragen wird. Dieses geht bis auf die Knie herab, und hat vorn acht oder zehn Knöpfe; die Aermel sind weit, aber ohne Verzierung, und so kurz, daß sie nicht bis an die Ellenbogen reichen.

Es ist in Siam ein allgemeiner Gebrauch, daß der König und alle, die ihn im Kriege oder auf der Jagd begleiten, roth gekleidet sind. Die Hemden, welche man in diesem Falle den Soldaten giebt, sind von rothgefärbtem Mousselin, und an Ceremonientagen werden sie auch den Siamesen ausgetheilt, welche als Wache unter dem Gewehre stehen. Desgleichen ist die weiße, hohe, spitzige Mütze eine Ceremonientracht, die der König und seine Beamten tragen. Die Mütze des Königs ist mit einem Kreis, der mit Edelsteinen besetzt ist, umgeben; die Mützen der Beamten sind mit verschiedenen goldenen oder silbernen oder nur vergoldeten Ringen besetzt, um ihre Würden zu bezeichnen. Sie befestigen die Mütze mit einem Band, das um das Kinn herumgeht, und nehmen sie niemals ab, um Jemand zu grüßen. Die Mauren haben bei ihnen den Gebrauch der Pantoffeln eingeführt; diese werden aber vor den Thüren, sowohl in ihren, als auch in fremden Häusern abgezogen, um die Zimmer nicht zu beschmutzen. Vor dem Könige selbst, oder auch vor anderen Personen, denen sie Ehrfurcht schuldig sind, lassen sie sich nie in den Pantoffeln sehen. Die Siamesen bedienen sich auch der Hüte, die vorzüglich auf Reisen geschätzt werden. Der König läßt sie von allerlei Farben ungefähr in der Gestalt seiner Mütze machen; allein wenige Personen unter dem Volke bedecken ihre Häupter. Nur wenn sie auf dem Flusse sind, nehmen sie ein Stück Tuch auf den Kopf, um sich gegen die Sonnenstrahlen zu schützen.

Der Unterschied zwischen der weiblichen und männlichen Kleidung besteht darin, daß die Weiber ihren Umwurf nach der Länge, wie einen Unterrock tragen, der ihnen bis an das Ende der Wade geht, die Männer aber dieses Stück Zeug zwischen den Schenkeln hinauf schlagen, wodurch eine Art von Tasche entsteht, worin sie Betel aufbewahren. An dem Oberleibe sind die Weiber fast ganz nackend; denn sie haben keine Hemde von Mousselin. Nur die Reichen tragen eine Art Halstuch, dessen äußerste Theile sie manchmal um die Arme wickeln; Damen, die Geschmack haben, legen es in Falten oben über der Brust und lassen die Ecken hinten von den Schultern herabhängen. Trotz dieser Entblößung sind sie schamhaft, und die Männer wie die Weiber dieses Landes bemühen sich gewissenhaft, diejenigen Theile ihres Körpers zu verbergen, welche ihnen die Gewohnheit zu zeigen verbietet *). — Die Kinder gehen bis in das vierte oder fünfte Jahr ganz nackend.

Ausgezeichnet schöne Kleider, z. B. von gesticktem Seidenzeug und mit Franzen besetzt, dürfen nur diejenigen Damen tragen, welche durch die Gnade des Königs ein solches Gewand zum Geschenk erhalten haben. Vornehme Frauen tragen auch wohl schwarze Gewänder mit einer einfachen weißen Schärpe geziert. Ringe an den drei letzten Fingern der Hand sind sehr in der Mode, und zwar tragen sie deren so viel an jedem Finger, als darauf Platz haben. Eine Schöne, welche zwanzig Ringe von falschen Steinen, deren jeder bei uns sechs Pfennige kosten würde, zur Schau tragen kann, verblendet dort alle Augen und hat ein vollkommenes Recht eitel zu seyn. — Halsketten tragen weder Männer noch Weiber; desto geschätzter sind

*) La Loubère erzählt, daß die Schamhaftigkeit einer Siameserin ihr nie erlaubt ein Lavement zu nehmen.

die Ohrringe. Armbänder werden nur an vornehmen Kindern bis ins siebente Jahr bemerkt. Die Gesichter der Kinder sind fast alle mit Indischem Safran gelb gefärbt, welches hier für sehr gesund gehalten wird.

Die leichte Kleidung der Siamesen befördert ihre Reinlichkeit; außerdem baden sie sich täglich drei bis viermal, und halten es für unanständig, eine Visite zu machen, ohne kurz vorher gebadet zu haben. Sie parfümiren sich auch an verschiedenen Theilen des Körpers; so bestreichen sie mit einer wohlriechenden Salbe die Lippen, wodurch diese noch blasser werden, als sie es von Natur sind. Auch die Zähne, obgleich sie sie schwarz färben, putzen sie mit wohlriechendem Wasser und Oel. Den unbedeutenden Bart reißen sie aus; schneiden aber die Nägel an den Fingern nicht ab, sondern begnügen sich damit, sie reinlich zu halten. Die langen Nägel halten sie für besonders schön, daher Tänzerinnen, welche die Eitelkeit aufs Höchste treiben, sich noch künstliche Nägel von Messing ansetzen, wodurch ihre Hände das Ansehen von Harpyen-Klauen erhalten.

Die Tafel in Siam ist nicht prächtig. Die gewöhnlichen Nahrungsmittel sind Reiß und Fische; letztere ißt man hier gesalzen, und zwar auf eine Art, daß sie halb in Fäulniß übergegangen seyn müssen. Mit einem Pfund Reiß, das einen Pfennig kostet, und mit einem getrockneten kleinen Fisch, der eben so theuer ist, kommt der Siamese des Tages vortrefflich aus; will er unmäßig seyn, so kauft er sich für 6 Pfennige eine Bouteille Arrak oder Reißbranntwein. Bei dieser Frugalität und bei solcher Wohlfeilheit darf man sich nicht wundern, wenn der Siamese keine Nahrungssorgen kennt, und wenn man Abends in den Häusern die Leute herzlich vergnügt singen hört. Die Brühen der Reichen sind einfach aus Wasser, Knoblauch, etwas balsamischem Kraut und Gewürz bereitet. Fleisch essen die Siamesen wenig oder gar nicht, selbst Wild tödten sie

nicht; es scheint, daß die Religion ihnen dies verbietet; aufgeklärte Leute lassen sich jedoch die Papageyen zuweilen gut schmecken.

So einfach wie ihre Kleider und ihre Nahrung, sind auch die Wohnungen der Siamesen. Auf Pfeilern von Bambus wird eine Hütte ungefähr 13 Schuh hoch über der Erde erbaut, um sie gegen die Ueberschwemmung zu schützen. Diese Häuser haben nur ein Stock, sind aber von ziemlichem Umfange. Wände, Decken und Fußboden, Alles ist von Bambus. Bei den Vornehmen werden die Wände wohl mit einem baumwollenen Zeug behangen, und die Decken mit weißem Mousselin tapezirt; feine Binsenmatten vertreten die Stelle eines Teppichs. Reinlichkeit, aber keine Pracht herrscht in den Zimmern. Zahlreiche und kostbare Möbeln darf man hier nicht suchen. Wer ein Bett besitzt, ist schon reich; gewöhnlich schläft man auf Binsenmatten. Der Tisch der Siamesen ist ein glattes Bret, und ihn zu decken kostet wenig Zeit, denn sie haben weder Tischtücher noch Servietten, weder Messer noch Gabel. Alle Speisen werden zerschnitten aufgesetzt. Stühle kennt man nicht; die Reichen stützen sich auf Polster, wie im ganzen Orient. Das Tischgeschirre besteht aus Chinesischem Porzellan oder Thon, bei den Armen vertritt eine Kokosschale die Stelle der Schüssel; der König hat ein goldenes Service, speis't aber gewöhnlich auf Porzellan.

Häuser von Backsteinen besitzen nur der König, einige Große und Fremde, die sich in den Städten angebaut haben. Auch der königliche Pallast ist niedrig und zeichnet sich durch keine Architektur aus. Von Säulenordnungen, Architraven und andern Verzierungen haben die Siamesen keine Kenntniß. Das Ausgezeichnete der Bauart in den Häusern besteht darin, daß die Zimmer, obgleich das Gebäude nur ein Stockwerk hat, nicht auf einer Ebene neben einander liegen, sondern daß man immer einige

Stufen steigen muß, um aus einem in das andere zu kommen; woraus denn auch die Ungleichheit der Dächer entspringt.

Die Tempel haben eben so wenig ausgezeichnete Pracht. Die Hauptzierrathen sind mehrere, aus Kalk und Backsteinen plump gearbeitete Pyramiden. Sie sind rund, werden in der Höhe schmäler und endigen sich kugelförmig.

Auch die Gärten geben von dem Geschmacke der Einwohner keinen günstigen Begriff; sie sind klein, und die Gänge und Alleen so schmal, daß kaum zwei Personen neben einander gehen können. Selbst die königlichen Gärten haben in dieser Rücksicht keinen Vorzug vor den andern.

Zu dem Hauswesen der Siamesen gehören nur wenige Thiere Außer dem Ochsen und dem Büffel ist der Elephant ihr einziges Hausthier. Die im Reiche wohnenden Araber haben sich auch wohl Kameele kommen lassen, deren sie sich zum Lasttragen bedienen. Die Pferde sind schlecht und selten, weil der feuchte Boden kein gutes Futter erzeugt. Der König allein unterhält ungefähr zweitausend Pferde.

Auch zum Reisen bedient man sich nicht der Pferde, sondern läßt sich entweder in Palankins tragen, oder man bedient sich der Boote, die in diesem wasserreichen Lande fast überall anwendbar sind. Die hiesigen Boote oder Ruderschiffe sind das prächtigste Eigenthum der Siamesen. Es giebt hier solche Bálon's für hundert und mehr Ruderer. In der Mitte des Schiffs ist eine Hütte oder kleines Haus von Bambus errichtet, und entweder bemalt oder lackirt und vergoldet und mit mannichfaltigem Schnitzwerk versehen. Einige haben Schirmdächer gegen die Sonne, oder zugespitzte kleine Thürme. Da diese Fahrzeuge sehr schmal und ganz dazu gemacht sind, das Wasser zu durchschneiden, und gewöhnlich auch stark bemannt sind,

so können sie sich mit außerordentlicher Schnelligkeit selbst gegen den Strom bewegen. Es soll einen ungemein schönen Anblick gewähren, wenn mehrere derselben in gewisser Ordnung neben einander rudern. — Es giebt mehrere Familien, die hier, wie in China, keine andere Wohnung als diese Bálons haben.

Auch der König fährt oft auf einem prächtigen Bálon. Gewöhnlich aber reist er auf Elephanten, deren er eine große Anzahl besitzt.

So arm im Ganzen der Haushalt eines Siamesen ist, so zufrieden lebt er gleichwohl. Die allgemeine Armuth stellt alle Bewohner einander gleich, und bewirkt, was ein allgemeiner Reichthum nicht bewirken könnte. Unbekannt mit einem besseren Zustande, gewöhnt an Sklaverei, und unter einem schönen Himmel zu keiner Unmäßigkeit angereizt, ist er glücklich in der Bambushütte, und ahnet kaum höhere Freuden der Menschheit, die ohnehin ohne Mühe und Sorge nicht zu erkaufen sind und daher für sein träges Gemüth wenig Anlockendes haben.

Die Ehen sollen hier selten unglücklich seyn. Die Art, wie sie geschlossen werden, ist wenig von jener verschieden, welche bei den Birmanen Sitte ist. Nur dieses müssen wir bemerken, daß nachdem sich ein Freier gemeldet hat, die Aeltern des Mädchens zu einem Wahrsager gehen, um sich nach dem Vermögen des jungen Mannes zu erkundigen. Ein Siamese nämlich muß sein Vermögen sorgfältig verbergen, weil es ihm sonst von den hohen Staatsbeamten oder auch von der Siamischen Majestät selbst leicht, ohne weitere Förmlichkeit, genommen werden könnte. Daher behaupten nur die Wahrsager zu wissen, ob Jemand reich oder arm sey, und werden auch häufig zu Rathe gezogen. — Die Siamesen haben nur Eine rechtmäßige Frau, dürfen aber mehrere Beischläferinnen haben. Zwischen Bruder und Schwester ist die Ehe

nicht gestattet, doch in allen weiteren Graden der Verwandtschaft. Der König ist über alle Gesetze erhaben, er kann seine Mutter und seine Tochter heirathen, wie mehrere Beispiele beweisen. Die Ehescheidungen können ohne viele Weitläuftigkeiten vollzogen werden. Die Kinder werden dann so getheilt, daß die Mutter das erste, dritte fünfte ꝛc. und der Vater das zweite, vierte, sechste ꝛc behält. Die Gewalt des Ehemanns ist übrigens despotisch, und erstreckt sich so weit, daß er Weiber und Kinder verkaufen kann; nur die rechtmäßige erste Frau darf er nicht verkaufen, wohl aber fortschicken, sobald es ihm gefällt, doch muß er das Heirathsgut zurückgeben. Auch eine Wittwe kann nach dem Tode des Mannes die Kinder der ungleichen Zahl, die ihr bei der Ehescheidung zufallen würden, verkaufen; bei den Kindern der gleichen Zahl machen die Verwandten des Mannes bisweilen Einspruch.

Der Umgang der beiden Geschlechter ist hier weniger frei als in Birma; doch mehr durch Sitte als verschlossene Harems beschränkt. Eine Jungfrau, die ein Kind gehabt hat, wird übrigens dadurch nicht geschändet.

So wenig ceremoniös man bei den Hochzeiten zu Werke geht, so feierlich sind die Leichenbegängnisse. Der Todte wird zuförderst in einen hölzernen, lackirten und vergoldeten, bisweilen auch in einen bleiernen Sarg gelegt und auf einem Katafalk im Hause ausgestellt. Man zündet sodann eine Menge Wachskerzen an und verbrennt kostbares Rauchwerk. Nachts kommen die Priester, die bei dem Todten bleiben und im feierlichen Gesange Betrachtungen über den Tod und über den Weg zum Himmel absingen. — Nach ein Paar Tagen wählt die Familie einen Platz auf dem Felde, in der Nähe eines Tempels, um den Leichnam zu verbrennen. Man umschließt den Platz mit einer viereckigen Umzäunung und errichtet in der Mitte den Scheiterhaufen, wozu man, wo möglich,

Sandelholz und andere wohlriechende Holzarten nimmt — Unter dem Schalle musikalischer Instrumente und im feierlichen Zuge wird der Todte hierher gebracht. Der Sarg wird vorangetragen, dann folgt die Familie des Verstorbenen; die Weiber, weiß gekleidet mit weißen Tüchern um den Kopf, erheben laute Klagen. Den Beschluß machen die übrigen Verwandten und Freunde. Gewöhnlich geschieht diese Procession zu Wasser. Bei sehr pomphaften Leichenbegängnissen trägt man ganz eigene Maschinen von Bambus vor und zur Seite der Leiche. Diese Maschinen sind mit gemaltem und vergoldetem Papier überzogen und sollen bald natürliche, bald wunderbare Dinge vorstellen, als Häuser, Möbeln, Elephanten, Büffel, oder auch Ungeheuer in menschlicher Gestalt, welches wahrscheinlich Bildnisse der Götter waren, von den Europäern aber für Teufel angesehen wurden. — Bei dem Verbrennen wird der Körper aus dem Sarge genommen und auf den Scheiterhaufen gelegt Selten wird die Leiche ganz verbrannt, sondern gewöhnlich nur gebraten; man sieht es aber für ein Glück und eine Ehre an, wenn das Feuer den Körper in Asche verwandelt. Ist ein Prinz von Geblüt oder sonst eine vornehme Person gestorben so zündet der König selbst den Scheiterhaufen an, ohne jedoch aus dem Pallast zu gehen. Er zündet nämlich eine Fackel an, die an einem Stricke befestigt ist, welcher vom Schlosse bis zu dem Scheiterhaufen reicht, und mit dessen Hülfe das königliche Feuer anlangt. — Die Ueberreste des verbrannten Körpers werden gesammelt, in den Sarg gethan und mit demselben in der Nähe eines Tempels begraben. Eine darüber gesetzte Pyramide bezeichnet das Grab. Den Beschluß dieser Feierlichkeiten machen Tänze und theatralische Vorstellungen, von denen wir dem Leser eine kurze Beschreibung mittheilen wollen.

Die Siamesen haben drei Arten von theatralischen Schauspielen. Was sie Cône nennen, ist ein Tanz in

mehreren Auftritten, unter dem Schalle der Violine und einiger andern musikalischen Instrumente. Die Tänzer sind maskirt und bewaffnet, und stellen mehr einen Kampf, als einen Tanz vor. Die Hauptsache dabei besteht in stolzen Bewegungen und kühnen Stellungen, die nur von Zeit zu Zeit durch einige Worte unterbrochen werden. Die hierbei üblichen Masken sind gräßlich, und stellen entweder Thierungeheuer oder Arten von Teufeln vor. Das Schauspiel, welches sie Laçône nennen, ist ein episch-dramatisches Gedicht, das drei Tage von acht Uhr des Morgens bis sieben Uhr des Abends fortdauert. Es besteht aus ernsthaften Geschichten in Versen, welche von mehreren Schauspielern abgesungen werden. Einer von ihnen spielt die Rolle des Geschichtschreibers, und die andern die Rollen der Personen, welche die Geschichte reden läßt. Das ganze Stück wird nur von Männern, ohne Weiber, aufgeführt. Der Rabam ist ein Doppeltanz zwischen Männern und Weibern, wobei keine kriegerischen, sondern sanfte und verliebte Empfindungen dargestellt werden sollen. Die Tänzer und die Tänzerinnen haben falsche und sehr lange Nägel von Messing, die hier den Charakter bestimmen, wie bei den Griechen der Kothurn und der Soccus. Die Tänze sind nicht ermüdend und wenig mehr als ein einfacher, langsamer, von keinen starken Bewegungen begleiteter Gang in die Runde. Die Tänzer machen aber dabei allerlei Verdrehungen des Körpers und der Arme, ohne einander zu berühren. Unterdessen unterhalten zwei Personen die Zuschauer durch allerlei Späße, und zwar haben sowohl die Tänzer als die Tänzerinnen ihre spaßhaften Chorführer. — Die Kleidung aller Schauspieler hat außer der Maske nichts Ausgezeichnetes, bloß diejenigen, welche den Rabam und Cône tanzen, haben hohe spitzige Mützen von Goldpapier, ungefähr wie die Ceremonienhüte der Mandarine, die aber auf den Seiten unter die Ohren herabgehen, und mit schlecht gemachten falschen Steinen besetzt sind.

Der Sône und Rabam werden immer bei Leichenbegängnissen angewendet und manchmal auch bei andern Gelegenheiten. Wahrscheinlich haben diese Spiele nichts Religiöses, da es den Talapoinen verboten ist, ihnen beizuwohnen. Der Lacône dient hauptsächlich dazu, um das Einweihungsfest eines neuen Tempels zu verherrlichen, wenn man darin eine neue Statue ihres Gottes errichtet.

Auch dies Wenige wird hinreichen, von der Lebensart und von den Leiden und Freuden der Siamesen einen Begriff zu geben. Wir wollen zum Beschluß dieses Abschnittes nun noch mit wenigen Worten den sittlichen Charakter des Volkes schildern.

Der Siamese ist sanft, höflich und sorglos; er läßt sich Vieles gefallen und kann nur schwer zum Ausbruche seines Zornes gereizt werden; selten verleitet ihn dieser zum Mord, ein gräßliches Schimpfen und höchstens einige Rippenstöße sind der Gipfel seiner Rachsucht. Feigheit, Geiz *), Verstellung und Neigung zum Lügen und Prahlen sind angeborne Laster. Dabei sind die Siamesen in ihre Gewohnheiten hartnäckig verliebt, nicht sowohl aus Achtung gegen ihre Vorfahren, als aus Trägheit und weil sie fürchten, daß Neuerungen ihnen Mühe machen würden. Sie bekümmern sich wenig darum Etwas zu wissen, daher sie auch nichts bewundern. Wer glimpflich mit ihnen umgeht, dem zeigen sie unbändigen Stolz; wer dagegen sie geringschätzig behandelt, sieht sie bald zu seinen Füßen kriechen. Sie sind arglistig und unbeständig, obgleich sie im Handel viel auf Treue und Glauben halten; eifersüchtig sind sie nur aus Ehrgeiz: wenn die Untreue ihrer Weiber

*) Der Geiz der Siamesen ist um so auffallender, da die Reichen, aus Furcht vor dem diebischen Gouvernement, ihr Vermögen nicht genießen, sondern es entweder vergraben, oder Tempel davon bauen, und die Priester beschenken.

nicht öffentlich bekannt ist, macht sie ihnen wenig Sorge. Uebrigens ehren sie das Alter, verlassen ihre Anverwandten nicht, wenn diese arm werden, verachten den Dieb, stehlen aber ungemein gern *). Wollen die Siamesen den Bund ewiger Freundschaft schließen, so trinken sie Arrak aus Einer Schale; noch mehr bekräftigt wird der Bund, wenn einer des andern Blut in das Getränk mischt. Aber auch die geschwornen Freunde betrügen einander.

4.

Industrie und Handel.

Die Siamesen haben, bei ihren früheren Verbindungen mit den Europäern, Gelegenheit gehabt unsere nützlichen Künste kennen zu lernen, aber ihre angeborne Trägheit und der Stolz der Dummheit, die Alles hinlänglich gut zu wissen vermeint, wurden unüberwindliche

*) Einer von den Siamischen Gesandten am Französischen Hofe stahl in einem Hause, wo er als Gast bewirthet wurde, ein Paar Dutzend Rechenpfennige, die er für Münze hielt und einige davon in einem andern Hause dem Bedienten als Trinkgeld gab. — La Loubère erzählt noch ein anderes Beispiel. Ein Aufseher über die Magazine des Königs hatte einiges Silber veruntreuet. Zur Bestrafung wurde ihm geschmolzenes Silber in den Hals gegossen. Gleichwohl konnte derjenige, welcher das Silber aus dem Hause des Getödteten abholen sollte, nicht unterlassen etwas davon bei Seite zu stecken. Der König ließ ihn gleiche Strafe leiden. Ein Dritter, der diesem das Geld abnehmen sollte, machte es nicht besser; allein der König schenkte ihm das Leben und sagte: ich muß einmal aufhören zu strafen, sonst behalte ich am Ende keinen Unterthan.

Hindernisse, in diesen Künsten einige Fortschritte zu machen. Gegenwärtig beschränkt sich ihre Industrie auf den Reißbau, etwas Viehzucht, auf Webereien baumwollener und seidener Stoffe und auf Ausgraben einiger Metalle. Der Druck der Tyrannei, die jeden Unterthan zwingt, sechs Monate im Jahr für den königlichen Dienst zu arbeiten, kann hier keinen Eifer zur Arbeit erzeugen und keinen Fleiß gedeihen lassen.

Der Handel könnte bei der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens und bei der Lage an dem schiffbaren Strom beträchtlich werden; aber der Despotismus steht ihm auch hier im Wege. Der vorzüglichste Handel nach Siam ist, nach dem Zeugniß des Capitains Elmore *), in den Händen der Portugiesen; auch einige Englische Kaufleute haben von Kalkutta aus ihre Speculationen auf dieses Land gerichtet, die dann immer vortheilhaft ausgefallen sind. Keinem Siamischen Unterthan aber ist es erlaubt, mit Zinn, Elfenbein, Blei und Sapanholz zu handeln, ohne dazu eine besondere Erlaubniß vom Könige zu haben, die aber äußerst selten ertheilt wird; denn mit diesen Artikeln treibt der König einen ausschließenden Handel, und giebt sie meistens als Bezahlung für die von ihm eingekauften ausländischen Güter weg. Man muß daher gleich bei der Ankunft daselbst mit den Ministern übereinkommen, welche Waaren der König von der mitgebrachten Ladung zu haben wünscht und diese werden gewöhnlich, wenn nicht der König ausdrücklich sagt, daß er diesen oder jenen Artikel kaufen will, mit dem Namen eines Geschenks

*) H. M. Elmore, Brittischen Schiffscapitain's, vermischte Nachrichten von verschiedenen Gegenden, Inseln und Handelsplätzen in Asien und vorzüglich in Ostindien. Aus dem Englischen. Weimar im Verlage des Landes-Industrie-Compt. 1804; auch im 11ten Bande der Sprengel-Ehrmann'schen Bibliothek der Reisebeschreibungen.

belegt; hierauf werden einige der vornehmsten Kaufleute des Ortes herbei gerufen, welche die sämmtlichen Waaren taxiren müssen, und nach dieser Taxe werden sie, ebenfalls als ein Geschenk des Königs, in den vorhin angeführten Siamischen Artikeln bezahlt, die dabei zu den höchsten Preisen, wofür man sie nur immer auf irgend einem Markt in Indien unterbringen kann, angeschlagen werden. Für jede Erlaubniß, außerdem noch irgend eine andere Art von Waaren einzukaufen, muß eine bestimmte, nicht unbeträchtliche Summe bezahlt werden, und diese Erlaubniß erstreckt sich dann immer nur auf ein Haus und auf eine festgesetzte Zeit. Wenn man daher eine Quantität Waaren von einerlei Art von verschiedenen Kaufleuten eingekauft hat, so muß man mit diesen übereinkommen, daß sie alle die Waaren in ein einziges Haus schicken, und dann muß man einen Tag bestimmen, wo die sämmtlichen Artikel im Namen desjenigen Kaufmanns, in dessen Hause sie liegen, und der die Erlaubniß zu handeln für diesmal erhalten hat, gewogen werden. Man gewinnt dadurch nicht nur Zeit, sondern erspart auch die beträchtlichen Kosten, die außerdem mehrere Erlaubnißscheine verursachen würden. Bei diesem Wägen müssen immer drei königliche Beamte gegenwärtig seyn; jedem von ihnen muß eine bestimmte Summe für seine Mühe bezahlt werden, und man thut wohl, ihnen noch überdies einige Geschenke zu machen. — Für Elephantenzähne, Zinn, Sapanholz (Caesalpinia sapan.) und Blei, die man von dem Könige eintauscht, werden keine Abgaben bezahlt; hat man sie aber von einem Privat-Kaufmann erhandelt, so muß ein beträchtlicher Zoll dafür entrichtet werden. Von allen eingeführten Waaren wird ein Zoll von 8 Procent, und außerdem noch ein beträchtliches Ankergeld bezahlt.

5.

Künste. Wissenschaften. Religion.

Die Goldschmiede, Tischler und Vergolder sind die Künstler der Siamesen. Sie haben zwar auch Bildhauer und Maler, aber ihre Arbeiten sind so geschmacklos, daß man lieber wünschen möchte, sie wüßten durchaus nichts von den schönen Künsten. Was la Loubère von ihrer Theorie der Kunst sagt, könnte beinahe zu der Vermuthung verleiten, als hätten die neuen teutschen Aesthetiker ihre Weisheit den viereckigen Köpfen der Siamesen zu danken. Die Natur, sagen diese, ist uns gleichgültig; die Nachahmung derselben ist keine Kunst; wir wollen Etwas sehen, was nie in der Natur existiren kann, je unnatürlicher, desto poetischer. Daher sind auch ihre gemalten Bäume, Blumen, Vögel, Thiere und Menschen wirklich aus einer andern eingebildeten Welt; das Schlimme dabei aber ist, daß man ein geborner Siamese seyn muß, um diese Dinge schön zu finden. Ueberdies scheint alle Kunst, die man hier findet, von den Chinesen entlehnt und nicht einheimisch.

Die Wissenschaften können unter einem Volke von Sklaven keine Aufmunterung finden. Zwar haben die Talapoinen Schriften religiösen und moralischen Inhalts, die von einer nicht gemeinen Geistesbildung zeugen; aber diese Bücher sind in der Palisprache geschrieben, und daher nur alte, ehrwürdige Ueberreste einer untergegangenen Cultur. Die Palisprache ist nämlich die gelehrte Sprache in einem großen Theile von Indien, in Ceylan, Ava, Pegu, Arakan und Siam, wie es das Sanscrit in Hindustan ist. Beide Sprachen werden, gerade wie dies bei uns mit der Lateinischen und Griechi-

schen der Fall ist, nur von einigen Gelehrten vollkommen verstanden und sind todte Sprachen. Es läßt sich aber keine todte Sprache denken, die nicht einst unter einem Volke lebend war. Die Schriften, in Sanscrit und Pali geschrieben, zeugen von einer höheren Cultur, als die gegenwärtige in Indien ist. Seltsam, daß man noch keine Spur eines ehemaligen Volkes der Sanscrit oder Pali, dessen Geschichte über diese Cultur näheren Aufschluß gäbe, entdeckt, noch wie es scheint, gesucht hat. Erst dann, wenn diese Geschichte, die wahrscheinlich mit der ältesten der Aegyptier zusammenhängt, wieder aufgefunden werden könnte, würde es in unserer Kenntniß des Orients hell werden, und wir würden dann, mit mehr Schärfe, als es bisher geschehen ist, die antike Bildung in Indien von der modernen unterscheiden. — Wenn wir also bei den Siamesen heilige oder besser gelehrte Schriften finden, die auf eine gewisse Ausbildung des Geistes schließen lassen: so dürfen wir deswegen bei dem gegenwärtigen Volke noch keine Wissenschaft suchen. Eben so wenig würden wir die Spanier unserer Zeit, oder die Europäer des Mittelalters aufgeklärt nennen, und die Philosophie bei ihnen suchen dürfen, wenn wir vielleicht in einem Kloster ein vermodertes Exemplar des Plato oder Aristoteles gefunden hätten. Aus diesem Gesichtspunct angesehen, müssen wir die heutigen Siamesen für Barbaren ansehen, die nicht wie die Birmanen einem helleren Lichte entgegen gehen, sondern weit hinter dem Aufschwung zurück bleiben, welchen die Nation in früheren Jahrhunderten genommen haben mag.

Die Siamesen sollen mit Leichtigkeit dichten, und Reim und Sylbenmaß beobachten. Da keines ihrer Gedichte in eine Europäische Sprache übersetzt ist, so können wir über den Werth derselben nicht urtheilen. Die Musik und die Instrumente der Siamesen gleichen jenen

der Birmanen; daher wir sie hier nicht besonders beschreiben. In der Astronomie kennen die Siamesen einige richtigere Bestimmungen, als ihre Nachbaren, die Birmanen; gegenwärtig aber schränkt sich dieser Vorzug auf einzelne praktische Regeln ein, die sie mechanisch anwenden, ohne den Grund davon einzusehen. Das Beste hierin scheinen sie den Chinesen zu danken zu haben, mit denen sie seit langer Zeit in vielfältiger Verbindung gestanden haben. Wie wenig aber auch die geringen astronomischen Kenntnisse einiger Gelehrten auf das Volk übergegangen sind, erhellet daraus, daß die Siamesen glauben, daß die Sonnen- und Mondsinsternisse durch einen Drachen verursacht werden, welcher die Sonne und den Mond verschlingen will. Sie machen daher ein großes Geräusch mit messingenen Becken, um das gefährliche Thier zu verjagen und die schönen Gestirne zu befreien. — In den gelehrten Schriften der Siamesen findet man die seltsame Kosmographie wieder, die wir oben bei den Wissenschaften der Birmanen beschrieben haben.

Die Arzneikunde befindet sich hier in einem elenden Zustande. Wird Jemand krank, so fängt die Cur damit an, daß eine Person auf den Patienten hinaufsteigt und ihm den ganzen Körper derb mit den Füßen zertritt; sogar schwangere Weiber lassen sich von Kindern zertreten. Nachher giebt man dem Kranken eine Arznei nach Vorschrift eines der vielen Recepte, in deren Besitz sie sind, und die sie, wie es der Zufall will, aus der Menge herausziehen — wie ein Loos. — Die Siamesen sind Freunde der Chymie, wissen aber wenig davon und suchen auch nichts als den Stein der Weisen.

So gering auch die wissenschaftlichen Kenntnisse der Siamesen sind, so können sie doch nur von einigen Priestern, die sich ganz der Gelehrsamkeit widmen, erlangt werden. In den Schulen, welches die Klöster oder Wohnungen der

Talapoins sind, werden die jungen Leute nur im Lesen und Schreiben und im Rechnen unterrichtet. Sie schreiben, wie wir, von der Linken zur Rechten, haben eine Buchstabenschrift, und nicht, wie die Chinesen, Wortzeichen. Ihre Zahlenzeichen sind den Arabischen Ziffern ähnlich, und werden auch wie diese nach einander gesetzt.

Die Religion der Siamesen ist der Buddhaismus. Sie nennen ihren Gott oder Erlöser aber nicht Buddha, sondern Sommona Codom. Einige gelehrte Männer haben diesen Sommona Codom für keinen andern als den Pythagoras gehalten, weil die Zeit, in welcher er gelebt haben soll, ungefähr mit dem Zeitalter des Pythagoras übereinstimmt. Das Religionssystem, das er einführte, so wie die vorzüglichsten Umstände seiner Geschichte, weichen in keinem wesentlichen Puncte von dem System und der Geschichte des Buddha ab; nur in der letzten finden wir das Eigene, daß erzählt wird, Sommona Codom hätte einen Bruder, mit Namen Thevelat *), gehabt, welcher eine falsche Religion erfand, und viele Könige und Völker zum Glauben an dieselbe verführte. Er wurde deswegen mit Nägeln an Händen und Füßen an ein Kreuz genagelt und für seine Anmaßung mit einer Dornenkrone geschmückt. Der Vater dieser Brüder war ein König von Ceylan und die Mutter hieß Maha Maria, d. i. große Maria. Diese Umstände haben die Aufmerksamkeit der Missionaren erregt, so wie sie den Siamesen Veranlassung geben, die Europäer für Anhänger des Thevelat zu erklären.

Die Talapoins oder Priester der Siamesen unterscheiden sich wenig oder gar nicht von jenen in Birma.

*) Das th wird wie das Englische, und v bisweilen wie b ausgesprochen.

6.

Verfassung.

Wo die unumschränkteste Willkür eines Despoten das höchste Gesetz ist, da kann eigentlich von keiner Verfassung die Rede seyn. Der König ist nicht nur Herr über das Leben seiner Unterthanen, sondern auch über ihr Eigenthum. Liegende Gründe kann kein Siamese besitzen, wenigstens nicht vererben; denn das ganze Land ist ausschließendes Eigenthum des Königs. Auch auf das bewegliche Vermögen des Vaters haben die Kinder keine vollen Ansprüche, denn ein Drittel gehört nach seinem Tode dem Könige, ein Drittel den Priestern, und nur das letzte Drittel den Kindern.

Es giebt in Siam Freie und Sklaven. Ein Sklave des Königs zu seyn, wird für eine Ehre gehalten, und wirklich haben diese den Vorzug, daß der König sie ernährt, dagegen die Freien verpflichtet sind, sechs Monate auf eigene Kosten Sr. Majestät zu dienen, es sey nun im Kriege oder bei den öffentlichen Arbeiten.

Der König ernennt Statthalter für die Provinzen, welche dort die Rechte des Königs ausüben, d. h. das Volk in Armuth erhalten, das Militair commandiren und in Processen den Ausspruch thun. Der Gerichtsgang ist ungefähr wie in Birma, die Parteien werden verhört, es wird ein schriftliches Protocoll geführt, und die Sache von einem Gerichtshof entschieden. Feuerproben und andere Gottesurtheile müssen, wenn die Richter nicht klar sehen, ihrem Blödsinn zu Hülfe kommen. — Der König hat einen Staatsrath und einen geheimen Rath, welche die Organe seiner Befehle sind.

7.
Topographie.

Das Königreich wird in das obere und untere eingetheilt. Das obere liegt gegen Norden und enthält sieben Provinzen, welche den Namen ihrer Hauptstädte führen: Porseluc, Sangueluc, Locontái, Compengpet, Coconrepina, Peschebonne und Pitschiái. Jede Provinz ist wieder in mehrere Districte getheilt. In Nieder-Siam oder in dem mittäglichen Theile des Königreiches liegen die Provinzen: Patane, Ligor, Chantebonne, Bordelong und Thiái. Die Hauptstadt Siam oder Juthia wird als eine eigene Provinz in der Mitte des Staats zwischen Ober- und Nieder-Siam angesehen.

Die meisten Städte sind nichts als ein Haufen von Hütten, meisten Theils mit Pallisaden, bisweilen auch mit einer Mauer umgeben. Gleichwohl führen sie oft prächtige Namen; so heißt Compeng-pet so viel als Mauern von Diamant, welches vielleicht daher rührt, daß es hier treffliche Salzgruben giebt, und daß die Krystalle in der Sonne glänzen.

Siam, die Hauptstadt des Reichs, wird von den Einwohnern Si-go-Thi-ga genannt; hieraus haben die Europäer Judia oder Odiáa gemacht. Die Stadt liegt 14° 20′ 40″ N. Br. und 118° 30′ O. L.; sie wird von einer Menge Canäle durchschnitten und umgeben, wodurch sie das Ansehen einer Insel erhält, daher einige Reisende sie mit Venedig verglichen haben. Die Mauer, welche diese Insel umgiebt, hat einen großen Umfang, aber sie umschließt auch viele leere Plätze, wo man nichts als Tempel, zum Theil Ruinen findet. Kaum der sechste Theil der Insel ist bewohnt. Die Fremden, welche in den Vorstädten wohnen, vermehren die Volkszahl beträchtlich. Jede

Nation hat ihr eigenes Quartier, es giebt hier aber auch Nationen, die nur aus acht bis zehn Menschen bestehen. Die Straßen sind breit und gerade und an einigen Orten mit Bäumen besetzt; über die Canäle gehen viele schlechte Brücken von Holz, oder auch unförmlich von Backsteinen erbaut. Die Häuser sind niedrig und größten Theils vom Bambus; nur die Chinesen und Araber haben steinerne Häuser. Der Pallast des Königs steht auf der Nordseite an dem Canal, welcher die Stadt umgiebt, ist groß, indem der Umfang seiner Mauer wohl eine halbe Stunde beträgt; sonst aber zeichnet sich das Gebäude weder durch Geschmack noch Pracht aus.

Louvo, ungefähr vier teutsche Meilen nordwärts von Judia, liegt in einer großen und schönen Ebene. Die Stadt wird bloß dadurch bevölkert, daß der König mit einem großen Gefolge hier einen Theil der schönen Jahrszeit verlebt und sich mit der Jagd unterhält.

Bankok, von den Siamesen Foe genannt, eine befestigte Stadt am großen Flusse; sie war, während der Verbindung der Franzosen mit Siam ihnen überlassen worden; sie mußten sie aber bei der Revolution, die den Minister Constantin Faulcon stürzte, wieder räumen.

Die Insel Junkseylan mit der gleichnamigen Stadt, hat einen vortrefflichen Haven, der in jeder Jahrszeit vollkommene Sicherheit gewährt, und ist reich an Zinn und Elfenbein. Die Birmanen hatten sie unter ihrem jetzigen Kaiser einmal erobert, wurden aber bald wieder von den Siamesen verjagt. Junkseylan ist die südlichste Besitzung der Siamesen, und fast die einzige am Bengalischen Meerbusen.

IV.

Halbinsel Malacca.

Die politische Gränze zwischen Siam und den Malajen oder Bewohnern von Malacca läßt sich nicht mit Genauigkeit bestimmen. Bis zum Jahr 1788 waren der König von Johor, und einige andere Malajische Fürsten Vasallen von Siam; in jenem Jahre aber bemächtigten sich die Holländer des Landes Johor; seitdem haben sich die Engländer in den Besitz dieser Gegenden gesetzt, man weiß nicht unter welchen Umständen, indem es auf dem festen Lande an näheren Nachrichten über das neueste Schicksal der Malajen fehlt.

Man kann indessen der Halbinsel eine natürliche Gränze geben, bei der Landenge zwischen Junk-Seylan und dem Meerbusen von Siam; von da erstreckt sie sich in Form einer großen Erdzunge vom 9ten bis zum 1sten Grade nördlicher Breite. Südwestlich scheidet sie eine Meerenge von der Insel Sumatra; östlich bespült das Chinesische Meer ihre Küsten. Eine Fortsetzung der Siamischen Gebirge läuft mitten durch die Halbinsel bis zum Vorgebirge Romania, der südlichsten Spitze von Asien, nur um einen Grad von der Linie entfernt. — Das Land hat, so weit es bekannt ist, nur Küstenflüsse; doch soll der Fluß bei der Stadt Malacca sich fünfzig Meilen weit ins Land hinein erstrecken. Ein ewiger Frühling blüht in diesen gesegneten Gegenden, und bringt zu jeder Jahrszeit Früchte aller Art und ohne Zahl. Der lieblichste Geruch von tausend gewürzhaften Blumen und Bäumen erfüllt die Luft, die hier fast täglich durch leichte Regen oder durch die Seewinde abgekühlt wird. Jeder Rei-

sende, der zuerst hierher kommt, glaubt das Paradies gefunden zu haben, und möchte sein Leben hier beschließen. Doch giebt es hier dichte undurchdringliche Wälder, die das Innere des Landes bedecken, das daher auch wenig von den Europäern gekannt ist. Selbst die Eingebornen wagen es nicht tief in die Wälder zu dringen, weil wilde Thiere und giftige Schlangen darin hausen. Es giebt hier Gold- und Silberminen, die aber nicht bearbeitet werden. Zinn liegt am Tage und ist der vorzüglichste Handelsartikel der Europäer. Die Producte aus dem Pflanzen- und Thierreiche sind fast dieselben, wie auf den Philippinen. Man findet das Aloeholz, Sandel und Cassia odorata, und viele Farbhölzer. Es giebt hier köstliche Früchte, welche alle andern in Indien an Wohlgeschmack übertreffen. Z. B. der Rambe, Rambutan (Nephelium lappaceum), und der Mangustan (Garcinia mangostana).

Vor zweihundert Jahren war die Halbinsel ungemein bevölkert; eine große Anzahl Schiffe aus China, Cochinchina, Hindustan und Siam belebte die Häven, und erhielt den Handel blühend. Die Malajen waren ehemals eine ansehnliche Nation, die in Asien eine glänzende Rolle spielte. Sie trieben den Handel zum Theil mit eigenen Schiffen und schickten Colonisten aus, die nach und nach die Inseln Sumatra, Java, Borneo, Celebes, die Molukken und Philippinen bevölkert haben; ja man findet die Malajische Sprache selbst in den Inseln des Südmeers, wie auf den Freundschafts- und Societätsinseln. Dieses mächtige Volk existirt nicht mehr, es ist in verschiedene Stämme zersplittert, die jetzt ohne Oberhaupt und ohne gemeinschaftliches Schicksal leben. Die Ursachen seines Verfalls liegen zum Theil in dem Uebergewicht, welches die Europäer in den Indischen Gewässern erlangt haben, zum Theil aber auch in der Verfassung und diese ist um so merkwürdiger für uns, da sie

mit der alten teutschen Reichsverfassung große Aehnlichkeit hat. Das Lehnsystem hat sich nämlich dort eben so wirksam gezeigt, die Nationalkraft zu theilen, und dadurch, daß die großen Vasallen immer mächtiger werden konnten, Einigkeit und Gemeingeist unmöglich zu machen. Herr Poivre, dem wir die besten Nachrichten *) über die Verfassung der Malajen verdanken, sagt: „Das Oberhaupt, das König oder Sultan heißt, befiehlt den großen Vasallen, welche gehorchen, wenn sie wollen. Diese haben wieder ihre Untervasallen, welche es gegen sie oft nicht besser machen. Der größte Theil der Nation besteht aus Sklaven, ihre Herren sind die Oramlai oder der Adel, der unabhängig ist und seine Dienste im Kriege demjenigen verkauft, welcher sie am besten bezahlt. Diese Einrichtungen haben die Malajen zu einem unruhigen Volke gemacht; es liebt die Schiffahrt, den Krieg, die Plünderung, die Auswanderungen, verwegene Unternehmungen, Abenteuer — und ganz wie die alten Ritter — auch die Galanterie. Sie sprechen unaufhörlich von Ehre und Muth; wer sie aber kennt, hält sie für das treuloseste, ungezähmteste, wildeste Volk auf der Erde, und ihr Muth ist selten etwas anders, als die Raserei des brutalen Unverstandes, der vor keiner Gefahr erschrickt, weil er sie nicht in Ueberlegung nimmt. Mehr für die unsinnigen Gesetze ihrer vorgeblichen Ehre, als für Gerechtigkeit und Menschlichkeit, eingenommen, sieht man, daß bei ihnen stets der Stärkere den Schwächeren unterdrückt. Ihre Friedensschlüsse und ihre Freundschaft dauern nur so lange, als der Eigennutz, der sie erzeugte, seine Rechnung dabei findet. Sie sind stets bewaffnet, in stetem Kriege unter sich, oder beschäftigt, ihre Nachbaren zu plündern. — Die rasende Wuth der Malajen hat die Europäer zu dem Gesetz

*) Sie sind in Sonnerat's Reisen aufgenommen, und dort Tom. III. p. 360 zu finden.

genöthiget, welches jedem Schiffscapitain verbietet, einen Malajen als Matrosen an Bord zu nehmen; denn man hat gesehen, daß einige von ihnen, wenn ihre Anzahl auch noch so klein war, mit ihren Dolchen unversehens über die Schiffsmannschaft hergefallen sind, und ehe man sich ihrer bemächtigen konnte, bereits mehrere getödtet hatten. — Malajische Schiffe mit fünf und zwanzig Mann besetzt, greifen Europäische Schiffe von 40 Kanonen an, entern und ermorden, den Dolch in der Hand, immer die ersten Matrosen, die sie erreichen können.

Alle freien Malajen lassen sich nie ohne Dolch sehen. Die Industrie der Nation hat sich in Erzeugung dieses Werkzeuges selbst übertroffen.

Die weite Asiatische Kleidung würde diesen unruhigen Leuten eine Last seyn. Sie tragen daher ein enges Kleid, das, überall mit Knöpfen besetzt, an dem Körper anliegt.

Der Malaje ist bloß thätig im Kriege, wo es Raub und Mord gilt; zu Hause ist er faul, überläßt die Arbeit den Sklaven und verachtet den Ackerbau. Und der Sklave, der seinen Lebensunterhalt aus der Cultur des Bodens gewinnen muß, wird von seinem Herrn demselben häufig entzogen, muß mit in den Krieg und die Heimath verlassen. Daher ist der gemeine Malaje ein armes, unglückliches Geschöpf, der unter der Last des Lehnssystems keinen Wohlstand und keine humane Bildung erlangen kann.

Der Malaje ist ein eigener Menschenschlag, so verschieden von den Hindu's, als von den Birmanen und Siamesen. Sie sind stark, nervigt, haben eine sehr dunkelbraune Farbe, langes, glänzend schwarzes Haar, eine große, platte Nase, und große, feurig glänzende Augen. Die Heftigkeit, die an Wuth gränzt, und wodurch sie sich vor allen Asiaten auszeichnen, rührt großen Theils vom Gebrauch des Opiums her.

Der unruhige, räuberische Geist der Nation, der bei der Lehnsverfassung den Verein der Nationalkraft aufgelöst hat, scheint auch nachtheilig auf den Handel gewirkt zu haben; wie man denn auch in Europa sieht, daß in den Ländern, wo der Feudalgeist noch spukt und die Barbarei zu verlängern strebt, der Handel nicht gedeihen kann, und der Wohlstand der Nation, von dem Stolz unwissender Olicharchen aufgezehrt wird. Die Händel der kleinen Fürsten haben den Europäischen Kaufleuten keine Ruhe gewähren können, und so ist dies Land gegenwärtig fast entblößt vom Handel, da es doch durch seine Lage der Hauptmarkt für den Absatz aller Producte der Sunda-Inseln, der Philippinen und Molukken seyn, und den Handel zwischen China und Indien vermitteln könnte. Es ist wahr, Malacca, die Hauptstadt, war zur Zeit als die Portugiesen das Land entdeckten, nächst Goa und Ormus die reichste Stadt im Orient und trieb ausgebreitete Geschäfte mit den eben genannten Ländern. Aber die Holländer, die sich hier festsetzten, wußten den Keim des Verderbens, der in der Verfassung der Nation lag, so gut zu ihrem Vortheil zu benutzen, daß die großen Vasallen sich unter einander aufrieben, und die Zerstörung ihrer Flotten, ihres Handels und ihrer Cultur lieber nicht hindern, als dem Unsinn ihrer Vorrechte und ihrer sogenannten Ehre zu entsagen sich entschlossen.

Das Innere der Halbinsel wird von wilden Thieren und eben so wilden Menschen bewohnt, unter denen es auch Antropophagen giebt. Man weiß wenig von diesen Gegenden, und die bekannte Topographie schränkt sich nur auf einige Küstenstädte ein.

Die Hauptstadt Malacca, welche der Halbinsel den Namen gegeben hat, ist eine Festung und hat einen vortrefflichen Haven an der Meerenge von Malacca, der Insel Sumatra gegen über. Die Holländer nahmen sie 1540 den Portugiesen und haben sie stets behalten.

bis sie in den neuesten Zeiten durch die Engländer ihnen wieder genommen ist. — Die Stadt besteht hauptsächlich nur aus drei, mit dem Haven und unter sich parallel laufenden Straßen, und hat ein reinliches Ansehen. Die Häuser sind größten Theils nur ein Stockwerk hoch. Die Straßen sind mit Bäumen besetzt. Die Einwohner bestehen aus Chinesen, Mogolen, die man Mauren nennt, Malabaren, einigen armen Portugiesen und sehr wenigen Holländern. Alle haben hier freien Gottesdienst. — Das Fort der Stadt liegt auf einem Berge, den eine feste Mauer umgiebt. — Der Besitz der Stadt ist durch die ewigen Händel mit den Malajen eine kostbare Ehre.

Quada, eine kleine Stadt, nördlich von der Meerenge von Malacca, ist die Hauptstadt eines kleinen, ehedem den Siamesen zinsbaren Königreiches.

Johor, im Süden der Meerenge, an einem gleichnamigen Flusse, ebenfalls die Hauptstadt eines kleinen Staates der reich an Edelsteinen und Indianischen Producten ist. Die Einwohner sind Muhammedaner und treiben ansehnlichen Handel. Die nahen zahlreichen Inseln stehen größten Theils unter der Herrschaft von Johor.

Patane am Meerbusen von Siam, eine feste Handelsstadt mit gutem Haven. Residenz des Königs von Patane.

Ligor, eine kleine Stadt, fünfzehn Meilen von Patane, mit einer Holländischen Factorei; gehört einem kleinen Malajischen Fürsten.

V.

Königreich Laos.

Die beiden östlichsten Gebirgsketten, die von Norden nach Süden die Halbinsel jenseits des Ganges durchziehen, bilden ein langes Thal, das dem großen Flusse Menam-Kong zum Bette dient. Der nördliche Theil dieses Thales ist das Königreich Laos, der südliche das Königreich Combodscha. Beide Länder sind den Europäern fast gänzlich unbekannt. Kein neuerer Reisender hat sich hieher gewagt, kein Handel mit diesen Völkern und Europäischen Schiffen hat zu einer näheren Bekanntschaft Gelegenheit gegeben. Auf die Berichte einiger ältern Missionare und auf die Nachrichten, die von einer im Jahr 1641 unternommenen Holländischen Gesandtschaft an den König von Laos, bekannt geworden sind, beschränkt sich unsere Kunde dieser Gegenden. Die Revolutionen im Birmanischen Reiche und in Tonkin und Cochinchina haben auch auf das Schicksal von Laos gewirkt, dessen Könige schon in älteren Zeiten mit fast allen Nachbaren im Streit lagen; aber wir wissen nicht, welche Veränderung mit den Gränzen und der Verfassung dadurch bewirkt worden seyn möchte. Laos war ehedem von sieben Königreichen umgeben, nämlich von Tonkin, China, Quinam, Pegu, Siam, Chiampa und Combodscha. Die längsten Gränzen hatte es gegen China und Pegu. Der große Fluß, der das Land bewässert und befruchtet, kommt aus den Chinesischen Gebirgen, läuft von Norden nach Süden, fließt nach Combodscha und ergießt sich mit zwei Armen in das Chinesische Meer. Hohe Gebirge umgeben das Reich, das von großen Wäldern durchschnitten ist. Die bekannten Pro-

ducte sind ein ganz vorzüglicher Gummi-Benzoe, Gold, Edelsteine, Moschus, Gummilack, Rhinoceroshörner, Elfenbein, Thierhäute und Seide. Die Lebensmittel sind im Ueberflusse und wohlfeil. Elephanten sollen hier so häufig seyn, daß das Land daher seinen Namen hat, denn Laos bedeutet tausend Elephanten. — Die Eingeborenen sind stark, von stattlichem Ansehen, sanft, aufrichtig aber zu Ausschweifungen geneigt, voll Aberglauben und Anhänglichkeit an faule unwissende Priester. So viel man weiß, sind sie eine Chinesische Rasse, die unter einem Despoten stehen, dessen Unterkönige den Titel Tevina führen. Der erste derselben hat eine große Macht, reißt oft, beim Tode seines Herrn, die Gewalt an sich und wird König, ohne auf die Familie des Verstorbenen Rücksicht zu nehmen. Die Abgaben werden in Gold entrichtet. Man rechnet hier allemal hundert Familien zusammen, die dem Könige jährlich ein Viertel Pfund Gold entrichten müssen. Da das Land sehr bevölkert ist, so glaubt man, daß diese Abgaben nicht unbeträchtlich seyn können. Es wird hier ein lebhafter Karawanenhandel mit China unterhalten.

Der Pater Marini sagt, das Königreich sey in sieben Provinzen eingetheilt, die von Statthaltern regiert werden. Jede Provinz hat ihre eigene Miliz, welche von den Einkünften unterhalten wird. Nach dem Berichte der Holländer kann der König von Laos im Fall der Noth 80,000 Mann ins Feld stellen.

Die Hauptstadt Winkjan — von Einigen auch Langione oder Lantchang genannt, hat hohe Mauern mit einem breiten Graben ohne Wasser. In den neueren Charten findet man Sandepora *), als die Hauptstadt angezeigt. Dühalde erzählt, daß die Chinesen ihm

*) Aeltere Reisende führen Somprapur als eine Stadt in Cambodscha an.

Mohang Leng, d. h. Stadt Leng als die Hauptstadt von Laos angegeben hätten.

VI.

Königreich Cambodscha.

Das Land gränzt gegen Norden an Laos, gegen Osten an Cochinchina, gegen Süden an das Meer und gegen Westen an Siam und den Meerbusen von Siam. Die Beschaffenheit des Landes und die Producte sind wie in Laos. Der Reißbau wird durch die Ueberschwemmungen des Menonkong befördert. Auch hat das Land treffliche Weiden.

Die Einwohner sind dunkelbraun. Die Gesichtszüge haben, besonders bei den Weibern, oft eine Europäische Regelmäßigkeit.

Man findet hier Spuren von Industrie; die Einwohner fabriziren baumwollene und seidene Zeuge. Der Handel ist größten Theils in den Händen der Chinesen und Japaner, die hier Lebensmittel holen. Einige Portugiesen, welche sich in Cambodscha niedergelassen haben, machen Geschäfte mit Indien.

Der Einfluß der Priester (des Buddha) ist in diesem Lande sehr groß, und der Oberpriester kann selbst dem Könige furchtbar werden.

Die Hauptstadt Luwek, Lauwek oder Sauwek hat eine angenehme Lage in einem offenen, fruchtbaren Thale am Menonkong, ist übrigens mehr ein Dorf,

als eine Stadt. Der königliche Pallast ist von Holz, soll sich aber durch Nettigkeit und vielfache Vergoldung auszeichnen. Es giebt hier einen sehenswerthen Tempel, der auf hölzernen, schwarz überfirnißten Säulen ruht und mit vergoldetem Laubwerk und halberhabener Arbeit verziert ist. Außer den Landeseingebornen wird die Stadt von Japanern, Portugiesen, Chinesen, Cochinchinesen und Malajen bewohnt. Auch die Holländer hatten hier zuweilen Comptoire errichtet; die Treulosigkeit der Einwohner aber verhinderte ihr Gedeihen. Ueberdies sind die meisten Waaren, die man hier einhandeln könnte, in den benachbarten Staaten mit größerer Sicherheit zu erhalten.

Nicht weit von der Hauptstadt sieht man die Ruinen einer Stadt, die eine bessere als hier bekannte Architektur verrathen. Bei den Eingebornen hat sich keine Ueberlieferung über dieses alte Denkmal erhalten.

Terrana, Karol und Kujau-Soup sind Häven.

Baatsiong, eine kleine Stadt am großen Flusse, ehedem Residenz der Könige.

Namnoy, einige Tagereisen von den Gränzen von Laos, mit ergiebigen Goldminen.

Huysum, ein Flecken, wegen der Menge und Schönheit der hier fabrizirten seidenen Zeuge berühmt,

VII.

Kaiserthum Anam *), oder Tunkin und Cochinchina.

I.

Name. Geschichte. Allgemeine Ansicht.

Das Kaiserthum Anam oder das Anamitische Reich ist den Europäern unter den Namen Tunkin und Cochinchina bekannt. Die ehemalige Residenz der Könige hieß Dou-Kinh, d. i. östliche Residenz **); daraus haben die Europäer Tunkin gemacht und den Namen der Stadt auf das Reich übertragen. Nuoc-Anam, d. i. Königreich Anam, ist der wahre Name des Landes, wie er in den alten Schriften vorkommt, und dessen sich die Einwohner bedienen. Er begreift sowohl Tunkin als Cochinchina, welches ehedem nur eine Provinz von Tonkin war, und von wilden Gebirgsvölkern bewohnt wurde. Die Chinesen waren Herren von Tunkin, das sie durch einen Statthalter regieren ließen. Bei einer Revolution wurde der Chinesische Gouverneur ermordet, und Tunkin erhielt Könige aus seiner eigenen Nation. Da der Chinesische Kaiser diese neue Ordnung der Dinge nicht verhindern konnte, so erkannte er sie endlich als gesetzmäßig an, jedoch unter der Bedingung, daß jeder neue König von Tunkin in China die Belehnung vom Kaiser nachsuchen müßte. Von Tunkin machte sich, ebenfalls in

*) S. Renouard de Sainte-Croix voyages aux Indes orientales etc. Paris 1810 und A Voyage to Cochinchina, in the Years 1792 and 1793 by John Barrow Esq. London 1806.

**) Dou bedeutet Osten und Kinh eine königliche Stadt.

einer Revolution, Cochinchina unabhängig und erhielt dann eigene Könige. Der Name Cochinchina ist von den Portugiesen fabrizirt worden, und den Eingebornen unbekannt *). Die Japaner nannten es Cochi, welches auf Japanisch westliches Land bedeutet, hierzu setzten die Portugiesen das Wort China, um das Land von Cochin, der Indischen Stadt auf der Malabarischen Küste zu unterscheiden, und weil dies Cochi zu China gehörte, oder von einem Chinesischen Volke bewohnt wurde.

Die ältere Geschichte dieser Länder, so wie ihre innere Beschaffenheit, sind den Europäern wenig bekannt; erst durch Barrow und ganz neuerlich durch Renouard de Sainte-Croix ist man auf die Wichtigkeit dieses Reiches aufmerksam gemacht und über die Revolution aufgeklärt worden, aus welcher hier, im Osten der Halbinsel jenseits des Ganges, ein neues Kaiserthum hervorgieng, gleich wie früher im Westen unter andern Umständen das Birmanische Reich entstand.

Im Jahr 1774 brach in Cochinchina eine Revolution aus, welche dem Könige Caung-Schung Thron und Leben kostete. An der Spitze des Aufruhrs standen drei Brüder. Der älteste, Yin-Yak, war ein reicher Kaufmann, der zweite ein tapferer General und der dritte ein schlauer Priester. Diesem gefährlichen Triumvirate konnte der träge, kränkliche König um so weniger Widerstand leisten, da er die Regierung seinen Eunuchen überlassen hatte, die das Volk durch die übermüthigsten Erpressungen zur Unzufriedenheit reizten. Der König und seine Familie wurden hingerichtet; jedoch bewirkte die Klugheit eines christlichen Priesters, welcher dem königlichen Hause ergeben war,

*) S. Christoph Borri Nachrichten von Cochin China, im 11ten Bande der Neuen Beiträge zur Völker- und Länderkunde von Sprengel und Forster. Leipzig 1793.

daß die Königin, der Kronprinz und seine Gemahlin, nebst einem unmündigen Sohne, und der Schwester des Kronprinzen sich durch die Flucht retteten. Die drei siegreichen Brüder theilten nun das Reich, so daß der General den zunächst an Tunkin gränzenden Theil erhielt. Dieser bemerkte bald, daß sein Nachbar, der König von Tunkin, ein schwachsinniger Regent wäre, und daß dessen weichliche ungeübte Truppen dem Angriffe einer abgehärteten Armee nicht würden widerstehen können. In der That verlor der König von Tunkin auch gleich die erste entscheidende Schlacht, und sah sich genöthiget zu seinem Lehnsherrn, dem Kaiser von China nach Peking zu fliehen. Der Kaiser schickte den Vicekönig von Canton mit 100.000 Mann nach Tunkin, um den vertriebenen König wieder in den Besitz seines Thrones zu setzen. Aber der siegreiche General Long-Niang zwang die Chinesen zum schimpflichen Rückzug, und der Vicekönig von Canton wurde mit dem Ueberreste seines Heeres, das jetzt kaum 50.000 Mann betrug, bis auf zwanzig teutsche Meilen von Canton zurückgetrieben. Die vertriebenen Könige der alten Asiatischen Häuser haben in jenem Welttheile das eigene Schicksal, daß ihre Vertheidigung und Rettung gewöhnlich ungeschickten Heerführern anvertraut wird, während ihre Feinde die Ansprüche auf Herrschaft nicht durch das Herkommen, sondern durch Muth und Klugheit zu bewähren suchen. Der Vicekönig von Canton, der zu spät die Ueberlegenheit des Feindes deutlich erkannte, fand es am rathsamsten, mit Long-Niang zu unterhandeln. Als geschlagener Feldherr konnte er in China keinen andern Lohn, als den Tod erwarten; er stattete also dem Kaiser einen Bericht von den glänzenden Siegen ab, die er über den Feind erfochten hatte *), konnte aber nicht umhin zu

*) Solche Berichte sind in China nichts Ungewöhnliches, und der Kaiser überläßt sich oft dem Ausbruch der Freude über

bemerken, daß Long-Niang ein tapferer, verdienstvoller Mann wäre, daß das Volk ihm unbedingt ergeben sey, dagegen den alten König verachte, welcher durch Blödsinn und durch die Flucht das Recht auf den Thron verwirkt hätte; der Vicekönig von Canton stellte es daher der Weisheit Sr. Chinesischen Majestät anheim, ob es nicht — um ferneres Blutvergießen zu vermeiden, — besser wäre, den neuen Beherrscher von Tunkin, jedoch unter der Bedingung anzuerkennen, daß er nach Peking käme und die Belehnung über Tunkin vom Kaiser in Empfang nähme. Der alte König würde zufrieden seyn, wenn er eine Mandarinenstelle in China als Entschädigung erhielte. — Der Hof zu Peking willigte in diese Vorschläge, und seltsam genug, auch der vertriebene König von Tunkin ließ sich die Mandarinenstelle gefallen. Darauf erfolgte der Friede. Nur traute Long-Niang den Chinesen nicht, sondern schickte einen seiner Officiere, der sich für den wahren Long-Niang ausgab, nach Peking, um die Investitur in Empfang zu nehmen. Die List gelang, und der verkleidete Officier erhielt vom Kaiser die förmliche Belehnung. Dieser Freundschaftsdienst wurde dem Officier jedoch übel belohnt; denn Long-Niang, der besorgte, es möchte der Betrug an den Tag kommen, ließ ihn und sein ganzes Gefolge hinrichten, damit Niemand in Tunkin gegen ihn als Zeuge auftreten könne.

Der flüchtig gewordene Kronprinz von Cochin-China, der, während der blutigen Unruhen in seinem Vaterlande, mit einer kleinen Schaar treuer Anhänger sich in den Wäldern verborgen gehalten hatte, wagte es, sich im südlichen Theil von Cochinchina sehen zu lassen, wo ihn das Volk als rechtmäßigen König anerkannte. Einige Europäische Schiffe, die in dem Haven von Sai-Gong

einen großen Sieg, wenn seine Generale aufs Haupt geschlagen sind.

lagen, und die der neue König Caung-Schung II. auf Anrathen seines Freundes, des oben erwähnten Französischen Missionars, P. Adran kaufte, dienten ihm zur Errichtung einer Flotte, die er so schnell als er konnte, bemannte und ausrüstete, um mit derselben die Flotte des Usurpators in dem Haven von Quin-Nong unerwartet zu überfallen. Das Unternehmen fiel aber unglücklich aus und der junge König mußte von Neuem, nachdem er alle seine Schiffe verloren hatte, flüchtig werden. Er fand einen Zufluchtsort auf der kleinen unbewohnten Insel Pulo Wai, im Meerbusen von Siam, wo er mit seiner Familie landete und nach und nach ungefähr 1200 seiner flüchtig gewordenen Anhänger an sich zog. Da er erfuhr, daß der Feind eine Armee abschicken wolle, um ihn aufzuheben, hielt er es für sicherer sich nach Siam einzuschiffen, und sich unter den Schutz des dortigen Königs zu begeben, als auf der offenen Insel seinen unvermeidlichen Untergang abzuwarten.

Der König von Siam war damals gerade im Kriege mit den Birmanen begriffen; Caung-Schung erbot sich, mit seiner kleinen Armee dem Könige beizustehen, und war auch so glücklich, durch Anwendung der tactischen Kenntnisse, die er dem Pater Adran zu danken hatte, die Birmanen zu besiegen, und sie, wie Barrow's Gewährsmann versichert, zum Frieden zu nöthigen, und diesen recht eigentlich zu dictiren.

Der König von Siam war für diese Hülfe dankbar und überhäufte seinen Erretter mit den reichsten Geschenken an Gold, Silber und den kostbarsten Steinen. Doch war die Freundschaft nicht von Bestand; denn da der König von Siam Caung-Schung's Schwester zur Konkubine begehrte, sich auch die Eifersucht der Siamesischen Generale gegen den fremden Fürsten erhob und dieser an dem treulosen Hofe seines Lebens nicht mehr sicher war, so sah er sich

gezwungen, die Hauptstadt plötzlich zu verlassen und mit dem Degen in der Faust sich einen Weg zum nächsten Haven zu eröffnen. Indem er mit seinem Corps, das sich durch neue Flüchtlinge aus Cochinchina bis zu 1500 Mann verstärkt hatte, Alles niederwarf was sich ihm widersetzte, erreichte er den Haven. Er bemächtigte sich einer hinlänglichen Anzahl von Siamesischen Schiffen und von malajischen Pro's, auf denen er seine Freunde und Anhänger ruhig einschiffte; stach sodann mit ihnen in See und kam glücklich zu Pulo-Wai an. Seine erste Sorge war nun, mit den Kanonen und sonstigen Waffen, die er auf den weggenommenen Schiffen gefunden hatte, die Insel gegen jeden Angriff sicher zu stellen.

Hier suchte ihn sein treuer Freund und Lehrer, der Pater Adran auf und machte ihm Hoffnung, durch den Schutz und die Hülfe des Königs von Frankreich wieder in den Besitz seines Thrones zu gelangen. Der König billigte Adrans Vorschläge, übergab ihm sogar seinen ältesten Sohn, mit dem der Missionar nach Pondichery gieng, von wo sie mit einem Europäischen Schiff nach Frankreich segelten und im Jahr 1787 glücklich zu Paris ankamen. Der junge Prinz wurde am Hofe von Versailles vorgestellt und mit Achtung und Auszeichnung behandelt; und der Plan des Missionars fand solchen Beifall, daß in wenig Monaten ein merkwürdiger Tractat zwischen Ludwig XVI. und dem Könige von Cochinchina abgeschlossen wurde, dem zu Folge sich Frankreich verbindlich machte: den König von Cochinchina wieder in seine Staaten einzusetzen, ihm zu diesem Behuf zwanzig Kriegsschiffe, fünf vollständige Europäische Regimenter und zwei Regimenter Colonialtruppen, nebst einer Menge Munition, Kanonen u. s. w. zu überlassen. Dagegen versprach der König von Cochinchina, nach hergestellter Ruhe in seinem Reiche alle nöthigen Materialien zur Erbauung und

Ausrüstung von vierzehn Linienschiffen an Frankreich zu liefern; in allen Häven von Cochinchina sollten die Französischen Consuln das Recht haben, Fregatten und andere Fahrzeuge erbauen zu lassen; den Französischen Gesandten sollte verstattet seyn, in den Waldungen von Cochinchina so viel Schiffsbauholz fällen zu lassen, als sie für nöthig erachten würden; der König von Cochinchina trat auf ewige Zeiten an Frankreich ab: den Haven und das Gebiet von Huehan (die Bai und Halbinsel Turon) nebst allen dazu gehörigen Inseln, von Faifo gegen Süden, bis nach Haiwen gegen Norden; der König von Frankreich könne in Cochinchina eine Armee von 14000 Mann anwerben und erhalte, im Fall seine Colonieen in Cochinchina angegriffen werden, 60,000 Mann Hülfstruppen vom König von Cochinchina. Alle Artikel waren im hohen Grade vortheilhaft für Frankreich und der Tractat würde, im Fall er zur Ausführung gekommen wäre, der Macht der Engländer in der Folge gefährlich geworden seyn.

Der Missionar Adran segelte hierauf in Gesellschaft des ihm anvertrauten jungen Prinzen und mit dem abgeschlossenen Tractat in der Tasche, als bevollmächtigter Französischer Gesandter bei dem König von Cochinchina, nach Pondichery zurück. Obgleich er königliche Befehle aufzuweisen hatte, daß ihm alle auf der Insel Bourbon und in Indien disponiblen Schiffe und Truppen übergeben werden sollten: so war doch die strenge Moral des Pater Gesandten Schuld, daß der ganze Plan und die Ausführung des Tractats scheiterten. Der Gouverneur von Pondichery liebte nämlich eine schöne Dame, mit welcher er in nicht ganz regelmäßigen Verhältnissen lebte. Diese Dame beherrschte ihn, aber der fromme Pater konnte es nicht über sein christliches Herz bringen, ihr seine Aufmerksamkeit auch nur durch einen Besuch zu bezeigen, vielmehr ließ er

sich laut und als ein strenger Sittenrichter über die Lebensart der Dame vernehmen. — So moralisch der Grund dieses Betragens frommen Seelen scheinen mag, so deutlich zeigt es doch die Unfähigkeit des Bischofs politische Geschäfte zu leiten. Wo es den Zweck galt, ein Reich zu beruhigen und seinem rechtmäßigen Herrn wieder zu geben, und zugleich den Grund der künftigen Herrschaft der Franzosen in Indien zu legen: da mußte dieser Mangel an Nachsicht gegen eine gewöhnliche Galanterie nicht von einem starken Herzen, sondern von einem schwachen Verstande zeugen. Frau von Vienne, so hieß die Schöne, mokirte sich auch über den Priester, und gratulirte in einer großen Gesellschaft dem Gouverneur zu der ausgezeichneten Ehre, in der Armee eines Pfaffen befördert zu seyn. Der Gouverneur, dessen schwache Seite die Dame kannte, suchte nun die Expedition auf alle Art zu verzögern. Die Revolution brach in Europa aus, und gab ihm freies Spiel nach Willkür zu handeln. Adran, nach langem vergeblichen Harren, sah sich also genöthiget ohne Truppen und Schiffe den König von Cochinchina aufzusuchen.

Caung-Schung war indessen nicht müßig gewesen, sondern hatte, ohne des Paters Schiffe und Regimenter, bereits einen Theil seines Reiches wieder erobert. Die Usurpatoren waren mit einander selbst in Streit gerathen, hatten ihre Kräfte in den Kriegen gegen einander geschwächt und das Volk, (das, wenn es gedrückt wird, immer nach Veränderung begierig ist, und die alten Despoten den neuen vorzieht,) dahin gebracht, die Rückkunft der vertriebenen Königsfamilie laut zu wünschen. Caung-Schung hatte daher die Insel Pulo-Wai, wo er zwei Jahre mit seinen Anhängern von Wurzeln und Kräutern lebte, verlassen, eine Landung gewagt und war mit Freudenbezeugungen von dem Volke empfangen worden. Bei seiner Ankunft versammelten sich die Einwohner schaarenweise unter seine Fahnen, und er

konnte schnell bis nach Sai=Gong vordringen, wo er die Festungswerke sogleich herstellen ließ. Hier erreichten im Jahre 1790 Adran und der Prinz den siegreichen König, der sie mit der zärtlichsten Freude in seine Arme schloß.

Im Jahre 1791 starb der mittlere der rebellischen Brüder, der General und hinterließ einen unmündigen Nachfolger. Der König besorgt, der Kaufmann möchte sich mit dem jungen Neffen aussöhnen, wodurch die, durch die Feindschaft der Brüder getheilte, Macht wieder vereinigt werden würde, gieng daher 1792 mit einer Flotte nach Quin=Nong, wo sich die feindliche Flotte befand, und zerstörte dieselbe fast gänzlich. Yin=Yak überlebte die Vernichtung seiner Flotte nicht lange und starb 1793, wie man erzählt, im Wahnsinn; ein lasterhafter Sohn folgte ihm in der Regierung. Im Jahre 1796 griff der König Caung=Schung die Hauptstadt des letzteren an, eroberte sie und sein ganzes Land bis an die Turon's=Bai. — Jetzt war nur noch der Sohn des Generals, der junge König von Tunkin, im Besitz der Eroberung seines Vaters *). Im Jahre 1800 überfiel ihn Caung=Schung unerwartet in seiner Residenz und zwang ihn zur Flucht. Der junge Prinz brachte jedoch, mit Hülfe einer heroischen Frau, Thien=Pho, (der Gattin eines eben so tapfern und erfahrenen Generals) bald wieder eine Armee von 100,000 Mann auf, die er dem Könige Caung=Schung entgegen stellte. Ob nun gleich die Heroine mit einer seltenen Geistesstärke, die Armee, welche die Mauer von Tunkin vertheidigte **) in Ordnung zu halten suchte, so wurde sie doch bald von den Truppen, durch die Verrätherei eines Commandanten, verlassen und entkam nur mit dem jungen Prin=

*) So weit geht Barrow's Erzählung, das folgende berichtet Renouard de St. Croix.

**) Zwischen Tunkin und Cochinchina befand sich eine der Chinesischen ähnliche Mauer.

zen und ihrer Garde, die sie nach der Hauptstadt von Tunkin führte. Der Mann der Amazone befand sich in einer entlegenen Provinz mit einem andern Theile der Armee. Dort, abgeschnitten und verfolgt von Caung-Schung, sah er sich genöthigt in den Wüsten von Laos eine Zuflucht zu suchen, wo seine Gattin sich mit ihm vereinigte; beide aber fielen dort den Siegern in die Hände. Auch der König von Tunkin gerieth bald in Gefangenschaft, und der siegreiche Caung-Schung befestigte darauf seine Throne von Tunkin und Cochinchina durch die ausgesuchtesten Martern und den grausamsten Tod der berühmten Gefangenen. Zur Bereitung dieses gräßlichen Schauspiels hatte sich der König zwei Monate Zeit gelassen. Der gefangene König von Tunkin mußte Zeuge seyn, wie sein Vater und seine Mutter, die seit zehn oder zwölf Jahren gestorben waren, mit allen ihren Verwandten wieder ausgegraben wurden. Man schlug den Leichnamen die Köpfe ab, um sie zu schänden. Darauf legte man die Knochen in einen Korb, in welchen die Soldaten ihr Wasser abschlagen mußten, ließ die Knochen zu Pulver stoßen, und diese Ueberreste dem unglücklichen Könige vor Augen stellen. Er selbst und sein Bruder wurden darauf geviertheilt, indem man ihre Hände und Füße an vier Elephanten band. Die Stücke wurden auf öffentlichem Markte ausgesetzt, und durften nicht eher fortgenommen werden, bis sie verfaulten oder von den Raben bis auf die Knochen verzehrt worden waren. — Den berühmten General Thien-Pho ehrte man doch so weit, daß man ihn bloß enthaupten ließ. Seine Frau und Tochter wurden den Elephanten vorgesetzt, die sie in die Luft warfen, mit den Zähnen wieder auffiengen und spießten. Der Elephant, dem die Frau vorgesetzt wurde, schien Ehrfurcht vor ihr zu haben und wollte sie nicht berühren; er mußte mit Spießen dazu gereizt werden. Das Fleisch dieser hochherzigen Frau wurde den Henkern überlassen, welche, in Hoff-

nung ihren Muth zu erben, ihr Herz, ihre Leber, Lunge und Arme verzehrten. — Der Gouverneur einer Provinz wurde in tausend Stücke zerhackt und ähnliche Grausamkeiten an den Anhängern dieser unglücklichen Familie ausgeübt.„

Barrow hat dem Könige Caung-Schung eine außerordentliche Lobrede gehalten, ihn als Muster eines weisen und thätigen Regenten dargestellt und in dieser Rücksicht mit Peter dem Großen verglichen. Es ist nicht zu läugnen, daß, wenn auch nur die Hülfe dessen, was Barrow von seinen Bemühungen, das Volk zu bilden, erzählt, wahr ist, Caung-Schung, besonders in Asien, als einer der seltensten Regenten verehrt werden muß. Indessen lernen wir ihn durch den Gewährsmann des Herrn Renouard de Sainte Croix von einer andern, weniger vortheilhaften Seite kennen. Er hat freilich Städte, Festungen und Schiffe in großer Anzahl erbaut, aber dabei seine Unterthanen zu allen öffentlichen Arbeiten mit barbarischer Gewalt, und ohne sie für die verwendete Zeit zu entschädigen, gezwungen. Dabei mußten sie mit Weib und Kindern aus den Wäldern, zwischen Tigern, Elephanten und andern wilden Thieren, mit Gefahr ihres Lebens, die Materialien zum Bau herbeischaffen. Ueberdies sind seine Beamten, welche das Volk zu dieser Arbeit zwingen, geldgierige Räuber, und erhalten die allgemeine Armuth, die einen seltsamen Contrast mit den prächtigen Städten und Schiffen des Königs bildet. Diese Umstände haben auch den König bei dem Volke verhaßt gemacht. — Welcher von beiden Reisenden ihn am richtigsten geschildert hat, darüber zu entscheiden, muß der Zukunft überlassen werden.

Der König hat sich Anfangs vom Chinesischen Kaiser mit Tunkin belehnen lassen, nachher aber sich völlig unabhängig erklärt und unter dem Namen Gia-Long den Kaiserlichen Titel angenommen.

Wir wollen nun das Land selbst näher kennen zu lernen suchen. Das Reich Anam erstreckt sich vom 22° bis 10° N. Br. Der nördliche Theil oder das Königreich Tunkin breitet sich wie ein unvollkommenes Dreieck mit der Spitze nach Süden zwischen den Gebirgen von Birma und Laos und zwischen dem Golf von Tunkin aus. Der südliche Theil oder Cochin-China umschließt in Form eines halben Mondes den östlichen Theil der Halbinsel jenseits des Ganges. Tunkin ist reichlich bewässert, mehrere kleine Flüsse und die beiden Hauptströme Holi-Kiang und Lesi-Kiang, die sich in den Sangkoy vereinigen, kommen von den großen Gebirgen herab und durchströmen die Thäler. Cochin-China, wo die Gebirge der Küste nahe liegen, kann daher auch nur unbedeutende Küstenflüsse haben. Das Kaiserthum Anam dürfte ungefähr so groß als Italien seyn und (nach Renouard de Sainte-Croix) 18 Millionen Einwohner enthalten.

2.

Naturbeschaffenheit, Klima, Producte.

Die Lage des Landes in der heißen Zone läßt hier zwar ein brennendes Klima erwarten, allein die Nähe der Gebirge und des Meeres mildert die Luft und macht den Aufenthalt zu einem der angenehmsten in Asien. Es ist schwer, sagt Renouard de Sainte-Croix, ein Land zu finden, wo der Boden fruchtbarer sey als in Tunkin. Die Felder geben doppelte, bisweilen dreifache Aerndte; der Reiß gedeiht vortrefflich; es giebt dessen an zwanzig Arten, wovon eine in hundert Tagen reif wird. Es giebt hier mehrere, nicht nur in Europa, sondern auch in China und Cochinchina unbekannte Früchte, mehlichte Wurzeln, Erdäpfel u. s. w. Arekanüsse, der beste

und wohlfeilste Zucker in ganz Indien, Zimmt-, Firniß-, Talg- und Fettbäume, Baumwolle und Maulbeerbäume, Orangen, Bananen, Feigen, Ananas und Granatäpfel sind im Ueberflusse. In den Wäldern findet man das trefflichste Schiffbauholz, den Tiekbaum, die traubenartige Lantan, ferner Adlerholz, Rosenholz, Sandel und das wegen seines trefflichen Geruchs berühmte Kalambo. Nicht weniger Ueberfluß herrscht an Thieren. Das Nashorn, der Königstiger, das Moschusthier und die größten Elephanten der Erde hausen in den Wäldern. Unter den Affenarten sind mehrere merkwürdig, z. B. der große Douc (Simia Cochinchinensis); Büffel und Pferde sind Hausthiere; der Elephant wird mehr für den Krieg abgerichtet. Unter den Vögeln führen wir nur den sogenannten Schlangenvogel (Plotus Melanogaster) an, der wegen seines langen und scharfen Schnabels den Menschen gefährlich wird, indem er ihnen die Augen aushackt. Die hiesigen Schwalben (Hirundo riparia Cochinchinensis), von denen die Indianischen Vogelnester herkommen, sind berühmt. Die Gewässer sind reich an Fischen aller Art. Von den Seegewürmen dienen mehrere Schleimthiere den Einwohnern zur Nahrung.

Die Gebirge in Tunkin sind reich an Gold, das für das vorzüglichste in der Welt gehalten wird; auch an Silber, Kupfer, Zinn und Eisen ist kein Mangel, Blei ist selten. Aus den Gebirgen erhält man auch Salpeter. Der Bergbau ist jedoch von den Einwohnern wenig gekannt. Das meiste Erz, das sie gewinnen, liegt in den Schluchten am Tage. Die Einwohner solcher erzreichen Gegenden müssen jährlich eine gewisse Quantität in die Magazine des Kaisers und fast mehr noch den gierigen Mandarinen abliefern. Ein Naturforscher würde in diesen Gegenden ohne Zweifel noch mannichfaltige Entdeckungen machen können.

3.

Einwohner. Sprache. Sitten. Gebräuche.

Das Chinesische Reich hat sich bekanntlich ehedem auch über Tunkin und Cochinchina erstreckt, und obgleich Anam wahrscheinlich schon im siebenten Jahrhundert n. Ch. G. ein abgesondertes Reich wurde, so findet man doch bis auf den heutigen Tag in den Gesichtszügen der Eingebornen, in ihren Gebräuchen, in ihrer Schriftsprache und in den noch von ihnen beibehaltenen religiösen Meinungen und Ceremonien die unverkennbarsten Spuren ihres Chinesischen Ursprungs. Diese sind in den nördlichen Provinzen noch deutlicher und auffallender als in den südlichen. Die Cochinchinesen beobachten die nämlichen Gebräuche bei Verheirathungen und Leichenbegängnissen; haben einerlei Aberglauben; bringen ihren Götzen die nämlichen Opfer; fragen die Orakel um Rath, und haben einen unbesiegbaren Hang, durch das Loosweren die Zukunft zu erforschen, wie die Chinesen. Ihre Zaubermittel zur Heilung der Krankheiten, ihre Speisen und die Art sie zuzubereiten, ihre öffentlichen Belustigungen, ihre Theater, Feuerwerke, musikalischen Instrumente, Hazardspiele und die Liebhaberei an Hahnen- und Wachtelkämpfen: Alles ist Chinesisch. Auch ihre Sprache beruht auf den nämlichen Grundsätzen, wie die Chinesische. Sie weicht zwar von dem Originale so sehr ab, daß sie von einem Chinesen nur mit Mühe verstanden werden kann; allein dieses ist nicht selten bei verwandten Völkern; so wird der Oberteutsche nicht leicht den Dänen verstehen und doch sind beide Germanen.

Die Sprache in Tunkin ist von der Cochinchinesischen wenig verschieden; jene ist sanft, gebildet, der Wohl-

redenheit und selbst der Poesie fähig; diese ist nur ein verdorbenes Tunkinesisch, mit einer kühneren, rauheren Aussprache. Beide Völker verstehen sich. Auffallend ist es, daß die Chinesen schwerer das Tunkinesische lernen, als die Europäer; wenn sie noch so lange in Tunkin leben, sprechen sie doch immer nur Chinesisch, oder behalten wenigstens ihren Accent.

In der Physiognomie sind die hiesigen Einwohner wenig von den Chinesen verschieden. Ihre Hautfarbe ist ein in Olivenfarbe übergehendes Braun; dies bemerkt man vorzüglich an den Küstenbewohnern; im Innern des Landes aber, bis nach Tunkin hinauf, sind sie weiß, fast wie die Europäer. Sie haben platte Nasen und kleine Augen, halten in der Größe das Mittel zwischen den Japanesen und Chinesen, sind stärker und gewandter als beide, haben mehr Muth als die Chinesen; werden aber von den Japanesen in Verachtung des Lebens übertroffen.

Die Kleidung der Cochinchinesen hat, seit der Absonderung von den Chinesen, nicht nur wesentliche Veränderungen, dem wärmeren Klima gemäß, erlitten, sondern ist auch vereinfacht worden. Ihre Haare, die lang und schwarz, wie die der Malajen sind, flechten sie in einen Knoten zusammen, und befestigen diesen auf dem Wirbel des Kopfs. Dies thaten auch die Chinesen, bis sie von den Tataren gezwungen wurden, sich den Kopf kahl zu scheeren.

Das ganze Aeußere der Cochinchinesen hat wenig Einnehmendes. Selbst das weibliche Geschlecht kann keine Ansprüche auf Schönheit machen; allein der Mangel an körperlichen Reizen wird einigermaßen ersetzt durch ihren lebhaften, fröhlichen Charakter, wodurch sie sich vor den grämlichen Chineserinnen auszeichnen. Die gewöhnli

che Kleidung der Damen besteht in einem weiten baumwollenen Kittel von brauner oder blauer Farbe, der bis auf die Mitte der Schenkel herabreicht, und in einem Paar sehr weiten Pumphosen von schwarzem Nankin. Den Gebrauch von Schuhen und Strümpfen kennen sie nicht, allein die Vornehmen unter ihnen tragen eine Art von Sandalen oder weiten Pantoffeln. An Festtagen, oder bei sonstigen besonderen Gelegenheiten, ziehen die wohlhabenden Frauen drei bis vier Röcke, von verschiedener Farbe und Länge, über einander an, und zwar so, daß der kürzeste immer der oberste ist. Der längste reicht bis auf die Erde und läßt beim Gange nicht einmal die Spitzen der Zehen sichtbar werden. Ihre langen schwarzen Haare flechten sie zuweilen in einen Knoten und befestigen diesen auf dem Wirbel des Kopfes; oder lassen sie in langen Flechten über den Rücken herabhängen, wo sie alsdann bis auf den Boden reichen. Kurze Haare werden bei ihnen nicht nur für einen Beweis von Gemeinheit, sondern sogar auch für ein offenbares Kennzeichen von Ausartung gehalten. Den Kopf bedeckt ein Schleier, der aber so dünn ist, daß man Alles durchsehen, und — wie der Pater Borri berichtet — die mit Bescheidenheit vermischte Lebhaftigkeit der hiesigen Damen dadurch erkennen kann. Sie tragen auch wohl breite Mützen, die beinahe das ganze Gesicht bedecken. Wenn man nun den Frauen begegnet und sie grüßt, so besteht ihr Gegengruß darin, daß sie den Rand dieser Mütze aufheben und das Gesicht sichtbar machen.

Die Kleidung der Männer ist von der des andern Geschlechts wenig verschieden; sie besteht ebenfalls einzig und allein in einer weiten Jacke und einem Paar Pumphosen. Wenn sie im Staate sind, tragen die Cochinchinesen jedoch fünf bis sechs lange und weite Schlafröcke von feiner Seide, jeden von einer andern Farbe, mit weiten Aermeln, wie die Benedictinermönche; alle diese Röcke

sind künstlich geschlitzt, so daß bei jeder Bewegung im Gehen die verschiedenen Farben zum Vorschein kommen. Wenn der Wind weht, hebt er die weiten, leichten Röcke in die Höhe, und die stattlichen Herren sehen dann aus wie Pfauen, die ihre bunten Federn gegen die Sonne ausbreiten. Einige tragen Schnupftücher um den Kopf gebunden, in Form eines Turbans; andere haben Hüte oder Mützen von verschiedenen Formen und aus mancherlei Materialien verfertigt. Jede Kopfbedeckung ist so eingerichtet, daß sie das Gesicht gegen die Sonnenstrahlen schützen kann. Man bedient sich aber zu diesem Zwecke vorzüglich einer Art von Sonnenschirmen, die von starkem Chinesischen Papier verfertigt werden, oder man trägt auch Schirme von den Blättern des Borassus, oder der Fächer-Palme und den andern Arten von Palmen, oder auch Fächer, die von Federn gemacht werden. Männer und Weiber tragen Fächer.

Die Hütten der Cochinchinesen sind, im Ganzen genommen, bequem und reinlich und auch dicht genug, um ihre Bewohner in der einen Jahreszeit gegen die Hitze der Sonne und in der andern gegen die Regengüsse gehörig zu schützen. Doch verrathen sie gerade keinen sehr glücklichen Zustand des Volkes. Hausgeräthe haben sie wenige, und diese sind plump und auf kurze Dauer gearbeitet. Die Matten auf den Fußboden sind mit verschiedenen Farben künstlich gewebt; die Kunst, solche zu verfertigen, ist jedoch dem ganzen Oriente gemein. — Die Küchengeräthe bestehen aus einem irdenen und einem eisernen Topfe, einer Pfanne und einigen porzellanenen Bechern und Schaalen.

Die Speisen auf den hiesigen Tischen sind für einen Europäer nichts weniger als einladend. Besonders auffallend ist der Geschmack der Einwohner von Tunkin: sie essen Hunde, Katzen, Bergratzen, das Fleisch von Affen, Tigern, Elephanten und Pferden. Köstlich finden sie Hundefleisch und Sainte Croix's Gewährsmann behauptet, ein Euro-

päer müsse es eben so finden, sobald er nur den ersten Widerwillen überwunden habe. In der Gewohnheit aber, die Nachgeburt von Menschen und Thieren zu essen, dürften die Tunkinesen schwerlich Nachahmer finden. Das Hauptnahrungsmittel ist übrigens Reiß und Fische. Für die Bewohner der Küste ist daher das Meer eine nie versiegende Quelle von Lebensmitteln. Gewöhnlich bedienen sich die Einwohner zu ihrem Fischfang der Netze, häufig aber auch einer Art von geflochtenen Körben, die viele Aehnlichkeit mit unsern Mäusefallen von Draht haben, und aus denen der Fisch, wenn er sich durch den Köder hat hineinlocken lassen, nicht mehr heraus kommen kann; die fliegenden Fische fangen sie, indem sie tiefe, irdene Krüge mit engen Hälsen in das Meer legen und einen Köder von Schweinefleisch oder von Fischen hinein legen. Seewürmer, besonders die Mollusken, sind sehr beliebt; man ißt z. B. mehrere Arten von der Medusa, der Holothuria, Actinia, Ascidia und Doris. Einige davon, wie z. B. die sogenannten Biches de Mer oder der Scomber glaucus Lin. dienen ihnen jedoch größten Theils nur zu einem Artikel des Luxus. Alle gallertartigen Substanzen, die aus der See gewonnen werden, sie mögen thierischer oder vegetabilischer Natur seyn, werden von ihnen für ungemein nahrhaft gehalten; z. B. verschiedene Arten von Algae oder Meermoosen, und besonders Fucus und Ulva. Außerdem sammeln die Cochinchinesen viele von den kleinen saftigen Pflanzen, die in salzigen oder sandigen Sumpfgegenden wachsen, z. B. Salicornia, Arenaria, Crithmum maritimum oder den Meerfenchel und noch mehrere andere; diese kochen sie entweder in ihren Suppen oder essen sie roh, oder suchen auch durch dieselben dem Reiße mehr Wohlgeschmack zu geben. Sie besitzen auch die Kunst, von Reiß eine Art Nudeln zu verfertigen, die den Namen Lock-Soy führen und vollkommen durchsichtig sind.

Wie bei allen Bewohnern der heißen Erdstriche, wird auch hier das Fleisch selten unter die Artikel der ersten Nothwendigkeit gerechnet, und nur sparsam genossen. Ueberhaupt kann, den Reiß und seine einfachen Zuthaten ausgenommen, alles Uebrige, sogar die Areka-Nuß und das Betel-Blatt, das Opium und alle geistigen Getränke für einen bloßen Gegenstand des Luxus gehalten werden. Den Thee läßt sich jedoch ein nur einigermaßen wohlhabender Cochinchinese nicht leicht nehmen.

Es dürfte schwer zu entscheiden seyn, ob diese einfache Lebensart oder die Zufriedenheit mit derselben beneidenswerther sey. Wir wollen nun noch sehen, unter welcher Gestalt uns die Reisenden den Bewohner von Anam in moralischer und intellectueller Hinsicht schildern. Wir suchen ihn zuerst in seinen häuslichen Verhältnissen kennen zu lernen.

Nichts ist gefälliger und nachsichtiger, sagt Barrow, als ein Cochinchinesischer Ehemann; und diese Gleichgültigkeit der Männer in Rücksicht auf die Ehre und Keuschheit des weiblichen Geschlechts, so wie der ausschweifende Charakter des letztern, schränkt sich nicht bloß auf das gemeine Volk ein, sondern Beides wird auch in einem eben so hohen Grade bei den ersten Ständen der Nation und selbst bei den vornehmsten Beamten der Regierung gefunden. Kein Ehemann, kein Vater trägt Bedenken seine Frau oder seine Tochter Jedem, der sie haben will, Preis zu geben, und jedem Frauenzimmer ist die zweideutige Freiheit zugestanden, ihre Gunstbezeugungen nach Gutdünken verwilligen zu dürfen. So berichtet Barrow. Vielleicht herrscht diese gefühllose Nachsicht, gegen die Ausschweifungen der Frauen, nur in Cochinchina, und auch hier nur in den Häven, wo der Umgang mit Fremden die Sitten entartet hat. Baron *), in seiner Beschreibung

*) Baron war in Tunkin von Europäischen Aeltern geboren; sein Werk ist auch von Barrow fleißig benutzt worden.

von Tunkin, und auch der Verfasser des Aufsatzes über Tunkin und Cochinchina, in Renouard de St. Croix's Reisen, erzählen beide, daß in Tunkin Sitte und Anstand in den Verhältnissen zu dem schönen Geschlechte beobachtet werden. Außer Mann und Frau, sagt der letztere, dürfen Personen von zweierlei Geschlecht sich nicht berühren, nicht einmal die Hand geben; sie würden sonst den Ruf guter Sitten verlieren. Im Allgemeinen, fügt er hinzu, ist man hier zum wenigsten so keusch als in Europa. Welchen Grad der Keuschheit dies anzeigt, wagen wir nicht zu bestimmen.

Eben so wenig können wir entscheiden, ob es wahr sey, was Barrow behauptet, daß die Frauen in diesen Ländern wenig Achtung genießen und für Wesen von einer weit geringeren Art als die Männer gehalten werden. Sie sind hier wenigstens sehr nützliche Wesen; denn sie besorgen fast ausschließend alle Arbeiten des Ackerbau's, helfen beim Bau ihrer Hütten, verfertigen die irdenen Geräthschaften, fahren mit ihren Booten auf den Flüssen und in dem Haven herum, bringen ihre Producte selbst auf den Markt, bearbeiten die Baumwolle, spinnen sie zu Fäden, weben Zeuge daraus, färben diese mit selbstgezogenen Stoffen und verfertigen endlich Kleidungsstücke daraus für sich und die ganze Familie. In den Handelsplätzen besorgen sie auch noch alle Arten von Handelsgeschäften. Der Fleiß und die Thätigkeit der Frauen sind so unerschöpflich, ihre Geschäfte so zahllos und ihre Anstrengungen so ermüdend, daß die Cochinchinesen sagen: eine Frau habe neun Leben und könne manchen Streich vertragen, ehe sie umkommt. Wenn dieses Ueberlassen der mühsamsten Geschäfte nun gleich ein Beweis ist, daß die Männer hier glauben, die Weiber wären zu ihrem Nutzen geschaffen, so folgt daraus noch keine Verachtung; ja es wäre möglich, daß die Gleichgültigkeit der Cochinchinesen gegen die Keusch-

heit der Frau eine Art von Dankbarkeit ist, die ihnen für so viel Arbeit auch ihre Freude gönnt. Die Männer müssen nämlich den Fleiß hier um so mehr schätzen, da sie selbst nichts weniger als träge sind, und nie ohne Arbeit und Beschäftigung angetroffen werden. Eine Frau, die unthätig ihre Zeit auf dem Ruhebette oder am Putztische verlebt, und es dem Manne, als ein großes Verdienst, vorhält, wenn sie ihm nur ihre Treue bewahrt, würde in Cochinchina nicht so glücklich als in Europa ihren Götzendienst ausbreiten. Die Cochinchinesen haben andere Begriffe von den Tugenden einer Frau als wir, wir wollen nicht mit zu großem Stolze auf sie herabsehen.

Das Gesetz erlaubt hier Eine rechtmäßige Frau, und mehrere Beischläferinnen zu haben; die letzteren sind vornehme Dienstboten der ersteren, wie dies überhaupt auf der Halbinsel Sitte ist. Das Gesetz erkennt gegen den Ehebruch die Todesstrafe, wird aber selten in Ausübung gebracht.

Die Cochinchinesen sind unter allen orientalischen Völkern die zuvorkommendsten und gefälligsten, und ungeachtet sie stolz auf ihren Muth und ihre Tapferkeit sind, halten sie es doch für sehr unrühmlich, sich von einer Leidenschaft hinreißen zu lassen. Fast alle Völker in Indien betrachten die Europäer als unheilige Menschen, verabscheuen und fliehen sie. Die Cochinchinesen aber wetteifern im Gegentheil mit einander, wer einem Europäer am nächsten seyn soll; sie richten tausend Fragen an ihn, nöthigen ihn mit ihnen zu essen, und bestreben sich aller möglichen Gefälligkeit und Vertraulichkeit, ohne die Achtung aus den Augen zu setzen. — Sie leben friedfertig unter einander und erweisen sich gern alle Hülfleistungen, deren sie bedürftig sind. Selbst den Fremd behandeln sie, als ob er ein Glied ihrer Familie wäre. S theilen gern auch ihren letzten Bissen mit Andern. T

Pater Borri erzählt ein merkwürdiges Beispiel von der Mitleidigkeit dieses Volkes. Es traf sich, daß einige Fremde in einem Haven von Cochinchina Schiffbruch litten; sie verstanden die Sprache nicht und hatten nur das einzige Wort doii, mich hungert, gelernt. Sobald die Eingebornen dieses Wort hörten, stürzten sie herbei, als ob das größte Unglück geschehen wäre, und alle wetteiferten, wer den Hungrigen zuerst sollte zu essen geben. Dadurch erhielten die Schiffbrüchigen eine solche Menge Lebensmittel, daß, als der König ihnen nachher ein Schiff schenkte, sie eine ganze Ladung davon an Bord nehmen konnten.

So bereit aber hier die Menschen sind, zu geben, eben so gern fordern und nehmen sie auch Alles, was ihnen gefällt. Es wird sogar für unhöflich gehalten, Jemanden, der Schin-Mocai sagt, d. i. gieb mir das Ding, die Bitte abzuschlagen, auch wenn es eine kostbare Sache beträfe. Ist aber Jemand so ungesittet, das Geforderte zu verweigern, so halten sie sich wohl zum Stehlen berechtigt.

Die Achtung für das Alter haben die Einwohner mit mehreren Orientalen gemein. Als ein großer Vorzug vor den Chinesen muß es gerühmt werden, daß sie nicht Alles, außer ihrem eigenen Glauben und ihren eigenen Sitten, verachten, vielmehr sind sie nicht bloß tolerant gegen das Fremde, sondern achten es sogar, wenn man ihnen das Bessere begreiflich macht. Auch sind sie nicht in sich gekehrt, stumm und gravitätisch, wie die Chinesen, sondern stets fröhlich, witzig, geschwätzig, lachend, gefällig, offenherzig, zuvorkommend und gastfrei. Gewiß eine günstige Stimmung, welche von weltlichen, nicht geistlichen Missionaren benutzt werden könnte, um diese Völker, die, wie wir, nach blutigen Revolutionen sich in der Wiedergeburt befinden, mit dem Guten unserer Cultur näher bekannt zu machen.

4.

Industrie und Handel.

Der Fleiß und die angeborene Geschicklichkeit der Einwohner, die leicht begreifen und, was sie sehen, ohne Mühe nachahmen, würden ohne Zweifel das Volk mit den Vortheilen der Industrie bekannt gemacht haben, wären nicht der Despotismus und die Raubsucht der Regierung dem Aufkommen der Fabriken hinderlich gewesen. Wenn ein Mann in seinem Handwerk sich durch Geschicklichkeit auszeichnet, so macht man ihn zum Hofhandwerker, d. h. man zwingt ihn unentgeltlich für den Hof zu arbeiten. Eine Familie hatte hier das Geheimniß entdeckt, Porzellan zu fabriziren, sie mußte aber auswandern, weil es ihr unmöglich war, alle die Sachen zu liefern, die der Kaiser und die hohen Staatsbeamten forderten, als Geschenk nämlich für Schutz und Gnade. Ein anderer Umstand erschwert das Gedeihen des Fleißes, indem er ihm die kräftigsten Hände entzieht. Die jungen Männer sind nämlich alle ohne Ausnahme gezwungen, Kriegsdienste zu thun. Diejenigen, die davon befreit sind, müssen, wenn sie nicht zu den Schwachen und Gebrechlichen gehören, alle Vorsicht anwenden, um sich nicht bemerklich zu machen; sie werden gewöhnlich Fischer, oder suchen in den benachbarten Inseln die berühmten Schwalbennester auf. Der Ackerbau wird von den Weibern besorgt; die Männer, die nicht Fischer sind, fällen Bauholz, bauen Boote und Schiffe, bessern dieselben aus, oder werden Schmiede, Goldarbeiter und dergleichen.

Der Feldbau beschränkt sich größten Theils auf die Anpflanzung des Reißes; in einigen Gegenden wird auch

Zuckerrohr, Tabak, Baumwolle, Seide und Indigo gebaut. Den Zucker zu raffiniren, verstehen die Cochinchinesen nicht, sondern verführen ihn in Kuchen nach China. — Bei Verarbeitung der Metalle zeigen sie Geschicklichkeit. Ihre Geräthschaften aus gegossenem Eisen sind so gut als die Chinesischen. Die Griffe an den Degen werden zierlich und gut aus Silber gearbeitet; die artigen Filigran-Waaren würden einem Europäer Ehre machen.

Unter allen Künsten ist, nach Barrow, die Schiffsbaukunst diejenige, worin sich die Einwohner am vortheilhaftesten auszeichnen. Die vorzügliche Güte und Größe des Schiffbauholzes befördert diesen Zweig der Industrie. Ihre Ruderschiffe, die nur zum Vergnügen gebraucht werden, verdienen wegen ihrer Schönheit und leichten Bauart bewundert zu werden. Sie sind zwischen 50 bis 80 Fuß lang und bestehen bloß aus fünf Bohlen, die alle von einem Ende bis ans andere reichen, an beiden Enden durch hölzerne Pflöcke mit einander befestigt, und ohne daß Rippen oder sonst eine Art von Bauholz dazu gebraucht werden, bloß durch geflochtene Fasern von Bambusrohr auf das festeste mit einander verbunden werden. Am Vorder- und Hintertheile sind diese Fahrzeuge von ansehnlicher Höhe und in Figuren von Drachen, Schlangen und andern Ungeheuern, die bunt bemalt oder vergoldet werden, ausgeschnitten. — Diejenigen Schiffe, die zum Küstenhandel gebraucht werden, die Fischerkähne und alle solche Fahrzeuge, mit denen auf der benachbarten Inselgruppe, die den Namen der Paracelsen führt, die Schwalbennester eingesammelt werden, sind von mannichfaltiger Gestalt und Bauart; einige darunter gleichen den Chinesischen Sampans und sind mit Wetterdächern von Matten bedeckt, unter denen oft eine ganze Familie ihre beständige Wohnung aufschlägt; andere haben Aehnlichkeit mit den Pro's der Malajen. Die Kauffartei-Schiffe, die nach fremden

Länder segeln, gleichen den Chinesischen Junken, die ihrer Form und Bauart nach nicht für Muster einer vollkommenen Schiffsbaukunst ausgegeben werden, aber in einem Lande, wo man so fest auf das Herkommen hält, nicht leicht verbessert werden können, da sie schon seit mehreren Tausend Jahren diese Form und Bauart gehabt haben sollen. Der jetzige Kaiser hat nur mit großer Vorsicht gewagt einige Veränderungen anzubringen.

Der große Reichthum an Naturproducten und die bequeme Lage begünstigen und befördern den Handel Cochinchina allein hat an einer Küste, die etwa hundert Seemeilen lang ist, nicht weniger als sechzig bequeme Landungsplätze. Die Wohlfeilheit und Güte der Producte haben alle benachbarten Handelsnationen und mehrere entfernte Seefahrer hierher gelockt, und die Häven durch Japaner, Chineser, Araber, Malajen, Bewohner der Sundainseln, der Philippinen, Portugiesen, Holländer, Franzosen und Engländer belebt. Durch diese Nationen wird viel Gold und Silber in Cochinchina eingeführt; jedoch finden auch ausländische Waaren einen vortheilhaften Absatz, indem die Einwohner, wenn sie etwas Neues und Fremdes sehen, sich einander selbst überbieten, und daher die Waaren oft theurer bezahlen, als sie werth sind. Die blutigen Revolutionen im Lande und die Unsicherheit, in welcher die Kaufleute während derselben sich befanden, haben den Handel von seinem vorigen Flor herabgebracht. Ein so fruchtbares Land kann sich jedoch im Frieden schnell wieder erholen. Freilich müßte sodann von Seiten der Europäer den andern seefahrenden Nationen, besonders den Chinesen, größere Sicherheit gewährt werden, als es bisher der Fall war. Das Plündern der Schiffe, das vorzüglich die Spanier in jenen Gewässern trieben, hat die Chinesen furchtsam gemacht, die jetzt weniger als ehedem sich mit ihren Junken nach Cochinchina wagen.

Da die Chinafahrer bei Cochinchina vorbeisegeln müssen, so erhalten diese Küsten dadurch eine große Wichtigkeit für die Europäer. Die Schiffe können hier zu jeder Zeit frisches Wasser und alle Arten Lebensmittel und Erfrischungen einnehmen, und würden, im Fall der Handel mit Cochinchina durch Verträge gesichert, oder im Fall Europäische Colonieen an den Küsten errichtet würden, in diesem schönen Lande ähnliche Vortheile genießen, wie jene, welche die Ostindienfahrer am Cap finden. Barrow hat die Wichtigkeit des Besitzes eines Havens in diesen Gewässern und eines genauen Verkehrs mit Cochinchina sehr wohl eingesehen, und seine Landsleute darauf aufmerksam zu machen gesucht. Vorzüglich wäre die Ostindische Compagnie dabei interessirt, hier eine Factorei anzulegen. Bei dem Handel nach China werden unmittelbar von England aus, so viele Schiffe, daß sie zusammen mehr als 20,000 Tonnen Gehalt betragen, und beinahe 3000 Matrosen beschäftigt, und dieser Handel ist einer der wichtigsten und einträglichsten Zweige von den unermeßlichen Geschäften der Englisch-Ostindischen Compagnie. Ob nun gleich eine große Menge Englischer Manufactur-Producte dabei abgesetzt werden, so ist es doch nicht zu übersehen, daß die Chinesischen Waaren größten Theils mit baarem Gelde bezahlt werden müssen, weil die Europäischen Waaren nicht Absatz genug finden. China braucht dagegen mehrere Cochinchinesische Producte, als Rosen-, Adler- und Sandelholz, Zimmt, Pfeffer, Zucker und Reiß, und in Cochinchina kauft man gern Europäische Fabrikate. Durch eine nähere Verbindung mit dem letzteren Lande, würde daher das baare Geld, das China jährlich verschlingt, zum Theil erspart und die Handelsbilanz vortheilhafter für Europa werden können. Auch wäre es möglich, daß die Chinesische Regierung, was sie bereits mehrmals beabsichtigte, ihre Häven den Europäischen Schiffen gänzlich verschlösse. In diesem Falle könnte in Cochinchina noch

ein vortheilhafter Zwischenhandel unterhalten werden, indem die Chinesischen Junken alle Chinesischen Producte hierher führen. Endlich ist Cochinchina auch im Besitz des trefflichen Teakbaumes, und, dieses Schiffsbauholzes wegen, für Europa nicht weniger wichtig als das Birmanische Reich, wo es dem Kaiser wohl einfallen könnte, die Ausfuhr desselben zu verbieten. — Mehr hierüber zu sagen, verbietet uns der Raum, und wir müssen die Leser, die sich über die Wichtigkeit des Handels in diesen Gegenden näher unterrichten wollen, auf Barrow's Reisen verweisen.

5.

Künste und Wissenschaften.

Die Nähe von China und der gemeinschaftliche Ursprung beider Völker erklären hinlänglich die Uebereinstimmung, die man in den Künsten und Wissenschaften der Cochinchinesen und jenen der Chinesen bemerkt. Die mechanischen Künste sind den hiesigen Einwohnern nicht unbekannt, aber sie leiden, wie wir bereits angeführt haben, unter dem Druck der Tyrannei. Baukunst, Malerei und Musik sind Chinesisch. Die Dichtkunst hat manches Eigenthümliche, das aus dem Charakter des Volks hervorgegangen ist. Der Witz und die Laune der Cochinchinesen geben ihren Gedichten einen heiteren, mehr komischen Charakter. Sie haben auch Schauspiele und Tragödien.

Barrow war Zeuge einer dramatischen Vorstellung, von deren Inhalt er jedoch wenig zu sagen weiß, da er die Sprache nicht verstand. Die Schauspieler machten ein, nur selten unterbrochenes, Getöse, das durch die Kesselpau-

ken, Lärm-Becken, Trompeten und gellenden Pfeifen noch vergrößert wurde. Der unterhaltendste und am wenigsten lärmendste Theil des Spectakels war eine Art von Zwischenspiel, das von drei jungen Frauenzimmern aufgeführt wurde, und zwar, wie es schien, zur Belustigung der ersten Schauspielerin, die in dem charakteristischen Anzuge einer alten Königin als Zuschauerin da saß; zu gleicher Zeit machte ihr ein alter, übrigens armselig gekleideter, Eunuch als Buffo seine Späße vor. Der Dialog in diesem Zwischenspiel war leicht und komisch und wich gänzlich von den klagenden und fast monotonen Declamationen der Chinesen ab; von Zeit zu Zeit wurde er durch lustige Arien unterbrochen, die sich gewöhnlich in einen allgemeinen Chorus endigten. Diese Arien waren zwar roh und kunstlos, doch schienen sie regelmäßige Compositionen zu seyn und wurden auch mit vollkommen richtiger Beobachtung des Tactes gesungen. Eine darunter zog besonders die Aufmerksamkeit der Engländer auf sich, denn ihre sanfte Melodie hatte auffallende Aehnlichkeit mit den weichen klagenden Tönen, die den Schottländischen Nationalliedern eigen sind. Die Stimmen der Frauenspersonen waren gellend und schmetternd, aber sie hielten so ziemlich Ton, und ihre Cadencen waren nicht ohne Harmonie. Bei jeder Pause machten die feineren Instrumente ein kurzes Zwischenspiel, bis zuletzt die Alles erschütternden, betäubenden Pauken und Trompeten wieder einfielen. — Bei jeder Wiederholung des Chors suchten die drei Grazien ihre schönen schlanken Gestalten in verwickelten, labyrinthischen Tänzen, (wobei jedoch auf die Füße am wenigsten und mehr auf Wendungen des Körpers, und Stellungen der Arme und des Kopfes Rücksicht genommen ward.) in das vortheilhafteste Licht zu setzen. Alle diese Bewegungen richteten sich übrigens vollkommen nach dem Tacte der Musik. Die Melodie des Chors war nicht unangenehm. —

In China sah Barrow niemals weder Männer noch Weiber tanzen; es ist daher wahrscheinlich, daß dieser Theil der Cochinchinesischen Vergnügungen entweder von ihnen selbst erfunden, oder aus den westlichen Gegenden von Indien bei ihnen eingeführt worden ist. Das Schauspiel ward in einem Schuppen gegeben. Bei dem Eintritt in das Haus wird kein Geld bezahlt, sondern die Schauspieler sind entweder von einer Privatperson für eine bestimmte Summe auf den ganzen Tag gedungen, oder das Publicum wirft ihnen, wenn sie ihre Sache gut machen, einige Kupfermünzen nach Belieben aufs Theater.

Barrow hat seine Beschreibung durch ein colorirtes Kupfer versinnlicht. Man sieht darauf einige Schauspieler oder Zuschauer und selbst Damen Tabak rauchen; denn bekanntlich verschmäht das schöne Geschlecht hier nicht den Genuß der Pfeifen.

Am Hofe findet man bisweilen witzige Leute, von beiden Geschlechtern, die Schauspiele in Versen, sogar in gereimten Versen aus dem Stegreife recitiren. In diesen Schauspielen ist der Witz vorherrschend, und eine gewisse Derbheit schlüpfriger Späße, die den zärtlichen Europäern anstößig werden, weil bei uns feine Leute zwar Alles thun, aber nicht Alles sagen dürfen. Die Kunst der Improvisatoren findet in Cochinchina in der allgemeinen Erziehung ihre Beförderung. Jeder junge Mensch wird nämlich frühzeitig zur Uebung in der Wohlredenheit angeleitet; denn die Beredsamkeit ist ein sicheres Mittel, hier zu Ansehen und Würden zu gelangen, und daher unter allen Künsten diejenige, die am meisten Aufmunterung erhält. Wer gut zu sprechen weiß, kann sich der Militairconscription entziehen, er kann sich von den kaiserlichen Arbeiten lossprechen, bei den Prozessen immer Recht behalten, und darf auf die höchsten Aemter Anspruch machen.

Die Wissenschaften werden in Cochinchina geachtet. Nach Versicherung des Pater Borri giebt es dort Universitäten mit Professoren und Schülern. Es werden auch gelehrte Würden ertheilt. Das Hauptstudium der Gelehrten schränkt sich darauf ein, die Schriften des Confucius zu verstehen. Sie bringen viele Jahre damit zu, den wahren Sinn der Phrasen, Wörter, Charakter und Hieroglyphen, in denen sie geschrieben sind, zu studieren. Am meisten schätzen sie die Wissenschaften der Moral, Oekonomie und Politik.

6.

Religion.

Da die Religion der Cochinchinesen mit den Glaubenslehren, die sich in China ausgebreitet haben, übereinstimmt, so versparen wir das Nähere darüber für die Beschreibung des letztern Reichs und schränken uns hier nur auf einige Bemerkungen ein. Die Einwohner sind nicht Alle eines Glaubens Genossen, sondern theilen sich in verschiedene Secten. Es giebt eine Hofreligion, zu welcher sich die aufgeklärten Leute bekennen und eine Religion für das Volk. Confucius ist der Lehrer, dessen Aussprüche den Vornehmen zur Richtschnur dienen, und man muß gestehen, daß vernünftige Leute in seinen Lehren weniger Anstoß finden, als in der Mythologie vieler andern Propheten. Sein moralisches System wird jedoch schwerlich in seiner ursprünglichen Gestalt aufzufinden seyn, daher die Erklärungen desselben in den verschiedenen Ländern von einander abweichen. Die Tunkinesischen Nachfolger des Confucius erkennen einen obersten Gott, der das

irdische Leben ausschmückt und ordnet. Es scheint nicht, daß sie ihn auch für den Schöpfer der Welt halten, denn die Welt ist ewig und folglich unerschaffen. Sich die Gottheit unter Bildern denken, und diese anbeten, halten sie für kindisch; nur den Geist zu verehren, gestattet die Weisheit, und der Geist wird nur im Geiste erkannt und im reinen Herzen verehrt. Die Unsterblichkeit ist ein Gegenstand des Nachdenkens, dem keine positive Lehre ein Ende machen kann. Gute Handlungen verdienen eine Belohnung, und die Fortdauer des Gerechten widerspricht der Weisheit nicht; der Böse aber verdient kein ewiges Leben *), denn seine Seele war nur vom Irdischen erfüllt und mit der Auflösung des Körpers zerfällt auch ihr Zusammenhang.

Diese Religion hat weder Tempel noch Priester, noch eine ordentliche Form des Gottesdienstes. Sie beruhet darauf, daß man den König des Himmels verehrt und die Tugend ausübt. Jeder Mensch hat in der Art, die Gottseligkeit zu üben, völlige Freiheit. Keiner kann also dem andern Aergerniß geben. Dem König des Himmels zu opfern, hat nur der Kaiser das Recht. Bei öffentlichem Elende, bei Hunger, Pest u. s. w. verrichtet er ein Opfer in seinem Pallaste. Diese große Handlung der Religion ist allen andern bei Lebensstrafe untersagt.

Die Religion des Volks ist eine Modifikation der Lehre des Buddha, der in Tunkin Bout und in China Fo genannt wird. Diese Religion scheint hier einfacher und weniger durch Mysterien entstellt zu seyn, als in China. Der Gottesdienst erinnert an die alte patriarchalische Einfalt. Dem wohlwollenden gütigen Geiste werden die Erstlinge der Heerden und aller Früchte zum Opfer gebracht. Die ersten Reiß-Aehren, die erste

*) Baron's Beschreibung von Tunkin.

Arekanuß, der erste Becher mit ausgepreßtem Zucker, werden zu dem Kästchen getragen, worin sich das heilige Bildniß befindet, und mit der größten Ehrerbietigkeit niedergelegt, als ein Zeichen, daß die Menschen von der Güte der Gottheit durchdrungen sind. Keine hohen stolzen Tempel werden hier der Gottheit erbaut. Die Pagoden der Tunkinesen sind offene Hütten, in deren Mitte man einige Götzenbilder aufgehängt, oder auf Breter gesetzt sieht, ohne Altar und ohne andern Schmuck. Der Fußboden wird nur etwas erhoben, um ihn vor Ueberschwemmungen zu sichern, und man steigt auf Stufen hinauf, die rings herum gehen, so daß man auf allen Seiten hinein kommen kann. Gewöhnlich haben diese Tempel die Gestalt eines langen Vierecks. Diese Pagoden werden wenig besucht. Die Bekenner des Fo begnügen sich damit, daß sie den erhabenen Geist, der ein reines und lauteres Herz allen Tempeln vorzieht, an allen Orten und unter allen Umständen, die sich ihnen darbieten, anbeten. Ein kleines Kästchen, das oft nicht größer als eine Schnupftabaksdose ist, enthält häufig eine von ihren Lieblingsgottheiten in sich. Zu der Art von Frömmigkeit, die der Mensch für sich allein im Stillen ausübt, wird auch nicht so viel Raum erfordert, als zu einer Gottesverehrung, die von der ganzen vereinigten Gemeinde veranstaltet wird, und an welcher oft die Eitelkeit, die Heuchelei und der Volksbetrug den größten Antheil haben. Eine Schutzgottheit der Cochinchinesen kann ohne die geringste Unbequemlichkeit in jedem Winkel des Hauses aufgestellt, oder auch zur Noth in der Tasche nachgetragen werden. Unter den Banianenbäumen, wo das Bild des Fo in einem kleinen Verschlage angebracht ist, wird der öffentliche Gottesdienst noch am häufigsten gefeiert.

Die Cochinchinesen sind dennoch — troß der Einfachheit dieses Gottesdienstes — abergläubig, und haben, nach Barrow, bei ihren Religionsübungen weniger die

Absicht, irgend ein bestimmtes Gute dadurch zu erlangen, als vielmehr ein eingebildetes Uebel von sich abzuwenden; d. h. der böse Geist wird von ihnen mehr gefürchtet, als der gute verehrt. In mehreren Gegenden des Landes sind große hölzerne Pfähle oder Säulen aufgerichtet durch welche nicht nur die Plätze bezeichnet werden, an denen sich irgend ein öffentliches oder Privatunglück zugetragen hat, sondern durch welche man hauptsächlich den bösen Geist, der ihrer Meinung nach das Unglück bewirkt hat, wieder zu versöhnen hofft. Eben so glauben sie auch, wenn ein Kind stirbt, daß sich die Aeltern desselben den Zorn eines bösen, feindselig gegen die Menschen gesinnten Geistes zugezogen haben; sie suchen alsdann durch Opfer von Reiß, Oel, Thee, Geld, oder was sie sonst glauben, das der beleidigten Gottheit am angenehmsten ist, den Zorn derselben von sich abzuwenden, oder sie wieder mit sich auszusöhnen. Hieraus läßt sich zugleich mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß die empörende Gewohnheit des Kindermords sich nicht unter den sonstigen verwerflichen Gebräuchen befindet, die sie noch von den Chinesen beibehalten haben. — Obgleich auch diese Secte keine eigentlichen Priester hat, so giebt es doch in Anam eine Gattung Mönche, die den Dienst in den Pagoden versehen und sich mit Wahrsagen und Zauberei abgeben. Es ist noch unentschieden, ob sie nicht zu einer eigenen Secte gehören, welche Baron die Lanzo nennt, und von denen er sagt, daß sie bei den Großen in Achtung und bei dem Volke in Ehrfurcht ständen. Man befragt die Oberhäupter der Lanzo bei wichtigen Sachen, und ihre Antworten und Vorhersagungen werden für Eingebungen des Himmels gehalten. Man hat verschiedene Classen derselben. Die Thay-Bou werden bei Heirathen, Gebäuden und häuslichen Geschäften befragt. Man bezahlt ihre Antworten freigebig, denn um das Ansehen ihrer Betrügereien zu unterstützen, haben sie die Geschicklichkeit, ihre Prophezeiungen in zweideutige Ausdrücke zu verhüllen, die

dann leicht mit dem Ausgange überein zu stimmen scheinen. Die Zauberer dieser Art sind alle blind, sie mögen es nun von Geburt oder durch Zufall seyn. Alle nämlich, welche das Gesicht verloren haben, ergreifen das Handwerk der Thay-Bou. Ehe sie ihren Spruch sagen, nehmen sie drei Stückchen Kupfer, auf welche sie gewisse Züge graben, und werfen sie in einem Raume, den ihre Hände erreichen können, verschiedenemale auf die Erde. Sie riechen jedesmal, auf welche Seite sie gefallen sind, sprechen alsdann einige Worte, deren Ton man aber nicht hört, nur daß man sie ihre Lippen bewegen sieht, und geben endlich die verlangte Antwort.

Die Thay-Bou-Toni sind diejenigen, an welche man sich der Krankheiten wegen wendet. Sie sind die Aerzte des Landes und haben ihre Bücher, in denen sie die Ursachen und den Erfolg aller natürlichen Wirkungen zu finden vorgeben. Aber ihre Antwort ist unfehlbar immer: die Krankheit komme vom Teufel, oder von einigen Wassergöttern. Ihre Hauptarzenei und Universalmedizin ist das Getöse von Cymbeln, Becken und Trompeten. Der Beschwörer ist auf eine wunderliche Art gekleidet, um noch mehr zu imponiren; er singt laut, spricht unter dem Lärmen der Instrumente verschiedene Zauberworte, die man nicht verstehen darf, daher er ein Glöckchen in der Hand hält, und damit ohne Unterlaß klingelt. Nebenbei macht er seltsame Bewegungen, springt wie ein Bock, als ob die Offenbarung ihm schon durch alle Glieder zucke, geräth in Begeisterung, indem er mit stieren starren Augen das heilige Nichts anschaut, und setzt diese Bewegungen bis auf den Augenblick fort, da sich das Schicksal des Kranken entweder zum Leben oder zum Tode entdeckt (denn gewöhnlich werden diese Herren erst befragt, wenn die Noth am höchsten ist). Alsdann wird es dem Tay-Bou-Toni klar vor den Augen, und wenn der Kranke in den letzten

Zügen liegt, spricht er: „Er muß sterben!" Und die Umstehenden bewundern den Propheten. Wenn diese Arbeit etliche Tage dauert, so versorgt man die Wahrsager mit den besten Speisen des Landes, welche sie ohne Furcht essen; ob sie sich wohl stellen, als böten sie solche erstlich dem Teufel als ein Opfer und zu seiner Befriedigung an.

Eben den Zauberern schreibt man auch die Gewalt zu, böse Geister aus einem Hause zu vertreiben. Die Thay-Bou-Toni rufen Anfangs, mit hierzu gewöhnlichen Formeln, andere Geister an. Nachher kleben sie Blätter von gelbem Papiere, auf denen widerliche Fratzen gemalt sind, an die Wand, und fangen an zu schreien, zu hüpfen, und allerlei Verdrehungen zu machen, wobei sie zugleich ein entsetzliches Getöse erheben, das allerdings den Teufel selbst aus der Hölle zu treiben fähig ist. Diese geschickten Männer segnen auch die neuen Häuser ein, und wer ein solches eingeweihtes Haus besitzt, dem kann der Teufel nichts mehr anhaben.

Die Thay-de-lis werden wegen der vortheilhaftesten Stellen zu Beerdigungen befragt. Sie haben viel zu thun, denn die Tunkinesen halten viel auf ein feierliches Begräbniß und die Todten zu ehren ist bei ihnen Religionspflicht.

Die Bacotes sind eine andere Art Betrüger, welche die Zauberei nur für den gemeinsten Pöbel ausüben, und deren Belohnung so nichtswürdig ist, als ihre Verrichtungen. Der Pöbel vertraut ihnen seine heimlichsten Wünsche und liebsten Gedanken an; daher vorauszusetzen ist, daß diese Propheten wenig Gelegenheit haben werden, sich in der Delicatesse zu üben.

7.
Verfassung.

Der Verein des Despotismus mit einer militärischen Organisation ist der Charakter der Cochinchinesischen Reichsverfassung. Jeder Unterthan muß in der Regel Soldat werden, nur ausgezeichnete gelehrte Kenntnisse, oder Beredsamkeit, die ihn zu Staatsämtern geschickt machen, können ihn von diesem Theile des kaiserlichen Dienstes befreien. Alle Aemter im Civil- wie im Militär-Stande besetzt der Kaiser nach Willkür oder nach persönlichem Verdienste, denn es giebt hier keinen Erbadel, der auf Ansehen und Würden Ansprüche gäbe, und man sieht den Sohn des ersten Ministers nicht selten nach dem Tode des Vaters das Handwerk eines Ruderknechts ergreifen. Militärische Verdienste werden hier ungefähr wie in Rußland Verdienste um die Krone belohnt. Der tapfere Befehlshaber erhält nämlich eine gewisse Anzahl Leute als Eigenthum; diese sind verbunden, sie mögen auch wohnen in welchem Theile des Reichs es immer sey, denjenigen, an welchen sie der Kaiser angewiesen hat, für ihren Oberherrn zu erkennen, indem sie gehalten sind, ihm in allen Fällen mit ihren Waffen beizustehen, und ihm alle Abgaben zu bezahlen, die sie vorher an den Kaiser selbst bezahlten.

Bei Rechtshändeln wird auf eine ziemlich militärische Art verfahren. Die Vicekönige oder Gouverneurs der Provinzen verwalten das Richteramt, indem sie täglich vier Stunden, zwei Vormittags und zwei Nachmittags, in einem großen Hofe ihres Pallastes Audienz ertheilen. Bei diesem Gericht werden alle Klagen und Prozesse angebracht, und der Vicekönig oder Gouverneur, der auf einer erhabenen Bühne, wie auf einem Balcon sitzt, giebt Jedem

nach der Reihe Gehör. Dieses geschieht öffentlich und in Gegenwart mehrerer Zuschauer. Der Richter verläßt sich dabei nicht bloß auf eigene Erfahrung, sondern nimmt auch auf die Zuschauer Rücksicht, welche entweder dem Kläger oder dem Beklagten Beifall zurufen. Hierauf spricht der Gouverneur das Urtheil ohne Verzug mit lauter Stimme, welches auch gewöhnlich ohne Appellation vollstreckt wird, es sey Tod, Verbannung, Auspeitschen oder Geldstrafe, weil ein jedes Verbrechen nach dem Gesetz bestraft werden soll.

Der Vergehungen, die strenge geahndet werden, giebt es viele, vorzüglich aber bestrafen sie falsche Zeugnisse, Diebstahl und Ehebruch nachdrücklich. Was diejenigen anbetrifft, die überführt sind, ein falsches Zeugniß gegeben zu haben, so werden sie unausbleiblich zu eben der Strafe verurtheilt, die dem Beklagten für das angeschuldigte Verbrechen wäre zuerkannt worden. Sogar wenn das Verbrechen mit dem Tode bestraft werden soll, wird das Urtheil an dem falschen Zeugen vollzogen, und die Erfahrung lehrt, daß dieses Mittel sehr wirksam zu Entdeckung der Wahrheit ist.

Diebe werden, wenn der Diebstahl beträchtlich ist, geköpft; ist er geringe, (z. B. ein Huhn oder dergleichen,) so wird dem Thäter für das erste Vergehen ein Finger abgelöset, für das zweite ein zweiter Finger, für das dritte ein Ohr, und für das vierte muß er den Kopf hergeben.

Ehebrecher, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, werden den Elephanten vorgeworfen, um von diesen getödtet zu werden.

Die geschriebenen Gesetze sollen im Ganzen weise, gerecht und dem Naturrechte angemessen seyn; aber sie werden wenig beobachtet, und der Gesetzgeber hat, wie eine Prophezeihung, den Ausspruch gethan: „die kostbare Materie (das Gold) vernichtet das Gesetz." Der Geiz

der Mandarinen, die Raubsucht ihrer Untergebenen, machen alle Gesetze unnütz, ja schädlich, indem sie den Richtern Anlaß geben Formalitäten zu ersinden, die zu nichts dienen, als von den Parteien Geld zu erpressen. Dieser Umstand hat das einzige Gute, daß er die Streitsüchtigen abschreckt, durch Prozesse sich arm zu machen. — Es giebt Beispiele, daß ein bestochener Richter ein ungerechtes Urtheil mit dem Kopfe hat büßen müssen; dadurch sind aber seine Nachfolger nicht abgeschreckt worden, und haben ihn oft in der Bestechlichkeit noch übertroffen. — In den Dörfern haben die Gemeinden eine Art von Polizei unter sich eingeführt, wodurch Recht und Eigenthum besser als durch die Dazwischenkunft vornehmer Richter geschützt werden *). Diese Gemeinde-Polizei ist die erste Instanz in Civilprocessen. Von demselben geht die Appellation an den Gerichtshof Nha-hu-yen, welches eine Art Amt ist. Kann man sich hier nicht vergleichen, so geht der Recours an den Nha-phu, welcher über drei Dörfer gesetzt ist; dann zu dem Bon-Tran oder dem Gerichtshof des Gouverneurs der Provinz, und zuletzt an den Rath des Kaisers, Con-bou genannt. Privatleute sind selten reich genug, um bis zu diesem höchsten Tribunal gelangen zu können.

Die Abgaben werden, wenn anders Renouard de Sainte-Croix's Gewährsmann recht berichtet, gewöhnlich durch Schläge eingetrieben. Der Kaiserliche Mandarin läßt dem Volksmandarin wissen, wie viel sein District zu zahlen habe, und schickt zum Eintreiben der Abgaben einen Unteroffizier mit einigen Soldaten ab. Ist das Geld nicht gleich bei der Hand, so erhält der Volksmandarin Schläge auf den Rücken und auf die Schenkel. Dieser behandelt auf gleiche Weise die Vorgesetzten der Dörfer, und diese prügeln die einzelnen Einwohner, welche

*) Renouard de Sainte-Croix pag. 255.

wieder auf ihre Weiber und Kinder losschlagen, bis durch angestrengte Arbeit die Abgabe herbeigeschafft wird. Jedes Dorf muß in Verhältniß seiner Volksmenge eine Anzahl Soldaten stellen; diese werden gewöhnlich unter den reichen Familien gewählt, weil sie für die Treue des Kriegers gut stehen, und ihn ersetzen müssen, im Fall er entläuft. In Tunkin nimmt man gewöhnlich den siebenten Mann, in Cochinchina auch wohl den dritten.

Ueber die militärische Macht des Kaisers hat uns Barrow ein interessantes Tableau mitgetheilt. Die ganze Kriegsmacht bestand im Jahre 1800 aus folgenden verschiedenen Corps:

Landmacht:

24 Schwadronen Büffelkavalerie	6,000 M.
16 Elephanten-Bataillone mit 200 solcher Thiere	8,000 M.
30 Bataillone Artillerie	15,000 M.
25 Regimenter, jedes 1200 Mann stark, die auf Europäische Art eingerichtet und geübt waren .	30,000 M.
Infanterie mit Luntenbüchsen, Säbeln rc. die nach der alten Landes-Sitte gekleidet und geübt waren	42,000 M.
Die Garden des Königs, die ganz nach den Grundsätzen der Europäischen Taktik geübt waren :	12,000 M.
	113,000 M.

Seemacht:

Feuerwerker in dem See-Arsenal	8,000 M.
Matrosen, die auf den Schiffen im Haven eingeschrieben waren	8,000 M.
Matrosen für die auf Europäische Art gebauten Schiffe	1,200 M.
Matrosen für die Junken	1,600 M.
Matrosen für 100 Ruderschiffe oder Galeeren	8,000 M.
Im wirklichen Seedienste	26,800 M.
Gesammter Betrag der Kriegsmacht	139,000 M.

Die Cochinchinesen haben in der Kriegskunst und militärischen Disciplin viel von den Europäern gelernt. Sie machen ihre Aufmärsche, Evolutionen, Ge-

fechte und Rückzüge oft mit großer Geschicklichkeit. Zur See fechten sie mit Galeeren, die Kanonen führen und mit bewaffneten Soldaten besetzt sind. Die Art, diese Galeeren zu bemannen, hat etwas sonderbares. Mehrere kaiserliche Beamte durchstreifen das Reich, ergreifen alle, die zum Rudern tüchtig sind, und führen sie auf die Galeeren. Diese Methode ist weniger drückend, als sie es zu seyn scheint; denn die Leute werden am Bord gut behandelt; auch werden ihre Weiber und Kinder, so lange die Männer abwesend sind, ernährt, und mit allen Bedürfnissen ihrem Stande gemäß versehen. Die Matrosen dienen nicht allein am Ruder, sondern ergreifen bei Gelegenheit auch die Waffen, daher sie mit Flinten, Wurfspiesen und Säbeln versehen sind.

8.

Topographie.

Tunkin ist gegenwärtig in zwölf Provinzen eingetheilt, deren Namen aber nicht bekannt ist, bis auf die größte, welche Xu-Nam heißt und so stark bevölkert seyn soll, als alle übrigen zusammen genommen. Die Hauptstadt Cachau ausgenommen, giebt es, nach Baron; in ganz Tunkin nicht drei Städte, welche der Aufmerksamkeit werth wären; die Dörfer aber, welche die Einwohner Aldeas nennen, sind in diesem sehr bevölkerten Lande fast unzählbar.

Cachau oder Kachao, die alte Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Tunkin, hat einen sehr großen Umfang, zählt gegen 20,000 Häuser oder eigentlich Hütten und ist außerordentlich bevölkert. An Markttagen ist das Gedränge der Menschen so groß, daß Baron versi-

chert, man hätte von Glück zu sagen, wenn man in einer halben Stunde hundert Schritte vorwärts kommen könne. — Der königliche Pallast befand sich schon zu Baron's Zeit (1685) im Verfall. Die Höfe waren mit Marmor gepflastert, seine Thore und die Ruinen seiner Zimmer bezeugten seine ehemalige Pracht und erregten ein Bedauern über die Zerstörung eines der schönsten Gebäude in Asien. — Der große Fluß Songkoy, an welchem die Stadt liegt, kommt von China, theilt sich, nachdem er bei Cachau vorbeigeflossen ist, in mehrere Arme und ergießt sich in die Bay Anam. Der Fluß gewährt der Stadt mannichfaltige Vortheile, indem er den Verkehr mit dem Innern des Landes und den Handel befördert. Ehedem hatten hier mehrere Europäische Nationen ihre eigenen Factoreien.

Coubac, eine Stadt mit einem sehr guten Haven.

Domea, eine kleine Stadt mit einem Haven, der von fremden Schiffen häufig besucht wird. Die Flut steigt hier bis zu 10 Fuß Höhe.

Hean, die Hauptstadt einer nördlichen Provinz, etwa 12 Meilen von Cachau entfernt; eine ziemlich ansehnliche Stadt am großen Flusse.

Cochinchina ist, wie Tunkin, ebenfalls in zwölf Provinzen getheilt. Die drei nördlichen heißen Dengoe, Quanbing, Dihh-eut; die sieben mittleren sind Hue, Cham, Quanglia, Quenia, Phayn, Nlaru und Natlang; die zwei westlichen Provinzen endlich sind das ehemalige kleine Königreich Tschiampa, und Donnay.

Die nördlichen Provinzen haben nur kleine Häven und werden nicht von fremden Schiffen besucht. Die merkwürdigsten Flüsse in denselben sind der Digne-Ket, und der Hue; der erste bildet die Gränze zwischen Tunkin und Cochinchina, fließt von Westen nach Osten und fällt ins Meer in einer Bucht, unter 17° 30′ N. Br. Hier befand sich auch die Mauer, die zur Vertheidigung beider Reiche errichtet war. Die Hauptproducte dieser Provinzen sind Eisen, Wachs und Pfeffer.

Hue, die schönste, gesundeste, fruchtbarste Provinz, wird vom Hue-Fluß bewässert, dessen Mündung unter 16° 14′ N. Br. Der Fluß entspringt auf den Gebirgen, die Cochinchina von Laos scheiden und durchläuft eine Strecke von ungefähr 12 teutschen Meilen. Die Mündung ist versandet und gegenwärtig kein guter Haven.

Hue (Kahue, Kehue), die Hauptstadt des ganzen Reichs und die Kaiserliche Residenz in einer angenehmen Gegend am Flusse Hue. Der Ort ist offen und gleicht vielmehr einem Haufen zusammengedrängter Dörfer, als einer Stadt. An den beiden Ufern des Flusses findet man jedoch einige schöne Gebäude. Der Kaiser hat mehrere Palläste in Hue, unter denen der vorzüglichste auf einer Insel liegt, und ob er gleich nur von Holz und nur ein Stockwerk hoch ist, so geben ihm doch die Säulen von Ebenholz, mit denen er geziert ist, ein schönes Ansehen. — Es sollen in der Stadt gegen 400 Pagoden gefunden werden, die im Chinesischen Geschmack erbaut sind. Mehrere künstliche Canäle befördern den Verkehr zwischen den zwölf Quartieren, in welche der Ort getheilt ist, dem man einen Umfang von zehn bis zwölf teutschen Meilen giebt.

Huehan, von den Chinesen Fai Pho genannt, ist die zweite Stadt des Reiches, und die vorzüglichste Handelsstadt in demselben. Sie liegt in der Provinz Chiam, welche von dem Flusse Han bewässert wird. Dieser Fluß fällt 15° 50′ N. Br. in die Bai von Turon mit zwei Mündungen, zwischen welchen die Insel Kiam liegt und bildet auf einer Seite gegen Nordwest den vortrefflichen Haven von Turon und auf der andern gegen Südwest den Haven von Fai-Pho oder Hue Han. Dieser letzte Haven ist für die großen Schiffe weniger sicher, als der von der Bai von Turon; aber er ist sehr bequem für die Junken, die nur 10 bis 12 Fuß im Wasser gehen. Die Stadt wird nur von Kaufleuten bewohnt. Im Jahre 1750 zählte man über 10,000 Chinesen, die sich hier niedergelassen hatten, und Unterthanen des Königs von Cochinchina geworden waren.

Die weiter südlich gelegene Provinz Quanglia ist reich an Seide und Baumwolle.

In Quenia liegt der Haven Neue-Mane, vielleicht der beste auf der ganzen Küste, der aber wenig von Ausländern besucht wird, weil er zu weit vom Hofe entfernt liegt, und alle Capitains mit dem Kaiser, der selbst der erste Handelsmann ist, Geschäfte machen müssen.

Die inneren Provinzen sind reich an Waldungen, in denen man die schönsten Holzgattungen antrifft. — Donnay ist von Cambodscha abgerissen worden und gegenwärtig die Fruchtkammer von Cochinchina; sie besteht aus einer unermeßlichen, wohlbewässerten und mit Reißfeldern bedeckten Ebene. — Tsiampa, ehedem ein unabhängiges kleines Königreich, hat Goldbergwerke und liefert Elfenbein und Adlerholz.

Die Anamiten suchen sich immermehr in Cambodscha auszubreiten und werden es wahrscheinlich mit ihrem Reiche vereinen *).

*) Die Topographie von Cochinchina ist noch wenig bekannt; die bis jetzt ausführlichsten Nachrichten darüber findet man in Herrn Mentelle Choix de Lectures géographiques, wo ein anonymer Aufsatz über Cochinchina mitgetheilt ist. Uebersetzt ist derselbe im 38sten Bande der Sprengel-Ehrmann'schen Bibliothek.

Inhalt.

Asien.

Siebente Abtheilung.

Seite

C. Süd-Asien.

Achte Abtheilung.

C. Süd-Asien. (Fortsetzung.)

Neunte Abtheilung.

C. Süd-Asien. (Fortsetzung.)

Zehnte Abtheilung.

C. Süd-Asien. (Fortsetzung.)

Vorderindische Inseln.

Eilfte Abtheilung.

C. Süd-Asien. (Fortsetzung.)

Hinter-Indien.

Zwölfte Abtheilung.

C. Süd-Asien.

Charten und Kupfer.

30

5



CHE

o

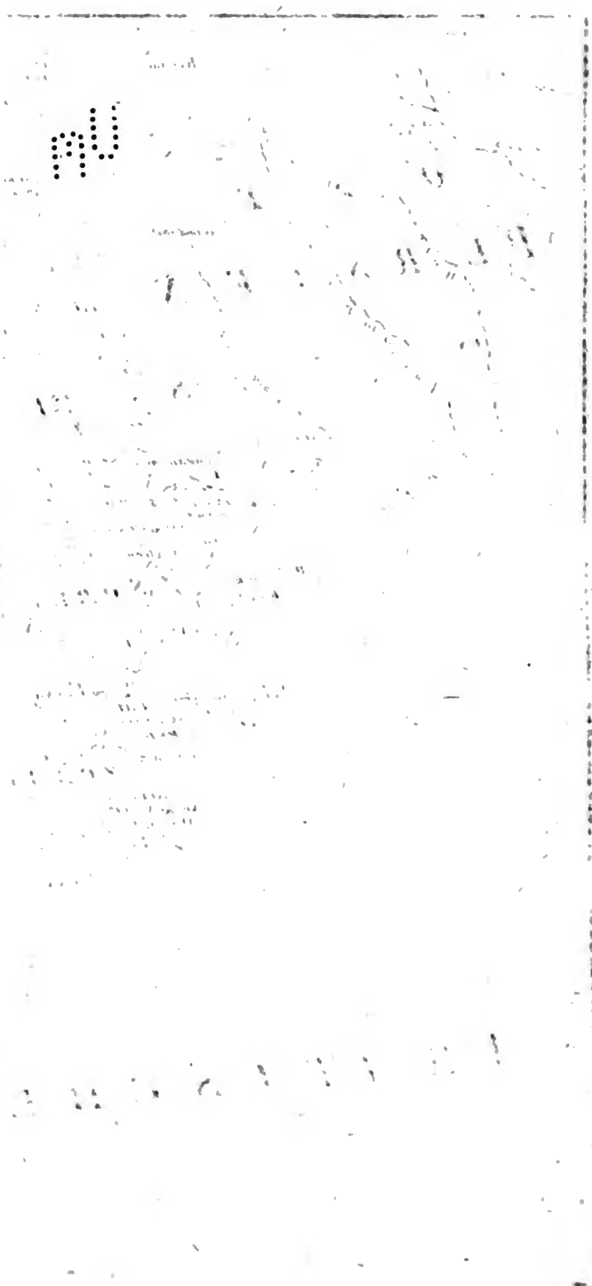
e

O

H

5

100



80°

30'



CHA
v
CEY

Nach A.Arrowsmith's
Den Händen der Co
ostindischen Angel
chen Z.

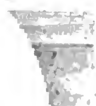
Magam

MANAR

Colombo

Die Längen sind östlic

30'





Taf. 2.



te

Taf. 8.





Wischnu auf der Schlange Adisseschen schlafend.

Götzen der Hinduer.

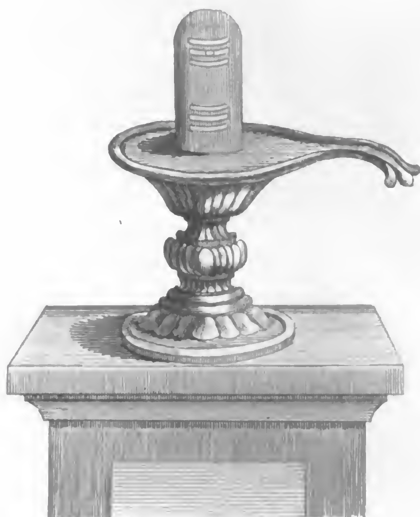
Taf. 12





Kama, der Gott der Liebe unter zweyerley Gestalt.





Der Lingam.



Darmadeve.

Der Gott der Tugend.



2.

Name, Lage, Größe, Naturbeschaffenheit, Klima, Boden, Gewässer, Producte.

Die Einwohner sollen, nach de la Loubère *), den Namen Siam nicht kennen, der ihnen von den Portugiesen gegeben wurde, ohne daß man jetzt den Ursprung desselben genau anzugeben wüßte **); sie selbst nennen sich Tai, welches Wort in ihrer Sprache die Freien bedeutet, daher die Siamesen, während ihrer Verbindung mit den Franzosen, mit einem Wortspiel sagten: daß auch sie Franken wären. Das Land nennen sie Meüang Tai, d. i. Königreich Tai. Sie unterscheiden noch Tai-nòe, oder Bewohner von klein Siam, und Tai-yái, oder Bewohner von Groß-Siam; letzteres ist der nördliche Theil von Siam und wurde, wenigstens ehedem, von einem wilden Volke bewohnt.

Das Königreich Siam ist von hohen Gebirgen eingeschlossen, die von so wilden und armen, als freien und unschuldigen kleinen Völkerstämmen bewohnt werden. Die beiden Gebirgsketten bilden ein großes Thal, das an einigen Orten 15 bis 60 teutsche Meilen breit, und von Norden nach Süden, von dem schönen Fluß durchschnitten wird, den die Siamesen Menam nennen, d. i. das große Wasser. Er vergrößert sich durch die Bäche und kleinen Flüsse, welche von den Gebirgen auf beiden Seiten herab-

*) De la Loubère description du royaume de Siam à Paris. Eine schlechte teutsche Uebersetzung dieses Werkes ist 1800 in Nürnberg herausgekommen.

**) Kämpfer, in seiner Beschreibung von Japan sagt, daß die Malajen und Peguaner das Land der Tai: Tsiam nennen.

